FREDRIK BACKMAN

KLEINE STADT DER GROSSEN TRÄUME

ROMAN



KRÜGER

Fredrik Backman

Kleine Stadt der großen Träume

Roman

Aus dem Schwedischen von Antje Rieck-Blankenburg

E-BOOKS

Inhalt

- Für Saga Backman, meine [...]
- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22

- 23
- 24
- 25
- 26
- 27
- 28
- 29
- 30
- 31
- 32
- 33
- 34
- 35
- 36
- 37
- 38
- 39
- 40
- 41
- 42
- 43
- 44
- 45
- 46
- 47
- 48
- 49
- 50

- Danksagung

Für Saga Backman, meine Großmutter, die mich gelehrt hat, den Sport zu lieben. Welch ein stilles Dasein ich ohne ihn gefristet hätte. Ich kann nur hoffen, dass die große Bar im Himmel vernünftige Dry Martinis serviert und sie dort Wimbledon immer auf einer Großbildleinwand zeigen. Ich vermisse dich.

Und für Neda Shafti-Backman, meine witzigste, smarteste, streitsüchtigste beste Freundin, die mir Auftrieb verleiht, wenn ich es nötig habe, und mich erdet, wenn ich es verdient habe. Asheghetam.

1

An einem späten Abend Ende März nahm ein Teenager eine doppelläufige Schrotflinte in die Hand, ging damit geradewegs in den Wald, richtete die Waffe gegen die Stirn eines anderen Menschen und drückte ab.

Die nachfolgenden Geschichten erzählen, wie es dazu gekommen ist.

2

Klack-klack-klack-klack-klack.

Es ist gerade Anfang März, und noch ist in Björnstadt nichts passiert. Heute ist Freitag, und alle warten gebannt auf den morgigen Tag, an dem die Juniorenmannschaft von Björnstadt Eishockey im Halbfinale gegen die beste Mannschaft der Jugendliga Schwedens spielen wird. Wie wichtig mag das sein? Natürlich nicht besonders wichtig. Wenn das Spiel nicht ausgerechnet hier stattfinden würde.

Klack. Klack. Klack-klack-klack.

Die Stadt erwacht wie an jedem Wochentag schon früh, denn kleine Orte müssen sich einen gewissen Vorsprung sichern, um sich in der Welt behaupten zu können. Auf die Reihen der Pkws auf dem Parkplatz vor der Fabrik hat sich schon eine Schneeschicht gelegt, und die Beschäftigten stehen mit halbgeöffneten Augen und noch halbgeschlossenem Bewusstsein schweigend Schlange, um sich ihre Existenz mittels elektronischer Zugangskarten von der Stempeluhr bestätigen zu lassen. Dort stampfen sie sich in Erwartung eines ersten Kicks in Form von Koffein, Nikotin oder Zucker, der ihre Körper zumindest bis zur ersten Pause einigermaßen funktionstauglich machen soll, mit Autopilotblicken und Anrufbeantworterstimmen den Schneematsch von den Stiefeln.

Draußen auf der Landstraße verlassen die Pendler gerade in ihren Autos den Ort, um die größeren Städte hinterm Wald anzusteuern, wobei sie mit ihren Fausthandschuhen fluchend gegen das Gebläse hämmern, wie man es nur tut, wenn man betrunken ist, im Sterben liegt oder zu früh am Morgen in einem eiskalten Peugeot sitzt.

Wenn sie sich ganz still verhalten, können sie es selbst in ihren Autos hören: Klack-klack-klack. Klack. Klack.

Maya wacht in ihrem Zimmer auf, in dem die Wände zugepflastert sind mit Bleistiftzeichnungen und gesammelten Eintrittskarten von Konzerten, bei denen sie war, weit weg von Björnstadt. Es sind zwar nicht annähernd so viele, wie sie sich wünschen würde, aber bedeutend mehr, als ihre Eltern ihr eigentlich erlaubt haben. Sie bleibt im Bett liegen und spielt im Pyjama Gitarre. Sie liebt alles an diesem Instrument. Das Gewicht auf ihrem Körper, das Klingen des Holzes, wenn sie mit ihren Fingerspitzen dagegenklopft, und den festen Druck der Saiten auf ihrer Haut, noch bevor sie richtig wach ist. Für sie klingen die schlichten Töne und die sanften Riffs wie ein himmlisches Spiel. Sie ist fünfzehn und hat in ihrem Leben schon viele Leidenschaften entwickelt, doch die Gitarre wird immer ihre erste Liebe bleiben. Das Instrument hat ihr das Dasein in dieser Stadt erträglicher gemacht und geholfen, es als Tochter des Sportdirektors eines Eishockeyklubs mitten im Wald auszuhalten.

Sie hasst Eishockey, kann aber die Leidenschaft ihres Vaters nachvollziehen, denn der Sport ist nur ein anderes Instrument als ihres. Ihre Mutter flüstert ihr immer ins Ohr: »Trau keinem, der nichts im Leben uneingeschränkt liebt.« Ihre Mutter liebt einen Mann, der einen sportbegeisterten Ort liebt. Björnstadt ist eine Eishockeystadt, deren

Einwohnern man vieles nachsagen kann, aber nicht, dass sie unzuverlässig wären. Wenn man hier wohnt, weiß man, was einen erwartet. Tagein, tagaus.

Klack.

Björnstadt, die Stadt der Bären, liegt völlig abseits im Nirgendwo, und selbst auf der Landkarte hat der Ort eine ziemlich unnatürliche Form. Er sieht aus »wie ein besoffener Riese, der versucht hat, seinen Namen in den Schnee zu pissen«, würden manche sagen. »Als hätten Mensch und Natur ein Tauziehen um den Lebensraum gegeneinander veranstaltet«, würden möglicherweise die etwas Gemäßigteren einwenden. Die Stadt verliert sukzessive in allem, jedenfalls ist es schon lange her, dass sie einmal irgendetwas gewonnen hat. Die Arbeitsplätze werden immer weniger, so dass die Einwohnerzahl jedes Jahr sinkt, und der Wald verleibt sich in jeder Saison ein oder zwei leerstehende Häuser ein. In ihrer Blütezeit hat die Gemeinde am Ortseingang ein Schild mit einem Slogan aufgestellt, wie es damals modern war: *»Willkommen in Björnstadt – Wir wollen ein wenig mehr!«* Doch die Worte *»ein«* und *»mehr«* sind innerhalb weniger Jahre dem Wind und Schnee zum Opfer gefallen und ausradiert worden. Manchmal hat man den Eindruck, der ganze Ort wäre ein philosophisches Experiment: Wenn eine Stadt dem Wald anheimfällt, aber niemand davon erfährt, spielt es dann noch irgendeine Rolle?

Um darauf antworten zu können, muss man ein paar hundert Meter bis zum See hinuntergehen. An seinem Ufer steht eine Eishalle, die nicht besonders viel hermacht. Sie wurde vor vier Generationen von Fabrikarbeitern errichtet, Männern, die sechs Tage in der Woche arbeiteten und am siebten etwas brauchten, worauf sie sich freuen konnten. All die

Liebe, die diese Stadt aufzubringen vermag, scheint sie noch immer diesem Spiel zu widmen: dem Eis und der Bande, den roten und blauen Linien, den jungen Körpern mit den Schlägern in der Hand, die auf der Jagd nach dem Puck in voller Fahrt auf die Bande zustürmen, kraftstrotzend und entschlossen. Diese Liebe scheint erblich zu sein, denn die Tribüne ist jahrein, jahraus an jedem Wochenende bis auf den letzten Platz gefüllt, obwohl sich die Leistungen des Klubs im selben Takt verschlechtert haben wie die wirtschaftliche Lage der Stadt. Vielleicht auch gerade deswegen, weil alle hoffen, dass sich alles andere schon von allein erholen wird, wenn es mit dem Klub nur wieder bergauf geht.

Das ist der Grund dafür, dass Orte wie dieser ihre Hoffnungen auf die Jugend setzen müssen, denn die Jugendlichen sind die Einzigen, die keine Erinnerung daran haben, dass es früher einmal besser war. Manchmal kann das ein Segen sein. Und so haben sie ihre Juniorenmannschaft genauso aufgebaut wie die älteren Generationen ihre Gemeinschaft: hart arbeiten, Rückschläge einstecken, nicht beschweren, nicht aufbegehren – und den verdammten Großstädtern zeigen, woher wir kommen.

In der Gegend gibt es nicht viel Bemerkenswertes. Aber alle, die schon einmal hier waren, wissen, dass es sich um eine Eishockeystadt handelt.

Klack.

Amat wird bald sechzehn. Sein Zimmer ist so klein, dass es, wenn es in einer größeren Wohnung in einem teuren Wohnviertel einer Großstadt läge, noch nicht einmal als begehbarer Kleiderschrank durchgehen würde. Die Tapeten sind bis auf zwei Ausnahmen vollständig mit Postern von Spielern der National Hockey League zugepflastert. Das eine ist ein Foto von ihm selbst als Siebenjährigem mit zu großen Handschuhen an den Händen und

einem in die Stirn gerutschten Helm. Er ist der Kleinste von allen Jungs auf dem Eis. Das andere ist ein weißes Blatt Papier, auf das seine Mutter Teile eines Gebets geschrieben hat. Als Amat geboren wurde, lag sie mit ihm auf der Brust in einem engen Bett in einem kleinen Krankenhaus auf der anderen Seite der Erdhalbkugel, sie beide ganz allein auf der Welt. Eine Krankenschwester flüsterte ihr damals das Gebet ins Ohr, von dem es heißt, Mutter Teresa hätte es an die Wand über ihrer Schlafstätte geschrieben, und die Krankenschwester hoffte, dass es der einsamen Frau Kraft und Hoffnung verleihen würde. Seit fast sechzehn Jahren hängt dieser Zettel nun an der Wand im Zimmer ihres Jungen. Die Worte sind zwar etwas durcheinandergeraten, aber sie hat alles so niedergeschrieben, wie sie es aus der Erinnerung wusste:

»Wenn du ehrlich und offen bist, kann es sein, dass andere dich übers Ohr hauen – sei dennoch ehrlich und offen.

Wenn du freundlich bist, kann es sein, dass andere dir eigennützige Motive und Hintergedanken vorwerfen – sei dennoch freundlich.

Das Gute, das du heute tust, werden die Menschen morgen oft schon wieder vergessen haben. Tu dennoch weiterhin Gutes.«

Amats Schlittschuhe stehen jede Nacht an seine Bettkante gelehnt. »Muss ja für deine Mutter ’ne schreckliche Geburt gewesen sein, wenn du schon mit den Dingern an den Füßen rausgekommen bist«, sagt der alte Hausmeister immer mit einem Grinsen im Gesicht. Er hat dem Jungen angeboten, sie in einem Schrank im Keller des Klubs zu verwahren, doch Amat trägt sie lieber bei sich, denn er möchte in ihrer Nähe sein.

Er ist schon immer in allen Mannschaften der Kleinste gewesen, hat nie so ausgeprägte Muskeln wie die anderen Spieler besessen und nie so hart geschlagen wie sie. Aber niemand in dieser Stadt holt ihn auf dem Eis ein. Keiner aus einer anderen Mannschaft, gegen die er gespielt hat, war je so

schnell wie er. Er kann es sich nicht erklären, aber er vermutet, dass es ähnlich funktioniert wie beim Betrachten einer Geige. Manche sehen nur einen Haufen Holz und Schrauben, während andere Musik sehen. Die Schlittschuhe waren seinem Körper nie fremd, im Gegenteil, wenn er seine Füße in normale Schuhe steckt, kommt er sich vor wie ein Seemann an Land.

Die letzten Zeilen, die seine Mutter auf den Zettel an seiner Wand geschrieben hat, lauten:

»Was du jahrelang aufgebaut hast, kann ein anderer über Nacht zerstören – baue es dennoch wieder auf. Letztendlich ist alles eine Sache zwischen dir und Gott; es war ohnehin nie eine Sache zwischen dir und den anderen.«

Unmittelbar darunter steht mit rotem Wachsmalstift und mit der entschlossenen Handschrift eines Grundschulkindes geschrieben:

»SIE SAGEN, DAS ICH ZU KLEIN ZUM EISHOKYSPIE LEN BIN. WERDE DENNOCH 1 GROSSER SPIELER!«

Klack.

Früher war die erste Mannschaft von Björnstadt Eishockey einmal die zweitbeste in der Schwedischen Eishockeyliga, doch das ist mehr als zwei Jahrzehnte und drei Divisionen her, aber morgen darf sich Björnstadt wieder mit den Besten messen. Wie wichtig kann also ein Spiel der Juniorenmannschaft sein? Wie sehr mag einer Stadt das Halbfinale seiner Jugendmannschaft mit ein paar Teenagern am Herzen liegen? Natürlich nicht sehr. Wenn es nicht gerade auf diesem Fleck auf der Landkarte stattfinden würde.

Einige hundert Meter südlich des Ortsschilds beginnt die Wohngegend, die nur »Anhöhe« genannt wird. Es ist eine kleine Ansammlung exklusiver Häuser mit Seeblick. Ihre Bewohner sind Besitzer von Supermärkten, Fabrikdirektoren oder Pendler, die anspruchsvollere Arbeitsplätze in den größeren Städten innehaben, wo sie auf Firmenfesten von ihren Kollegen immer mit ungläubigen Blicken gefragt werden: »Björnstadt? Kann man denn so tief im Wald überhaupt wohnen?« Darauf antworten sie natürlich irgendetwas Angemessenes übers Jagen und Fischen oder die Nähe zur Natur, aber im Grunde genommen fragen sich mittlerweile fast alle, ob es wirklich noch länger möglich ist und ob die Stadt noch irgendetwas zu bieten hat außer Immobilienpreisen, die genauso sinken wie die Temperaturen.

Doch dann wachen sie von einem »KLACK« auf und müssen lächeln.

3

Nach mehr als einem Jahrzehnt haben sich die Nachbarn in den umstehenden Häusern mittlerweile an die Geräusche aus dem Garten der Familie Erdahl gewöhnt: Klack-klack-klack-klack-klack. Dann eine kurze Pause, in der Kevin die Pucks einsammelt. Danach wieder Klack-klack-klack-klack-klack. Er war zweieinhalb, als er zum ersten Mal auf Schlittschuhen stand, drei, als er seinen ersten Schläger bekam, mit vier war er den Fünfjährigen überlegen, und als er fünf war, spielte er besser als die Siebenjährigen. Doch in dem Winter, als er sieben wurde, zog er sich so starke Erfrierungen im Gesicht zu, dass man die kleinen weißen Flecken oberhalb seines Jochbeins noch immer sehen kann, wenn man dicht vor ihm steht. Am Nachmittag hatte er sein erstes richtiges Ligamatch gespielt und in den letzten Sekunden einen Schuss aufs leerstehende Tor verschossen. Die Knirpse aus Björnstadt siegten mit 12-0, und Kevin hatte alle Tore geschossen, war aber dennoch untröstlich. Erst spätabends stellten seine Eltern fest, dass er nicht wie erwartet in seinem Bett lag, und gegen Mitternacht war die halbe Stadt draußen im Wald unterwegs, wo man eine Suchkette bildete. Verstecken ist in Björnstadt kein geeignetes Spiel, denn ein kleines Kind wird rasch von der Dunkelheit verschluckt, und bei minus dreißig Grad erfriert ein Kinderkörper rasend schnell. Es dauerte bis zum Morgengrauen, bis ein Mitglied des Suchtrupps ihn unten auf dem zugefrorenen See erblickte anstatt wie vermutet irgendwo zwischen den Bäumen im Wald. Er hatte ein Tor, fünf Pucks und alle Taschenlampen, die er auftreiben konnte, dort hingeschleppt und Stunde um Stunde

dagestanden, um aus demselben Winkel heraus aufs Tor zu schießen wie beim letzten verpassten Torschuss am Nachmittag. Als sie ihn nach Hause trugen, weinte er vor Wut. Die weißen Flecken verschwanden nicht. Er war sieben Jahre alt, und alle wussten schon damals, dass er einen Bären in sich trug, der sich nicht aufhalten ließ.

Seine Eltern ließen im Garten hinterm Haus eigens für ihn eine kleine Eisbahn errichten, die er jeden Morgen eigenhändig vom Schnee befreite, und jeden Sommer hoben die Nachbarn in ihren Beeten ganze Friedhöfe von Pucks aus. In der Blumenerde hier wird man noch über Generationen hinweg Reste vulkanisierten Gummis finden.

Jahr für Jahr haben sie den Jungen wachsen hören, denn die Schläge wurden immer härter und schneller. Jetzt ist er siebzehn, und diese Stadt hat keinen Eishockeyspieler gesehen, der auch nur annähernd sein Talent besitzt, seit sie weit vor seiner Geburt in der Schwedischen Eishockeyliga vertreten war. Er besitzt die physischen Voraussetzungen dafür, geschickte Hände, einen klugen Kopf und das nötige Herzblut. Aber vor allem hat er den richtigen Blick, denn was er auf dem Eis sieht, scheint langsamer vonstattenzugehen als das, was alle anderen sehen. Was Eishockey betrifft, kann man vieles lernen, aber das nicht. Mit dem Blick wird man geboren oder eben nicht. »Kevin? Der hat’s drauf«, pflegt Peter Andersson, der Sportdirektor des Klubs, immer zu sagen, und er muss es schließlich wissen. Als jemand zuletzt so gut war, war es der Sportdirektor selbst, und er hat es bis nach Kanada in die NHL gebracht, wo er sich mit den Besten der Welt maß.

Kevin weiß, was von ihm erwartet wird, denn alle haben es ihm eingebläut, seit er zum ersten Mal auf Schlittschuhen stand. Einfach alles. Ihm wird alles abverlangt. Also joggt er an jedem Morgen schon in der Dämmerung durch den Wald, während seine Klassenkameraden unter der

warmen Bettdecke noch tief und fest schlafen, und danach steht er hier, klack-klack-klack-klack-klack. Pucks wieder einsammeln. Klack-klack-klack-klack-klack. Pucks einsammeln. Jeden Nachmittag Training mit der Juniorenmannschaft und jeden Abend mit der ersten Mannschaft, dann ins Fitnessstudio, danach eine weitere Joggingrunde durch den Wald und zum Abschluss eine Stunde Training zu Hause im Schein der extra auf dem Dach der Villa installierten Scheinwerfer. Klack-klack-klack-klack-klack. Das ist das Einzige, was dieser Sport einem abverlangt. Einfach alles, was man hat.

Kevin hat schon viele Angebote erhalten, zu einem der großen Klubs zu wechseln oder ein Leistungszentrum in einer größeren Stadt zu besuchen, aber er hat alle konsequent abgelehnt. Er ist ein Björnstadt-Junge und sein Vater ein Björnstadt-Mann, was woanders vielleicht nicht viel zu bedeuten hat, aber hier schon.

Wie wichtig kann ein Halbfinale in einer Juniorenliga also sein? Nur so wichtig, dass die beste Juniorenmannschaft in Schweden dem Rest des Landes die Existenz dieses Ortes wieder in Erinnerung rufen würde. Nur so wichtig, dass die Regionalpolitiker Gelder für ein eigenes Leistungszentrum hier anstatt in Hed bewilligen würden, damit es die größten Talente in diesem Teil des Landes nach Björnstadt zieht anstatt in die großen Städte. Dass eine erste Mannschaft voller eigener Gewächse wieder in die oberste Liga aufsteigen und damit Sponsoren anlocken könnte. Was die Kommune dazu ermuntern würde, eine neue Eishalle, breitere Zufahrtsstraßen und vielleicht sogar das Konferenzgebäude und das Einkaufszentrum zu bauen, von denen schon jahrelang die Rede ist, so dass neue Unternehmen gegründet und mehr Arbeitsplätze geschaffen werden könnten und die Einwohner anfangen würden, darüber nachzudenken, ihre Häuser und

Wohnungen zu renovieren, anstatt sie zu verkaufen. Es wäre also »nur« wichtig für die Wirtschaft. Für den Stolz. Fürs Überleben.

Es ist nur so wichtig, dass ein Siebzehnjähriger schon seit der besagten Nacht vor zehn Jahren, in der er sich Erfrierungen an den Wangen zugezogen hat, im Garten der Villa seiner Eltern steht und mit der Last eines ganzen Ortes auf den Schultern einen Puck nach dem anderen aufs Tor schießt.

Es bedeutet einfach alles.

»Die Senke« liegt am anderen Ende von Björnstadt, nördlich des Ortsschilds. Das Zentrum von Björnstadt besteht aus kleinen Einfamilienhäusern und Reihenhäusern auf einer absteigenden Mittelschichtsskala, während in der Senke nur Mietshäuser stehen, die so weit entfernt von der »Anhöhe« errichtet wurden wie nur möglich. Anfänglich handelte es sich dabei natürlich nur um phantasielose Ortsbeinamen: »Die Senke« liegt tiefer als das restliche Stadtgebiet, da das Gelände dort zu einer ehemaligen Kiesgrube hin abfällt, während »die Anhöhe« auf dem Hügel oberhalb des Sees liegt. Doch nachdem sich die Menschen je nach ihren finanziellen Verhältnissen dort verteilten, blieben die Namen im Volksmund erhalten, bis sie genau wie die Stadtteile selbst zu einem Klassenmerkmal wurden. Selbst in den entlegensten Dörfern der Welt lernen Kinder schon früh, dass es unterschiedliche soziale Realitäten gibt, aber hier in Björnstadt ist es ganz einfach: Je weiter weg man von der Senke wohnt, desto besser.

Fatima wohnt in einer Zweizimmerwohnung im äußersten Teil der Senke. Sie zieht ihren Sohn mit sanfter Gewalt aus dem Bett, woraufhin er als Erstes nach seinen Schlittschuhen greift. Sie sitzen allein im Bus und

schweigen. Amat hat sein System, den eigenen Körper zu transportieren, ohne sein Gehirn einschalten zu müssen, praktisch perfektioniert. »Mumie« nennt Fatima ihn liebevoll. In der Eishalle angekommen, zieht sie sich ihre Putzuniform an, während er losgeht, um den Hausmeister ausfindig zu machen. Zuerst versucht Amat ihr immer dabei zu helfen, den Müll auf der Tribüne einzusammeln, bis sie mit ihm schimpft und ihn fortschickt. Der Junge macht sich Sorgen angesichts der Rückenschmerzen seiner Mutter, doch seine Mutter macht sich Sorgen darüber, dass andere Jugendliche den Jungen in ihrer Nähe sehen und ihn damit aufziehen könnten. Solange sich Amat erinnern kann, waren sie immer nur zu zweit auf der Welt. Als er klein war, hat er am Ende des Monats immer leere Bierdosen auf der Tribüne eingesammelt, was er heute mitunter noch immer tut.

Er hilft dem Hausmeister jeden Morgen, die Türen aufzuschließen, alle Leuchtstoffröhren zu kontrollieren, Pucks einzusammeln, mit der Eismaschine über den Platz zu fahren und die Halle für den Tag vorzubereiten. In der Frühe kommen zuerst die Eiskunstläufer. Danach alle Eishockeymannschaften, eine nach der anderen entsprechend der Rangordnung bis hin zu den begehrtesten Zeiten, die der Juniorenmannschaft und der ersten Mannschaft vorbehalten sind. Die Juniorenmannschaft spielt mittlerweile so gut, dass sie fast ganz oben in der Hierarchie steht.

Amat ist noch nicht reif dafür, denn er ist erst fünfzehn, aber vielleicht in der nächsten Saison, wenn er alle Anforderungen erfüllt. Eines Tages wird er seine Mutter von hier fortbringen, das weiß er, und dann kann er endlich aufhören, ihre Einkünfte und die Rechnungen im Kopf ein ums andere Mal zu addieren und zu subtrahieren. Kinder, die in einem Haushalt aufwachsen, wo das Geld ausgehen kann, unterscheiden sich von anderen. Auch dadurch, in welchem Alter sie das begreifen.

Amat weiß, dass seine Möglichkeiten begrenzt sind, und er verfolgt einen simplen Plan: zuerst in die Juniorenmannschaft aufgenommen zu werden, dann in die erste Mannschaft und schließlich Profi zu werden. Wenn sein erstes Gehalt auf dem Konto eingegangen ist, wird er seiner Mutter den Putzwagen aus den Händen reißen und dafür sorgen, dass sie ihn nie wieder ansehen muss. Er wird ihren schmerzenden Fingern und ihrem geschundenen Rücken Ruhe verordnen und ihr Zeit geben, um morgens auszuschlafen. Es geht ihm nicht darum, Sachen zu kaufen. Er möchte nur an einem einzigen Abend zu Bett gehen können, ohne rechnen zu müssen.

Der Hausmeister klopft Amat auf die Schulter, sobald er fertig ist, und reicht ihm seine Schlittschuhe. Amat schnürt sie, nimmt den Schläger in die Hand und fährt hinaus auf die leere Eisfläche. Das ist der Deal: Er hilft dem Hausmeister mit schweren Gegenständen und den widerspenstigen Bandentüren, was dem Mann aufgrund seines Rheumas zunehmend schwerfällt, und wenn Amat das Eis hinterher selbst glättet, hat er die Fläche eine Stunde lang ganz für sich allein, bevor die Eiskunstläufer mit ihrem Training beginnen. Es sind die besten sechzig Minuten seines Tages, jeden Tag aufs Neue.

Er steckt sich die Stöpsel in die Ohren, stellt die Musik auf maximale Lautstärke, und dann legt er in vollem Tempo los. Er rauscht übers Eis und kracht auf der gegenüberliegenden Seite so heftig in die Bande, dass sein Helm gegens Plexiglas schlägt. Dann wieder mit voller Fahrt zurück. Und wieder. Und wieder. Und wieder.

Fatima schaut kurz von ihrem Putzwagen auf und nimmt sich ein paar Sekunden Zeit, um ihren Sohn da draußen auf dem Eis zu betrachten. Der Hausmeister begegnet ihrem Blick, und sie formt ihre Lippen zu einem

»Danke«. Der Hausmeister nickt nur mit einem unterdrückten Lächeln. Fatima erinnert sich noch daran, wie seltsam es ihr vorkam, als die Trainer im Klub ihr zum ersten Mal von Amats außergewöhnlicher Begabung berichteten. Damals verstand sie die schwedische Sprache nur bruchstückhaft, und die Tatsache, dass Amat schon Eislaufen konnte, bevor er in der Lage war, richtig zu gehen, erschien ihr wie ein göttliches Mysterium. Viele Jahre sind inzwischen vergangen, und sie hat sich noch immer nicht an die Kälte in Björnstadt gewöhnt, aber gelernt, die Stadt zu lieben, wie sie ist. Doch niemals wird sie irgendetwas im Leben sonderbarer finden als die Tatsache, dass der Junge, den sie an einem Ort entbunden hat, an dem es noch nie geschneit hat, der geborene Eissportler geworden ist.

In einem der kleineren Häuser im Zentrum des Ortes steigt Peter Andersson, der Sportdirektor von Björnstadt Eishockey, mit rotgeränderten Augen völlig erschöpft aus der Dusche. In der vergangenen Nacht hat er kaum geschlafen, und das Wasser hat seine Nervosität nicht wegspülen können. Heute Morgen hat er sich schon zweimal übergeben müssen. Er hört, wie Mira durch den Flur vor dem Bad wirbelt, um die Kinder zu wecken, und weiß genau, was sie gleich zu ihm sagen wird: »Mein Gott, Peter, du bist schon über vierzig, und wenn der Sportdirektor eines Klubs vor einem Spiel der Juniorenmannschaft nervöser ist als die Junioren selbst, wäre es dann nicht vielleicht an der Zeit, ein Valium oder einen Drink zu nehmen und etwas kürzerzutreten?« Die Familie Andersson wohnt jetzt schon seit über einem Jahrzehnt hier, seit sie aus Kanada wieder zurückgekehrt ist, aber Peter hat seiner Frau noch immer nicht richtig klarmachen können, welche Bedeutung das Eishockey für Björnstadt hat. »Mal im Ernst, merkst du denn nicht selbst, dass ihr erwachsenen Männer

euch etwas zu stark ereifert?«, fragt Mira ihn schon die ganze Saison lang. »Die Junioren sind gerade mal siebzehn, also fast noch Kinder!«

Beim ersten Mal schwieg er, doch eines späten Abends sagte er ihr die Wahrheit: »Ich weiß, dass es nur ein Spiel ist, Mira. Ich weiß. Aber wir sind eine Stadt mitten im Wald. Wir haben keinen Tourismus, keinen Tagebau und keine Hightech-Industrie. Stattdessen haben wir nur Dunkelheit, Kälte und eine hohe Arbeitslosigkeit. Wenn es uns gelingt, dass diese Stadt wieder eine Leidenschaft entwickelt, können wir uns glücklich schätzen. Ich weiß, dass du nicht von hier bist, Schatz, diese Stadt ist nicht deine, aber schau dich doch mal um: Die Arbeitsplätze werden wegrationalisiert, und die Gemeinde schnürt den Gürtel immer enger. Hier wohnen zwar hartgesottene Menschen, wir haben Bären in uns, aber wir mussten zuletzt einen Rückschlag nach dem anderen einstecken. Diese Stadt muss endlich mal wieder etwas gewinnen. Wir müssen nur ein einziges Mal spüren, dass wir die Besten sind. Ich weiß, dass es nur ein Spiel ist. Aber es geht eben nicht nur … darum. Jedenfalls nicht ausschließlich.«

Mira drückte ihm daraufhin einen festen Kuss auf die Stirn, umarmte ihn, lächelte und flüsterte ihm zärtlich ins Ohr: »Du bist ein Idiot.« Das ist er natürlich. Und er weiß es auch.

Er verlässt das Bad und klopft an die Zimmertür seiner fünfzehnjährigen Tochter, bis er als Antwort die Klänge ihrer Gitarre hört. Seine Tochter liebt ein Instrument, nicht den Sport. Es gibt Tage, an denen ihn das traurig stimmt, aber auch viele andere, an denen er sich für sie freut.

Maya liegt noch immer im Bett und spielt etwas lauter, als es an der Tür klopft, während sie ihre Eltern draußen im Flur hört. Ihre Mutter hat zwei Universitätsexamen und kann das gesamte Gesetzbuch zitieren, aber

einfach nicht begreifen, was die Begriffe Icing oder Offside bedeuten, selbst wenn man sie deswegen vor Gericht zerren würde. Ihr Vater kann im Gegenzug jede einzelne nur mögliche Eishockeystrategie bis ins kleinste Detail erklären, aber dafür keine Serie mit mehr als drei Figuren schauen, ohne alle fünf Minuten zu fragen: »Und was passiert jetzt? Wer ist das denn? Was, wieso soll ich still sein? Oh, jetzt hab ich verpasst, was sie gesagt haben … können wir noch mal zurückspulen?«

Maya muss darüber sowohl lachen als auch seufzen. Nie sehnt man sich mehr danach, von zu Hause auszuziehen, als mit fünfzehn. Es ist genauso, wie ihre Mutter immer sagt, wenn die Kälte und die Dunkelheit ihre Geduld am stärksten auf den Prüfstand stellen und sie drei oder vier Gläser Wein getrunken hat: »Man kann in dieser Stadt nicht wohnen, Maya, man kann es nur überleben.«

Noch ahnt keiner von ihnen, wie wahr dieser Ausspruch ist.

4

Auf dem ganzen Weg von den Umkleiden bis zur Vorstandsetage werden die Jungen und Männer im Eishockeyklub Björnstadt mit einer Redewendung diszipliniert: »Hohe Decke und dicke Wände.« Harte Worte sind genauso ein Teil des Spiels wie heftige Bodychecks, doch was hier drinnen geschieht, verlässt den Raum nicht. Das gilt sowohl auf dem Eis als auch im gesamten Gebäude, denn alle Mitglieder müssen wissen, dass das Beste für den Klub immer Vorrang hat.

Es ist noch früh genug am Morgen, so dass die restliche Eishalle noch leer sein müsste bis auf den Hausmeister, die Putzfrau und einen einsamen Spieler aus der Jugendmannschaft, der unten auf dem Eis hin- und herrast. Doch aus einem der Büros im Obergeschoss dringen die entschlossenen Stimmen von Männern in Anzügen in die Korridore hinaus. An der Wand hängt ein mindestens zwanzig Jahre altes Mannschaftsfoto aus dem Jahr, als Björnstadt Eishockey schwedischer Vizemeister wurde. Manche der Männer im Raum waren damals dabei, andere nicht, doch alle haben den einmütigen Entschluss gefasst, genau dorthin wieder zurückzukehren. Diese Stadt soll nicht länger irgendwo in den unteren Ligen vor sich hin dümpeln und in Vergessenheit geraten, sondern ihre Jungs müssen wieder zur Elite aufsteigen und die Größten herausfordern.

Der Klubdirektor sitzt an seinem Schreibtisch. Er ist ohnehin der am stärksten schwitzende Mann in der ganzen Stadt und verhält sich wie ein von ständiger Angst geplagtes Kind, das etwas geklaut hat, doch an diesem Morgen tritt es noch deutlicher zutage als sonst. Sein Oberhemd ist mit

Krümeln übersät, und er kaut sein belegtes Brötchen so ungeschickt, dass man sich fragen muss, ob er beim Essenlernen womöglich irgendetwas missverstanden hat. Er verhält sich immer so, wenn er nervös ist. Die Männer haben sich zwar in seinem Büro versammelt, aber er hat die geringste Macht von allen.

Von außen betrachtet funktioniert die Hierarchie in einem Klub ganz simpel: Der Vorstand ernennt einen Klubdirektor, der im Hinblick auf den alltäglichen Betrieb als Chef fungiert, und der Klubdirektor stellt wiederum einen Sportdirektor ein, der Spieler für die erste Mannschaft anwirbt und Trainer einstellt. Die Trainer stellen ihre Mannschaften auf, und keiner redet dem anderen in seine Arbeit rein. Doch hinter verschlossenen Türen geschehen natürlich noch ganz andere Dinge, die für den Direktor Grund genug sind, um ins Schwitzen zu kommen. Die Männer um ihn herum sind Vorstandsmitglieder und Sponsoren, einer von ihnen ist Kommunalpolitiker, und gemeinsam gehören sie zu den größten Investoren und Arbeitgebern der gesamten Region. Alle sind natürlich inoffiziell hier. So nennen sie es jedenfalls, wenn sich die Bonzen mit Einfluss und Geld so früh am Morgen zufällig am selben Ort zum Kaffeetrinken einfinden, dass noch nicht einmal die Lokalreporter wach sind.

Die Kaffeemaschine von Björnstadt Eishockey hat einen größeren Reinigungsbedarf als der Klubdirektor, so dass keiner wegen des Inhalts der Becher hergekommen sein dürfte. Jeder Mann im Raum hat seine eigene Agenda und persönliche Interessen, was sich aus einem erfolgreichen Klub generieren lässt, doch einen wichtigen Punkt haben alle gemeinsam: Sie sind sich einig, wer gefeuert werden muss.

Peter ist in Björnstadt geboren und aufgewachsen, und er hat hier schon viele Rollen innegehabt: zuerst war er ein Knirps in der Eislaufschule, dann

ein vielversprechender Junior, danach der jüngste Spieler in der ersten Mannschaft, schließlich der Mannschaftskapitän, der den Klub zum zweitbesten landesweit aufsteigen ließ, daraufhin ein großer Star, der Profi in der NHL wurde, und nicht zuletzt der Held, der heimkehrte, um in Björnstadt Sportdirektor zu werden.

Im Augenblick ist er aber vor allem ein Mann, der schlaftrunken im Flur seines kleinen Hauses herumtappt, wobei er ungefähr bei jeder dritten Runde mit der Stirn gegen die Hutablage stößt und vor sich hin brummt:

»Mein Gott, hat i-r-g-e-n-d-j-e-m-a-n-d die Volvo-Schlüssel gesehen?«

Er durchsucht nun schon zum vierten Mal all seine Jackentaschen. Sein zwölfjähriger Sohn kommt aus der anderen Richtung und weicht ihm mit zwei raschen Sprüngen auf Zehenspitzen gekonnt aus, ohne den Blick von seinem Handy heben zu müssen.

»Leo, hast du die Volvo-Schlüssel gesehen?«

»Frag Mama.«

»Und wo ist Mama?«

»Frag Maya.«

Leo verschwindet im Bad. Peter holt tief Luft.

»SCHATZ?«

Keine Antwort. Er wirft einen Blick auf sein Smartphone und sieht, dass er inzwischen schon vier SMS vom Klubdirektor mit der Aufforderung erhalten hat, umgehend ins Büro zu kommen. In einer ganz normalen Woche verbringt Peter zwischen siebzig und achtzig Stunden in der Eishalle, und dennoch schafft er es kaum, sich das Training seines eigenen Sohnes anzuschauen. In seinem Auto liegen Golfschläger, die er zweimal im Lauf des Sommers benutzen kann, wenn er Glück hat. Seine Arbeit als Sportdirektor nimmt den ganzen Tag in Anspruch: Er handelt die Verträge mit den Spielern aus, telefoniert mit deren Vermittlern und sitzt stundenlang

in einem dunklen Raum, wo er die Videos mit den Neuzugängen studiert. Doch dieser Klub ist verhältnismäßig klein, so dass er nach getaner Arbeit den Hausmeister noch dabei unterstützt, defekte Neonröhren auszuwechseln und die Kufen der Schlittschuhe zu schleifen, Busfahrten zu buchen und Wettkampftrikots zu bestellen. Er fungiert als Reisebüro und Hausverwalter zugleich und wendet für den Unterhalt der Eishalle ebenso viele Stunden auf, wie er für den Aufbau einer Mannschaft benötigt, was die restlichen Stunden des Abends und der Nacht verschlingt. Auf diese Weise lässt sich Eishockey leicht begreifen; es kann niemals nur einen Teil des Lebens ausmachen. Es bestimmt das ganze Leben.

Als Peter den Job als Sportdirektor angenommen hat, telefonierte er eine ganze Nacht lang mit Sune, dem Mann, der schon die erste Mannschaft in Björnstadt trainiert hat, als Peter noch ein Kind war. Sune hat Peter das Eislaufen beigebracht und ihm ein zweites Zuhause in der Eishalle gegeben, als es in seinem Elternhaus nur Alkohol und blaue Flecken gab. Er wurde für ihn eher zu einem Mentor und einer Vaterfigur anstelle eines Coaches, und in gewissen Phasen in Peters Leben war der alte Mann der Einzige, dem er wirklich vertraute. »Du musst jetzt als Knoten fungieren«, erklärte Sune dem neuen Sportdirektor. »Jeder hier hält einen Faden in der Hand: die Sponsoren, der Vorstand, die Politiker, die Fans, die Trainer, Spieler und Eltern, und alle versuchen den Klub in ihre Richtung zu ziehen. Du musst der Knoten sein.«

Als Mira am darauffolgenden Morgen erwachte, erklärte Peter ihr den Job noch etwas einfacher: »Alle brennen in Björnstadt für Eishockey, und meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass nichts Feuer fängt.« Mira küsste ihn auf die Stirn und erklärte ihm, dass er ein Idiot sei.

»SCHATZ, HAST DU DIE VOLVO-SCHLÜSSEL GESEHEN?«, ruft Peter jetzt durchs ganze Haus.

Keine Antwort.

Die Männer im Büro gehen die nötigen Punkte kühl und sachlich durch, als handele es sich um den Austausch eines Möbelstücks. Auf dem alten Mannschaftsfoto an der Wand steht Peter Andersson in der Mitte. Damals noch Mannschaftskapitän, heute Sportdirektor. Es ist die perfekte Erfolgsstory, und die Männer im Raum wissen um die Bedeutung dieser Art von Mythen für die Medien und Fans. Neben Peter auf dem Foto steht Sune, der Trainer der ersten Mannschaft, der Peter dazu überredet hat, nach seiner Profikarriere mit der ganzen Familie aus Kanada wieder zurückzukehren. Daraufhin haben die beiden die Jugendsparte mit dem Ziel aufgebaut, eines Tages die beste Juniorenmannschaft landesweit zu stellen. Damals lachten alle, doch jetzt lacht niemand mehr. Denn morgen spielt genau diese Juniorenmannschaft im Halbfinale, im nächsten Jahr wechseln Kevin Erdahl und einige andere Spieler nach oben in die erste Mannschaft, die Sponsoren pumpen Riesenbeträge in den Klub, und die Investition in die Elite nimmt ernsthaft Form an. All das wäre ohne Peter nicht möglich gewesen, denn er war schon immer Sunes bester Schüler.

Einer der Sponsoren wirft einen irritierten Blick auf die Uhr.

»Sollte er nicht längst hier sein?«

Dem Direktor rutscht fast das Handy aus den Schweißfingern.

»Er ist bestimmt schon unterwegs. Ich glaube, dass er nur noch kurz die Kinder an der Schule absetzt.«

Der Sponsor lächelt herablassend.

»Dann hat seine Frau als Anwältin wohl wie immer ein wichtigeres Meeting als er, oder? Ist das hier für Peter eigentlich ein Job oder eher ein Hobby?«

Ein Vorstandsmitglied räuspert sich halb im Scherz, halb im Ernst: »Wir brauchen einen Sportdirektor, der als Stiefel fungiert, und nicht als

Pantoffel.«

Der Sponsor grinst und schlägt vor: »Vielleicht können wir ja statt ihm seine Frau einstellen. Ein Pumps mit Absatz dürfte doch ebenso gut funktionieren, oder?«

Die Männer im Raum lachen laut auf, so dass es bis zur Decke hallt.

Peter steuert auf der Jagd nach seiner Frau die Küche an, wo er statt Mira Ana antrifft, die beste Freundin seiner Tochter. Sie bereitet gerade einen Smoothie zu. Jedenfalls nimmt er es an, da die gesamte Arbeitsplatte mit einer rosafarbenen, feindlich anmutenden Plörre bedeckt ist, die sich gerade bedenklich der Kante nähert, wo sie kurz davor ist, herunterzutropfen und den Parkettfußboden anzugreifen, zu besiegen und zu annektieren. Ana zieht ihre Ohrhörer aus den Ohren.

»Guten Morgen! Euer Mixer ist ja echt sauschwierig zu bedienen!«

Peter holt tief Luft.

»Hallo, Ana. Du bist ja … schon früh hier.«

»Nein, ich hab hier übernachtet!«, antwortet sie sorglos.

»Schon wieder? Das ist jetzt die … vierte Nacht in Folge, oder?«

»Ich hab nicht mitgezählt.«

»Nein. Das habe ich gemerkt. Danke. Aber findest du nicht, dass es Zeit wird, abends mal wieder nach Hause zu gehen und … ich weiß nicht. Zum Beispiel frische Kleidung aus deinem Schrank zu holen, oder so?«

»Ach, das ist kein Problem. Ich hab einfach meine gesamten Klamotten mit hierhergenommen.«

Peter massiert seinen Nacken und ist angesichts ihrer Bemerkung redlich bemüht, eine ebenso fröhliche Miene aufzusetzen wie Ana.

»Wie … schön. Aber … vermisst dein Vater dich nicht langsam?«

»Nein, nicht besonders. Wir telefonieren ja oft und so.«

»Schon klar, aber ich meine, dass du vielleicht trotzdem irgendwann mal wieder nach Hause gehen und bei dir übernachten solltest, oder?«

Ana befördert eine etwas zu große Menge unmöglich zu identifizierende gefrorene Beeren und andere Früchte in den Mixer und starrt ihn mit großen Augen an.

»Okay, aber das wird verdammt unpraktisch, jetzt, wo ich meine gesamten Klamotten hier habe.«

Peter steht lange reglos da und betrachtet sie. Dann schaltet sie den Mixer ein, ohne vorher den Deckel zu schließen. Peter macht auf dem Absatz kehrt, stürzt zurück in den Flur und ruft mit zunehmender Verzweiflung:

»SCHATZ?«

Maya liegt noch auf ihrem Bett, wo sie bedächtig an den Saiten ihrer Gitarre zupft, so dass die Töne in immer größeren Abständen von den Wänden und der Decke abprallen, bis sie im Raum verhallen. Kurze einsame Rufe nach Gesellschaft. Sie hört Ana in der Küche herumhantieren und wie sich ihre Eltern frustriert im Flur begegnen, ihr Vater noch verschlafen und überrascht, als erwache er jeden Morgen an einem Ort, an dem er noch nie zuvor gewesen ist, ihre Mutter zielstrebig wie ein Rasenroboter, dessen Sicherung für das Erkennen von Hindernissen durchgebrannt ist.

Ihre Mutter heißt eigentlich Mira, hat aber noch nie jemanden in Björnstadt gehört, der ihren Namen richtig ausspricht. Irgendwann hat sie aufgegeben und sich einfach »Mia« nennen lassen. Die Leute hier sind so einsilbig, dass sie nicht einmal bereit zu sein scheinen, Konsonanten zu verschwenden. Anfänglich hat Mira sich immer den Scherz erlaubt, zu antworten »Ach, Sie

meinen Pete?«, wenn jemand im Ort nach ihrem Mann fragte. Doch daraufhin schauten sie sie nur mit ernsten Blicken an und wiederholten: »Nein, Peter!« Ironie gefriert wie alles andere an diesem Ort zu Eis. Jetzt amüsiert sich Mira nur noch selbst über die Feststellung, dass ihre Kinder beispielhaft konsonantenarme Namen wie »Leo« und »Maya« tragen, damit im Einwohnermeldeamt niemandem der Schädel platzt.

Sie bewegt sich in festgelegten Mustern durch das kleine Haus, wo sie sich in einer Vorwärtsbahn durchs Bad, den Flur und die Küche fertig anzieht und zugleich ihren Kaffee trinkt. Im Zimmer ihrer Tochter hebt sie mit einer einzigen Bewegung einen Pulli vom Fußboden auf und faltet ihn zusammen, ohne ihre Ermahnungen darüber zu unterbrechen, dass es Zeit ist, die Gitarre zur Seite zu legen und endlich aufzustehen.

»Geh duschen, du riechst ja, als hätte es im Zimmer gebrannt und irgendwer den Versuch unternommen, das Feuer mit Red Bull zu löschen. Papa fährt euch in zwanzig Minuten zur Schule!«

Maya schält sich widerwillig, aber durch Erfahrung weise aus ihrer Bettwäsche. Sie hat keine Mutter, mit der man diskutieren kann, sondern eine, die als Rechtsanwältin ihre Arbeit nie ganz hinter sich lassen kann.

»Papa hat aber gesagt, dass du uns zur Schule fährst.«

»Papa ist nicht richtig informiert. Und du, sei so gut und bitte Ana, in der Küche sauberzumachen, wenn sie die Smoothies fertig hat. Ich mag sie, sie ist deine beste Freundin, und mir macht es nichts aus, dass sie öfter hier als bei sich zu Hause übernachtet, aber wenn sie in unserer Küche Smoothies macht, muss sie lernen, den Deckel des Mixers zu schließen, und du solltest sie zumindest in die ALLEREINFACHSTEN Funktionen eines verfluchten Wischlappens einweihen. Okay?«

Maya lehnt ihre Gitarre an die Wand und geht in Richtung Bad, wobei sie hinter dem Rücken ihrer Mutter die Augen so stark verdreht, dass man

ihre Pupillen auf einem Röntgenbild mit Nierensteinen verwechseln könnte.

»Verdreh nicht die Augen hinter meinem Rücken. Ich merke es trotzdem, auch wenn ich es nicht sehe«, zischt ihre Mutter.

»Spekulationen und Gerüchte«, murmelt ihre Tochter.

»Ich hab dir doch gesagt, dass die Leute so was nur in amerikanischen Fernsehserien von sich geben!«, protestiert ihre Mutter.

Ihre Tochter antwortet, indem sie die Badezimmertür übertrieben laut hinter sich zuknallt. Peter ruft von irgendwoher »SCHATZ!!!«, während Mira einen weiteren Pulli vom Fußboden aufhebt und Ana gerade noch »Fuckscheiße« ausrufen hört, bevor das Mädchen die Zimmerdecke der Küche mit Smoothie zukleistert.

»Ich hätte auch ein ganz anderes Leben haben können, wisst ihr«, sagt Mira leise vor sich hin, bevor sie den Autoschlüssel für den Volvo in ihre Jackentasche gleiten lässt.

Die Männer im Büro lachen noch immer über den Witz mit dem Pumps, als ein dezentes Räuspern vom Türrahmen her zum Schreibtisch vordringt. Der Klubdirektor winkt die Putzfrau herein, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Die Putzfrau bittet alle um Entschuldigung, doch die meisten der Männer im Raum ignorieren sie, auch wenn einer von ihnen hilfsbereit seine Füße anhebt, als sie sich nach dem Papierkorb streckt, um ihn zu leeren. Dann bedankt sich die Putzfrau höflich, wovon wiederum keiner der Anwesenden Notiz nimmt, doch sie verübelt es ihnen nicht im Geringsten, denn Fatimas größte Fähigkeit besteht darin, niemanden zu stören. Sie wartet, bis sie wieder draußen im Korridor ist, bevor sie sich an den Rücken greift und vor Schmerzen kurz aufstöhnt. Sie will nicht, dass es jemand mitbekommt und es dann Amat zuträgt, denn ihr geliebter Junge macht sich ohnehin schon viel zu viele Sorgen um sie.

Der Schweiß brennt in Amats Augen, als er unten auf der Eisfläche etwas Tempo rausnimmt und auf die Bande zugleitet. Er lässt seinen Schläger auf dem Eis entlanggleiten, während die Feuchtigkeit seine Finger einige Millimeter tiefer in den Handschuh hineinrutschen lässt, ihm die Atemzüge im Hals brennen und die Milchsäure in seine Oberschenkel schießt. Die Tribüne ist leer, doch hin und wieder linst er dennoch hinauf. Seine Mutter sagt immer, dass sie beide dankbar sein müssen, und er versteht sie. Niemand ist dankbarer als sie, gegenüber dem Land und der Stadt, dem Klub, der Gemeinde, den Nachbarn und ihrem Arbeitgeber. Dankbar, dankbar, dankbar. Das ist die Aufgabe von Müttern, während ihre Kinder träumen dürfen. Ihr Sohn träumt davon, dass seine Mutter eines Tages einen Raum betreten kann, ohne um Entschuldigung bitten zu müssen.

Er blinzelt den Schweiß aus seinen Augen, rückt seinen Helm zurecht und stößt sich mit seinen Schlittschuhen auf dem Eis ab. Und wieder. Und wieder. Und wieder.

Peter hat vier verpasste Anrufe vom Klubdirektor auf seinem Handy und wirft einen gestressten Blick auf die Uhr, während er sich Mira zuwendet, die gerade die Küche betritt. Sie betrachtet lächelnd die klebrige Schmiererei, die Ana auf der Arbeitsplatte und dem Fußboden hinterlassen hat, und weiß, dass Peter bei diesem Anblick vor Wut innerlich platzen könnte. Sie beide putzen auf ganz unterschiedliche Art und Weise: Mira hasst es, wenn Kleidung auf dem Fußboden herumliegt, während Peter klebrige Oberflächen verabscheut. Als sie sich zum ersten Mal begegneten, sah seine gesamte Wohnung aus, als hätte dort jemand eingebrochen, außer die Küche und das Bad, die an sterile Operationsräume erinnerten. In Miras Wohnung hingegen war es genau andersherum. Diesbezüglich sind die

beiden Eheleute jedenfalls nicht gerade auf einer Wellenlänge, wie man es wohl zusammenfassen kann.

»Da bist du ja! Ich bin spät dran zum Meeting im Klub. Hast du die Volvo-Schlüssel gesehen?«, fragt Peter schnaubend.

Während er versucht hat, sich zum Jackett eine Krawatte zu binden, was ihm nur mit Mühe und Not gelungen ist, sieht Mira tadellos aus, und die Kleidung, die sie trägt, schmeichelt ihrem Körper. Sie trinkt ihren Kaffee aus und wirft sich mit derselben gelassenen Bewegung ihren Mantel über.

»Ja.«

Er steht mit verwuschelten Haaren, rotgeflecktem Gesicht und Smoothieflüssigkeit auf den Strümpfen da und fragt: »Hast du vielleicht Lust, es mir zu sagen?«

»Sie liegen in meiner Tasche.«

»Was, warum das denn?«

Mira drückt ihm einen Kuss auf die Stirn.

»Ja, mein Zuckerschneckchen, das ist eine gute Frage. Ich nehme an, dass ich dachte, es wäre gut, sie bei mir zu haben, wenn ich mit dem Volvo zur Arbeit fahren will. Ich hab nämlich die Vermutung, dass es etwas unpassend erscheinen könnte, wenn eine Anwältin in einer Schrottkarre zur Arbeit kommt, die aussieht wie gestohlen.«

Peter fährt sich mit beiden Händen verwirrt durchs Haar.

»Aber … was zum Teu … du wolltest doch den kleinen Wagen nehmen, oder?«

»Nein, *du* wolltest den kleinen Wagen in die Werkstatt bringen, nachdem du die Kinder an der Schule abgesetzt hast. Das haben wir so besprochen.«

»Das haben wir NICHT besprochen!«

Peter wischt zwanghaft die Unterseite ihres Kaffeebechers mit Haushaltspapier ab. Sie lächelt.

»Aber mein lieber Mann, so steht es im Kalender am Kühlschrank.«

»Du kannst doch nicht einfach Dinge in den Kalender schreiben, ohne vorher mit mir zu REDEN!«

Sie kratzt sich beherrscht an der Augenbraue.

»Wir haben darüber geredet. Und wir reden jetzt. Wir tun nichts anderes als reden. Aber zuhören hingegen …«

»Liebe Mira, ich habe gleich ein Meeting! Wenn ich zu spät komme, dann …«

Mira nickt mit einer übertriebenen Kopfbewegung.

»Natürlich, natürlich, Liebling. Wenn ich zu spät zu meiner Arbeit komme, kann es sein, dass ein Unschuldiger ins Gefängnis wandert. Aber Entschuldigung, ich habe dich unterbrochen: Erzähl mehr davon, was passiert, wenn DU zu spät kommst.«

Er atmet so geduldig wie nur möglich durch die Nase ein.

»Morgen findet das wichtigste Spiel des Jahres statt, Schatz.«

»Ich weiß, Liebling. Und morgen werde ich auch so tun, als wäre es tatsächlich wichtig. Aber bis dahin musst du dich damit begnügen, dass alle anderen Einwohner der Stadt das finden.«

Sie lässt sich im Allgemeinen nur schwer umstimmen, was seiner Auffassung nach sowohl ihre attraktivste als auch irritierendste Charaktereigenschaft ist. Er bemüht sich, ein besseres Argument zu finden, doch Mira seufzt stattdessen mit gespielter Dramatik, legt die Volvo-Schlüssel auf den Küchentisch und ballt vor dem Blick ihres Mannes die Faust.

»Okay. Stein-Schere-Papier.«

Peter schüttelt den Kopf und versucht sich ein Lachen zu verkneifen.

»Wie alt bist du? Acht?«

Mira zieht eine Augenbraue hoch.

»Und was bist du? Feige?«

Peters Lächeln erstirbt ebenso rasch, wie er sie mit dem Blick durchbohrt und ebenfalls die Faust ballt. Mira zählt laut bis drei, und Peter formt ein Stück Papier. Mira wartet ganz offensichtlich eine halbe Sekunde länger und formt dann rasch ihre Hand zu einer Schere. Peter ruft ihr hinterher, aber sie hat sich bereits die Schlüssel geschnappt, mit denen sie in Richtung Flur unterwegs ist.

»Du hast GESCHUMMELT!«

»Jetzt sei kein schlechter Verlierer, Liebling. Tschüss, Kinder, seid lieb zu Papa! Oder zumindest annähernd!«

Peter steht noch immer in der Küche und ruft: »Wag es ja nicht, dich aus dem Staub zu machen! Du Schummlerin!«

Dann wendet er sich dem Terminkalender am Kühlschrank zu.

»HIER STEHT JA GAR NICHTS ÜBER DAS AU…«

Die Haustür schlägt hinter Mira zu, und draußen wird der Volvo gestartet. Ana steht in der Küche und grinst mit einem breiten Smoothiebart auf der Ober- und Unterlippe.

»Hast du eigentlich schon irgendwann mal gegen sie gewonnen, Peter?«

Peter massiert sich den Haaransatz.

»Könntest du so nett sein und meinen Sohn und meine Tochter holen und sie bitten, sich anzuziehen und ins Auto zu steigen?«

Ana nickt beflissen.

»Klar! Ich muss nur noch kurz hier aufräumen!«

Peter schüttelt flehend den Kopf und holt eine frische Packung Wischlappen.

»Nein … nein, Ana, mach das bitte nicht. Ich habe den Verdacht, dass es dadurch nur noch schlimmer wird.«

Nachdem das Lachen im Büro abgeebbt ist, wirft einer der Sponsoren dem Klubdirektor einen finsteren Blick zu, klopft mit den Fingerknöcheln auf den Schreibtisch und fragt:

»Und? Gibt es irgendein Problem mit Peter?«

Der Klubdirektor wischt sich den Schweiß aus der Stirn und schüttelt den Kopf.

»Peter gibt sein Bestes für den Klub. Und zwar immer. Das wissen Sie doch.«

Der Sponsor steht auf, knöpft sich das Jackett zu und leert seinen Kaffeebecher.

»Also dann. Ich habe noch ein anderes Meeting, aber ich vertraue darauf, dass Sie ihm erklären, was Sache ist. Erinnern Sie ihn daran, von welchem Geld sein Gehalt bezahlt wird. Wir wissen schließlich alle, wie nah er Sune steht, aber wir können nicht an die Medien durchsickern lassen, dass es hier einen internen Konflikt gibt.«

Der Klubdirektor braucht sich nicht die Mühe zu machen zu antworten. Keiner weiß mehr über dicke Wände als Peter. Er wird dem Klub Priorität einräumen. Selbst am heutigen Tag, an dem er die Order erhalten wird, Sune zu feuern.

5

Warum interessiert man sich für Sport?

Vielleicht hängt es davon ab, wer man ist. Und wo man sich befindet.

Keiner weiß, wie alt Sune genau ist. Er ist einer dieser Männer, die aussehen, als wären sie schon seit zwanzig Jahren siebzig, und nicht einmal er selbst erinnert sich noch genau daran, wie viele davon er Trainer der ersten Mannschaft war. Das Alter hat ihn schrumpfen und der Stress und seine Essgewohnheiten haben ihn in die Breite gehen lassen, so dass seine Statur mittlerweile der eines Schneemanns ähnelt. Heute ist er viel früher als sonst bei der Arbeit erschienen, hält sich jedoch vor der Eishalle am Waldrand hinter einem Baum versteckt, als die Männer aus der Tür kommen, und wartet, bis sie sich in ihre Autos gesetzt haben und davongefahren sind. Nicht, weil er sich schämt, sondern eher, weil er nicht möchte, dass sie sich für ihn schämen müssen. Er kennt die meisten von ihnen schon ein Leben lang, und einige von ihnen hat er sogar trainiert. Dass sie ihn feuern und durch den Trainer der Juniorenmannschaft ersetzen wollen, ist das schlechtbewahrteste Geheimnis im ganzen Ort. Niemand braucht Sune darauf hinzuweisen, dass er in dieser Sache keinen offenen Konflikt austragen soll, denn das würde er dem Klub nie antun, und er weiß, dass es hier um viel mehr geht als nur um Eishockey.

Björnstadt liegt zwar in einer eher ärmlichen Region im Wald, aber hier wohnen noch immer einige reiche Leute. Sie haben den Klub vor der

Insolvenz bewahrt, und jetzt fordern sie ihre Entschädigung dafür: Die Junioren sollen den Marsch nach oben zur Elite anführen. Morgen werden sie ihr Halbfinale bei den Jugendmeisterschaften gewinnen und am nächsten Wochenende das Finale. Bei der Standortsuche für das neue Leistungszentrum wird die Bezirksverwaltung die Stadt mit der besten Juniorenmannschaft landesweit nicht links liegenlassen können. Der Klub wird das Herzstück des Zukunftsplans der Region sein, wenn das neue Leistungszentrum kommt, wird man eine neue Eishalle errichten und danach ein Konferenzgebäude und ein Einkaufszentrum. Eishockey wird mehr sein als einfach nur ein Sport, es wird Touristen bedeuten, den Aufbau einer Marke, Kapital. Also das Überleben.

Der Klub ist also weit mehr als nur ein Klub, er ist ein Königreich, um dessen Macht die stärksten Männer des Ortes im Wald miteinander ringen und in dem es keinen Platz mehr für Sune gibt. Er betrachtet die Eishalle. Ihr hat er seine gesamte Existenz zu verdanken. Er hat keine Familie, kein Hobby, nicht einmal einen Hund. Bald ist er arbeitslos und weiß nicht, wovon er danach leben soll, oder wofür. Und dennoch kann er es keinem verübeln, weder dem Direktor noch dem Juniorentrainer und schon gar nicht Peter. Der Arme weiß vermutlich noch nicht einmal davon, aber sie werden Peter zwingen, ihm die Kündigung vorzulegen, also den Henker zu spielen und hinterher in den Medien eine Erklärung abzugeben, um sicherzugehen, dass der Klub voll und ganz dahintersteht und nichts durch die dicken Wände nach außen dringt.

Früher oder später müssen sich alle Sportvereine entscheiden, welche Ziele sie erreichen wollen, und Björnstadt will nicht einfach nur weiterspielen. Es gibt einen simplen Grund, warum sie Sune durch den Trainer der Juniorenmannschaft ersetzen wollen: Wenn Sune mit seinen Spielern vor dem Match spricht, hält er eine lange Rede darüber, dass sie

mit dem Herzen spielen sollen, aber wenn der Trainer der Juniorenmannschaft im Umkleideraum steht, sagt er nur ein einziges Wort: »Siegen.« Und die Junioren siegen. Sie haben in den vergangenen zehn Jahren nichts anderes getan.

Sune ist sich nur nicht mehr so sicher, ob das alles ist, was ein Eishockeyklub hervorbringen sollte: Jungs, die nie verlieren.

Der kleine Wagen fährt über frisch geräumte Straßen. Maya lehnt ihre Stirn deprimiert ans Fenster, wie es nur eine Fünfzehnjährige tun kann. Während weiter im Süden der Frühling schon Einzug gehalten hat, scheint es in Björnstadt nur zwei Jahreszeiten zu geben: Der Winter ist hier so selbstverständlich, dass der Sommer alle Einwohner jedes Mal zu überraschen scheint. Niemandem gelingt es, sich in den zwei, drei Monaten, die er andauert, an das Sonnenlicht zu gewöhnen, bevor es ihnen auch schon wieder genommen wird, und den Rest des Jahres kommt es einem mitunter vor, als könnte man auch ebenso gut unter der Erde leben.

Ana kneift Maya mit den Fingerspitzen fest ins Ohrläppchen.

»Was soll das denn, ey?«, faucht Maya.

»Mir ist langweilig! Komm, wir spielen ein Spiel!«, fordert Ana sie unerbittlich auf.

Maya seufzt, protestiert jedoch nicht, weil sie diesen Smoothie schlürfenden schrägen Vogel liebt, und weil sie fünfzehn sind und ihre Mutter sie immer daran erinnert, dass man »niemals in seinem Leben wieder solche Freunde hat wie als Teenager. Nicht mal, wenn man ein Leben lang mit ihnen befreundet bleibt. Es wird nie mehr dasselbe sein wie mit fünfzehn.«

»Okay, wir spielen das hier: Blind und eine supergute Kämpferin sein, oder taub und eine supergute …«, beginnt Ana.

»Blind«, antwortet Maya, ohne zu zögern.

Das ist Anas Lieblingsspiel, und sie spielen es schon, seit sie klein waren. Die Beständigkeit mancher Gewohnheiten vermittelt ihnen eine gewisse Geborgenheit.

»Du hast dir ja noch nicht mal die Alternative angehört!«, protestiert Ana.

»Ich scheiß auf die Alternative. Ich kann nicht mit der Vorstellung leben, keine Musik mehr hören zu können, aber ich kann durchaus damit leben, deine nervige Visage nicht jeden Tag sehen zu müssen.«

»Nerd«, seufzt Ana.

»Idiot«, grinst Maya.

»Okay, dann das hier: Immer selbst Popel in der Nase stecken haben, oder mit ’nem Jungen zusammen sein, der Popel in der Nase hat.«

»Immer selbst Popel in der Nase stecken haben.«

»Aha, das sagt ja verdammt viel über dich aus.«

»Allein schon die Frage sagt verdammt viel über *dich* aus.«

Ana versucht, Maya mit der Hand auf den Oberschenkel zu schlagen, doch Maya weicht ihr geschickt aus und boxt ihre Freundin stattdessen knallhart in den Arm.

Ana schreit auf, und dann lachen sie übereinander und über sich selbst.

Mit fünfzehn hat man Freunde, wie man sie später niemals wieder haben wird.

Auf dem Beifahrersitz wendet sich Leo in einem Versuch, den Geräuschpegel von seiner Schwester und ihrer besten Freundin zu

ignorieren, mit einer lebenslang eingeübten ausgefeilten Technik an seinen Vater und fragt: »Kommst du heute und schaust mir beim Training zu?«

»Ja … ich werde es versuchen … aber Mama kommt bestimmt!«, antwortet Peter.

»Mama kommt immer«, entgegnet Leo.

Es handelt sich um die typische Feststellung eines Zwölfjährigen und keinen Vorwurf, doch für Peter klingt es ganz danach. Er schaut so oft auf die Uhr am Armaturenbrett, dass er letztlich gegen das Kunststoffgehäuse klopfen muss, um sicherzugehen, dass sie nicht stehengeblieben ist.

»Bist du gestresst?«, fragt Ana von der Rückbank aus in einem Ton, der einen geradezu aus der Haut fahren lassen kann, wenn man im Stress ist.

»Nein, ich hab nur gleich ein Meeting, Ana. Danke der Nachfrage.«

»Und mit wem?«

»Mit dem Klubdirektor. Wir wollen uns über das Spiel der Juniorenmannschaft morgen unterhalten …«

»Shit, alle reden immer nur von der Juniorenmannschaft. Aber ihr wisst schon, dass es nur ein lächerliches Spiel ist, das niemanden ernsthaft kümmert, oder?«

Sie macht nur Spaß, denn eigentlich liebt sie Eishockey, aber Maya zischt sofort: »Sag das nicht ausgerechnet heute!«

»Sonst dreht er noch durch!«, pflichtet Leo ihr bei.

»Wieso durchdrehen? Wer dreht durch?«, fragt Peter.

Maya beugt sich rasch von der Rückbank aus vor.

»Papa, du musst uns nicht ganz bis zur Schule fahren. Du kannst auch gern hier schon anhalten!«

»Kein Problem«, entgegnet Peter beharrlich.

»Nein, für dich nicht«, stöhnt Maya.

»Was soll das denn heißen? Schämst du dich etwa für mich?«

Ana antwortet hilfsbereit: »Ja!«

Leo fügt hinzu: »Und außerdem will sie nicht, dass dich jemand sieht. Dann kommen nämlich all ihre Klassenkameraden an und wollen mit dir über Eishockey reden.«

»Und was soll daran so falsch sein? Wir sind schließlich eine Eishockeystadt!«, entgegnet Peter verdutzt.

»Aber deswegen muss ja nicht das ganze Leben nur aus Eishockey bestehen«, rutscht es Maya heraus, und sie überlegt, ob sie einfach während der Fahrt die Tür öffnen und sich hinausrollen soll. Der Schnee ist noch immer tief, so dass sie sich höchstwahrscheinlich noch nicht einmal etwas brechen würde, und es scheint ihr das Risiko wert zu sein.

»Warum sagst du das? Warum sagt sie das, Leo?«, schimpft ihr Vater auf dem Fahrersitz.

»Kannst du nicht einfach kurz anhalten? Oder langsamer fahren? Es reicht schon, wenn du langsamer fährst«, bittet Maya ihn.

Ana tippt Leo unterdessen fröhlich auf die Schulter.

»Okay, Leo, jetzt der hier: Nie mehr Eishockey spielen oder nie mehr am Computer zocken dürfen?«

Leo linst zu seinem Vater rüber und räuspert sich leicht beschämt. Dann schnallt er sich ab und tastet nach dem Türgriff. Peter schüttelt zerknirscht den Kopf.

»Untersteh dich, darauf zu antworten, Leo. Untersteh dich.«

Mira fährt im Volvo aus Björnstadt heraus. Heute Morgen hat sie gehört, wie Peter sich im Bad übergeben hat. Wenn der Sport in dieser Stadt so etwas bewirken kann, was macht er dann erst mit den siebzehnjährigen Junioren, die morgen spielen sollen? Unter den Frauen in Björnstadt kursiert ein abgedroschener Witz: »Ich will bloß, dass mein Mann mich nur

einmal so anschaut, wie er sich Eishockey anschaut.« Doch Mira konnte nie darüber lachen, denn sie versteht nur allzu gut, woher dieser Witz kommt.

Sie weiß, was die Männer in der Stadt über sie sagen, und auch, dass sie weit entfernt davon ist, die loyale Ehefrau des Sportdirektors zu sein, die sie sich wünschten, als sie Peter eingestellt haben. Sie betrachten den Klub nicht als Arbeitgeber, sondern als Armee, deren Soldaten zum Appell antreten müssen und deren Familien stolz in der Tür stehen, um ihnen zum Abschied zu winken. Das erste Mal ist Mira dem Klubdirektor im Rahmen eines Golfturniers begegnet, das von den Sponsoren ausgerichtet wurde. Beim Sektempfang vor dem Abendessen hat er ihr sein leeres Glas in die Hand gedrückt. In seiner Eishockeywelt existierten offenbar so wenige Frauen, dass er beim Anblick einer, die ihm unbekannt war, annahm, sie wäre eine Kellnerin.

Als er seinen Fauxpas bemerkte, lachte er nur, als hätte Mira die Situation ebenfalls lustig finden sollen. Doch als sie das nicht tat, meinte er seufzend: »Sie müssen doch wenigsten etwas Humor haben.« Als er schließlich hörte, dass sie vorhatte, ihre Karriere parallel zu Peters fortzusetzen, brachte er erstaunt hervor: »Aber wer kümmert sich denn dann um die Kinder? Sie müssen doch bestimmt gestillt werden, oder nicht?« Sie war redlich bemüht, den Mund zu halten. Vielleicht nicht mit letzter Konsequenz, aber zumindest bemühte sie sich. Schließlich wandte sie sich mit einer vielsagenden Geste an den Klubdirektor und deutete erst auf seine salamidicken Finger, denen gerade ein Krabbensandwich zu entgleiten drohte, und dann auf seinen Bauch, der sich unter den stark gespannten Knöpfen seines Oberhemds wölbte, und sagte: »Notfalls können Sie das ja übernehmen. Sie haben ja größere Brüste als ich.«

Bei der nächsten Einladung zu einem Golfturnier waren die Worte »In Begleitung von« auf den Einladungskarten entfernt worden. Die

Eishockeywelt der Männer wurde größer, während die der Frauen schrumpfte, und nichts bewies Miras Liebe zu Peter mehr als die Tatsache, dass sie an diesem Tag nicht zur Eishalle hinunterfuhr, um dort jemandem eine Ohrfeige zu verpassen. Sie lernte daraus, dass man in Björnstadt dickhäutig sein muss, was sowohl gegen die Kälte als auch gegen Verunglimpfungen hilft.

Inzwischen sind zehn Jahre vergangen, in denen sie unter anderem entdeckt hat, dass es vieles erleichtert, wenn man eine hochwertige Stereoanlage im Auto hat. Sie dreht die Lautstärke voll auf und spielt Mayas und Leos »Lauterlauter«-Playlist, nicht weil ihr die Musik besonders gut gefällt, sondern weil sie sich ihnen dadurch näher fühlt. Wenn die Kinder klein sind, glaubt man, dass der Druck im Magen irgendwann nachlässt, den das schlechte Gewissen verursacht, wenn man jeden Morgen das Haus verlassen muss. Doch das ist nicht der Fall, im Gegenteil, er wird immer größer. Also hat sich die Mutter ihre Musiksammlung aufs Smartphone geladen, eine Liste von Songs, bei denen eines der Kinder »LAUTER! LAUTER!« gerufen hat, wenn er im Radio gespielt wurde. Sie hört sie so laut, dass die Türbleche von den wummernden Bässen vibrieren, denn manchmal treibt sie die Stille im Wald fast in den Wahnsinn. Hier in der Gegend senkt sich die Dunkelheit nahezu das ganze Jahr über schon früh am Nachmittag über die Bäume, und es fällt einem schwer, sich daran zu gewöhnen, wenn man in einer Großstadt aufgewachsen ist, wo einem die Natur höchstens als Bildschirmschoner oder Tapete diente.

Alle Einwohner von Björnstadt hassen natürlich die Großstadt, und sie tragen eine unterschwellige Wut darüber in sich, dass der Wald alle natürlichen Ressourcen hervorbringt, die Einnahmen aber irgendwo anders landen. Manchmal kommt es einem vor, als liebten die Leute hier das

unwirtliche Klima genau deswegen, weil durchaus nicht jeder damit zurechtkommt und es ihnen ihre Stärke und Hartnäckigkeit in Erinnerung ruft. Die erste Redewendung, die Peter Mira beibrachte, lautete: »Bären scheißen in den Wald, und alle anderen scheißen auf Björnstadt, deshalb kommen die Waldbewohner so gut allein zurecht!«

An manche Dinge hat Mira sich im Lauf der Zeit gewöhnt, in der sie schon hier wohnt, andere wiederum wird sie nie begreifen. Beispielsweise warum es an einem Ort, wo alle angeln, kein einziges Sushi-Restaurant gibt, oder warum die Menschen, die taff genug sind, um sich in einer Region anzusiedeln, in der ein Klima herrscht, das selbst das Wild kaum aushält, nie geradeheraus sagen, was sie denken. Die Stille in Björnstadt ist immer an Scham gekoppelt. Mira erinnert sich noch an Peters Antwort auf ihre Frage, warum alle Leute hier die Großstädter so zu hassen scheinen: »Die Menschen aus den Großstädten schämen sich zu wenig.« Er hat schon immer Angst davor gehabt, was die Leute über ihn denken, und als sie einmal zum Essen eingeladen waren, versank er fast im Boden, weil Mira eine zu teure Flasche Wein mitgebracht hatte. Deshalb hat er sich auch geweigert, in eine der teureren Villen oben auf der Anhöhe zu ziehen, obwohl sie es sich dank Miras Gehalt leisten könnten. Sie sind aus reiner Höflichkeit in ihrem kleinen Haus in der Stadtmitte wohnen geblieben, und nicht einmal als Mira versuchte, ihn mit »mehr Platz für deine LPs« zu locken, gab Peter nach.

Zehn Jahre, und Mira hat es noch immer nicht gelernt, in Björnstadt Fuß zu fassen, stattdessen existiert sie dort eher. Und die Stille weckt in ihr noch immer den Wunsch, sich eine Wirbeltrommel zu kaufen und damit auf den Straßen Karnevalszug zu spielen. Sie dreht die Lautstärke noch etwas weiter auf, trommelt mit den Fingern aufs Lenkrad und singt bei allen

Songs so wild mit, dass sie fast von der Straße abkommt, als sie mit den Haaren an der Kante des Rückspiegels hängenbleibt.

Warum interessiert sie der Sport? Das ist gar nicht der Fall; sie ist an den Menschen im Sport interessiert. Mira träumt von einem Sommer, nur einem einzigen, in dem ihr Mann seiner Heimatstadt in die Augen sehen kann, ohne beschämt den Blick zu senken.

Sunes Brustkorb hebt und senkt sich unter seinen schweren Schultern, als er auf den Eingang der Eishalle zugeht. Zum ersten Mal in seinem Leben spürt er sein wahres Alter, und sein Körper fühlt sich so schlaff an, als hätte man einen Beutel Quallen in einen Trainingsanzug gesteckt. Doch als er die Tür öffnet, breitet sich wie jeden Tag eine große Ruhe in ihm aus. Dieser Ort ist der einzige weltweit, auf den er sich versteht. Also versucht er sich eher in Erinnerung zu rufen, was er ihm bislang vermittelt hat, als das, was sie ihm nun wegnehmen wollen. Sein ganzes Leben in den Dienst des Sportes zu stellen ist mehr, als die meisten von sich behaupten können. Er wurde mit einigen wunderbaren Stunden gesegnet und durfte mitansehen, wie zwei der für immer und ewig existierenden Talente hier geboren wurden.

Letzteres werden die Großmäuler in den Großstädten nie verstehen, nämlich wie es ist, in einem ziemlich kleinen Eishockeyklub ein ziemlich großes Talent heranzuziehen. Es ist, als würde man mitten in einem zugefrorenen Garten einen blühenden Kirschbaum erblicken. Manchmal wartet man jahrelang, sein ganzes Leben oder sogar noch länger, und selbst dann wäre es noch immer ein Wunder, es einmal zu erleben. Zweimal ist eigentlich schier unmöglich. Überall, nur nicht hier.

Beim ersten Mal war es Peter Andersson, und das ist jetzt mehr als vierzig Jahre her. Sune, der damals gerade als Trainer der ersten Mannschaft

angefangen hatte, wurde in der Eislaufschule auf ihn aufmerksam. Ein sehniger kleiner Dreikäsehoch mit geerbten Handschuhen, einem Säufer als Vater und einem Körper, der mit blauen Flecken übersät war, die alle Leute bemerkten, die aber keiner hinterfragte. Beim Eishockey wurde er ernst genommen, was sonst nie der Fall gewesen war, und dieser Sport veränderte sein Leben mit einer ungeheuren Macht. Eines Tages wurde der Dreikäsehoch erwachsen und erhob einen Provinzklub, der am Rande der Pleite stand, zum zweitbesten des ganzen Landes, woraufhin er selbst in die kanadische NHL wechselte und damit einen fast kometenhaften Aufstieg aus dem Dunkel des Waldes bis zu den Sternen hinlegte, bevor ihm das Schicksal auf tragische Weise alles wieder nahm.

Sune war derjenige, der ihn und Mira damals nach der Beerdigung in Kanada anrief und ihnen mitteilte, dass Björnstadt einen Sportdirektor suchte und es einen Klub sowie eine Stadt gab, die gerettet werden mussten. Und Peter verspürte den dringenden Wunsch, sich als Retter zu erweisen, so dass die Familie Andersson wieder nach Schweden zurückkehrte.

Das zweite Mal erlebte Sune vor gut zehn Jahren. Er und Peter scherten aus der Suchkette im Wald aus, weil Sune klarwurde, dass sie nach einem Eishockeyspieler suchten, während alle anderen glaubten, es handele sich nur um einen gewöhnlichen Jungen. Schließlich fanden sie Kevin in der Morgendämmerung auf dem zugefrorenen See mit Erfrierungen an den Wangen und dem Bären im Blick. Es war Peter, der den Siebenjährigen heimtrug. Sune ging schweigend neben ihm her, während er die Luft tief durch die Nase einsog. Mitten im Winter duftete es erneut nach Kirschblüten.

Als ein schweigsamer zweiundzwanzigjähriger Spieler aus der ersten Mannschaft im selben Jahr den Kampf gegen hartnäckige Verletzungen und mangelndes Talent aufgab, war es Sune, der ihn draußen auf dem Parkplatz

anhielt. Er erkannte in ihm einen brillanten Trainer, während alle anderen nur einen schlechten Spieler vor sich sahen. Der Zweiundzwanzigjährige hieß David. Er blieb unsicher vor Sune stehen und flüsterte »Ich bin kein guter Trainer«, doch Sune drückte ihm eine Trillerpfeife in die Hand und sagte nur: »Leute, die glauben, sie seien gute Trainer, werden es nie werden.« Davids erste Mannschaft bestand aus lauter Siebenjährigen, und einer davon war Kevin. David bläute ihnen ein zu siegen. Und sie gewannen. Danach riss ihre Siegessträhne nie mehr ab.

Jetzt ist Kevin siebzehn, David ist Trainer der Juniorenmannschaft, und in der kommenden Saison werden beide in der ersten Mannschaft aktiv sein. Gemeinsam mit Peter bilden sie die Dreieinigkeit des Erfolgs: Die Hände auf dem Eis, das Herz in der Box, das Hirn im Büro. Doch Sunes Entdeckungen werden zugleich auch sein Untergang sein. Peter wird ihn feuern, David wird seinen Job übernehmen, und Kevin wird allen beweisen, dass dies die richtige Entscheidung war.

Ein alter Mann hat die Zukunft vor sich gesehen, die ihn jetzt einholt. Er öffnet die Tür zur Eishalle und lässt alle Geräusche auf sich einströmen.

Warum interessiert ihn der Sport? Weil sein Leben ohne ihn still werden wird.

Warum? Amat hat sich diese Frage noch nie gestellt. Eishockey tut weh, es verlangt einem unmenschliche Opfer ab, körperlich wie mental. Man bricht sich die Beine, zerreißt sich Bänder und muss jeden Tag noch vor der Morgendämmerung aufstehen. Es nimmt einem jegliche Freizeit und beraubt einen aller Kraft. Also warum? Weil er als kleiner Junge einmal gehört hat, dass es keine »ehemaligen Eishockeyspieler« gibt, und er genau weiß, was das bedeutet. Es war in der Eislaufschule, Amat war fünf, und

der Trainer der ersten Mannschaft kam hinunter aufs Eis, um mit ihnen zu reden. Sune war schon damals ein dicker alter Mann, doch er schaute Amat unverwandt in die Augen, als er sagte: »Einige von euch haben ein angeborenes Talent und andere nicht. Einige von euch haben alles mitbekommen, andere nicht. Aber denkt daran, sobald ihr auf dem Eis steht, seid ihr alle gleich. Und hier müsst ihr eines wissen: Der Wille ist immer stärker als das Können.«

Einem Kind fällt es leicht, sich in eine Idee zu verlieben, wenn man hört, dass man der Beste werden kann, solange man es nur intensiv genug will, und keiner wollte es mehr als Amat. Der Eishockeysport hat ihm und seiner Mutter einen Zugang in die Gemeinschaft von Björnstadt ermöglicht, doch Amat hat noch mehr vor, nämlich dass er ihm auch noch den Weg hinaus ebnet.

Ihm tut jeder Körperteil weh, jede einzelne Zelle fleht ihn innerlich an, sich hinlegen und ausruhen zu dürfen. Doch er zieht weiter seine Kreise, blinzelt den Schweiß weg, umschließt mit seiner Hand den Schläger fester und stößt sich mit seinen Schlittschuhen auf dem Eis ab. So schnell er kann, und so kraftvoll er kann. Wieder und wieder und wieder.

Alles im Leben erreicht irgendwann ein Alter, in dem einen die Dinge nicht mehr überraschen. Das gilt für Menschen, aber noch mehr fürs Eishockey. Viele kluge Köpfe haben sich ihr Leben lang Gedanken über diesen Sport gemacht, alle Theorien sind in Handbüchern, eines dicker ist als das andere, in ihre kleinsten Moleküle zerlegt worden. An den meisten Tagen kann man erleben, dass es keine neuen Ideen gibt und alles schon von anderen Trainern vor einem gedacht, gesagt und geschrieben wurde, einer selbstsicherer als der andere. Die Tage hingegen, die wenigen Gelegenheiten, an denen das Eis einem ungeahnte Dinge offenbart, die man

nicht zu beschreiben vermag, sind seltener. Überraschende Dinge, die alles verändern. Man kann sich nicht darauf vorbereiten, und wenn man sich diesem Sport verschreibt, muss man darauf vertrauen, es zu merken, wenn es so weit ist.

Der Hausmeister steuert die Tribüne an, um an einem maroden Geländer neue Schrauben zu befestigen. Er sieht, wie Sune die Tür öffnet, und ist erstaunt, da er sonst nie so früh hier erscheint.

»Heute wohl mit den Hühnern aufgestanden?«, fragt der Hausmeister glucksend.

»Direkt vor dem Abpfiff muss man am härtesten arbeiten«, entgegnet Sune mit einem müden Lächeln.

Der Hausmeister nickt bekümmert. Wie gesagt, Sunes Kündigung ist das schlechtbewahrteste Geheimnis im ganzen Ort. Der alte Mann geht Richtung Tribüne, um darüber in sein Büro zu gelangen, als er plötzlich innehält. Der Hausmeister zieht eine Augenbraue hoch, und Sune deutet mit einem Nicken auf den Jungen unten auf dem Eis. Er blinzelt, denn seine Augen sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren.

»Wer ist das da?«

»Amat. Einer der Fünfzehnjährigen aus der Jugendmannschaft.«

»Und was macht er schon so früh am Morgen hier?«

»Er ist jeden Morgen hier.«

Der Junge hat seine Handschuhe, Mütze und Jacke als Markierungen zwischen den Linien auf dem Eis ausgebreitet. Er läuft, so schnell er kann, bis er sie erreicht hat, wechselt dann die Richtung, ohne sichtlich Geschwindigkeit einzubüßen, bis er abrupt stoppt und förmlich explodiert. Sein Schläger hält durchgehend Kontakt zum Puck. Immer hin und her. Fünfmal. Zehnmal. Ohne an Intensität zu verlieren. Dann der Schuss. Der

Puck landet an exakt derselben Stelle im Netz wie zuvor. Wieder und wieder.

»Jeden Morgen? Hat ihn irgendwer für irgendwas bestraft?«, murmelt Sune fragend.

Der Hausmeister gluckst erneut.

»Nein, er liebt Eishockey einfach. Erinnerst du dich noch an dieses Gefühl, alter Knabe?«

Sune antwortet nicht, sondern grummelt nur mit dem Blick auf seine Armbanduhr irgendetwas vor sich hin und betritt die Tribüne. Er hat schon fast die oberste Reihe erreicht, als er erneut innehält. Eigentlich will er noch weiter hinaufsteigen, aber sein Herz macht nicht mit.

Er hat Amat schon in der Eislaufschule gesehen, wo er jeden der Jungs hier sieht, doch damals war es noch nicht so deutlich erkennbar. Eishockey ist ein Sport, der Wiederholungen belohnt. Die gleiche Übung, die gleiche Bewegung, bis sich die Reaktionen wie ein Instinkt ins Rückenmark einbrennen. Schließlich gleitet der Puck nicht nur, sondern er hüpft auch. Beschleunigung ist also wichtiger als Höchstgeschwindigkeit, während Auge-Hand-Koordination wichtiger ist als Kraft. Das Eis beurteilt einen nach der Fähigkeit, schneller als alle anderen die Richtung und die Taktik zu wechseln, und trennt so die Spreu vom Weizen.

Es gibt verschwindend wenige Tage, an denen dieses Spiel einen noch überrascht, und wenn es doch einmal geschieht, ist man nicht darauf vorbereitet. Man kann nur darauf vertrauen, dass man es dann auch merkt. Als das Echo der Kufen von Amats Schlittschuhen auf die Tribüne hinaufhallt, bleibt Sune stehen und zögert einen Augenblick, bevor er einen letzten Blick über die Schulter zurückwirft. Er sieht, wie der Fünfzehnjährige mit dem Schläger weich in der Hand liegend die Richtung wechselt, sich von neuem abstößt und blitzschnell wieder losspurtet, und

Sune wird diesen Anblick als einen der segensreichsten Augenblicke in seinem Leben in Erinnerung behalten: Er hat gerade miterlebt, wie das Unmögliche zum dritten Mal in Björnstadt geschieht.

Der Hausmeister hebt den Blick von seinen Schrauben im Geländer und sieht, wie der alte Trainer auf einen Sitz in der obersten Reihe der Tribüne sinkt. Erst sieht es so aus, als hätte er gerade einen Anfall. Doch dann stellt der Hausmeister fest, dass es nur daran liegt, dass er den alten Mann noch nie zuvor hat lachen sehen.

Sune saugt mit Tränen in den Augen die Luft durch die Nase ein, und die ganze Eishalle duftet nach blühenden Kirschbäumen.

Warum interessiert man sich für Sport?

Weil er Geschichten erzählt.

6

Als Amat die Eisfläche verlässt, sind alle Kleidungsstücke an seinem Körper klatschnass vom Schweiß. Ganz oben auf der Tribüne folgt ihm Sune mit dem Blick. Zum Glück merkt der Junge nicht, dass der Trainer der ersten Mannschaft dort sitzt, denn sonst wäre er vor lauter Nervosität mit dem Gesicht voran aufs Eis gestürzt.

Nachdem Amat verschwunden ist, sitzt Sune noch immer dort. Er gehört schon lange zum alten Eisen, doch heute spürt er es mehr als sonst. Es gibt zwei Dinge, die uns deutlicher als alles andere aufzeigen, dass wir älter werden: Kinder und Sport. Beim Eishockey ist man mit fünfundzwanzig Routinier, mit dreißig Veteran und mit fünfunddreißig Rentner, doch Sune ist doppelt so alt. So geht das mit dem Alter; er ist kleiner und breiter geworden, seine Stirn höher und sein Haar lichter, so dass er inzwischen etwas mehr Haut zu waschen und etwas weniger Haare zu kämmen hat. Außerdem irritieren ihn zunehmend schmale Sitze und minderwertige Reißverschlüsse an Trainingsjacken.

Doch als die Tür hinter Amat zugefallen ist, atmet der alte Mann noch immer den Duft nach Kirschblüten durch die Nase ein. Fünfzehn Jahre alt. Großer Gott, was für eine Zukunft. Sune schämt sich dafür, dass er ihm erst jetzt aufgefallen ist; der Junge hat in der letzten Zeit offenbar eine explosionsartige Entwicklung hingelegt, während alle anderen nur die Juniorenmannschaft im Auge hatten. Noch vor ein paar Jahren wäre Sune ein solches Talent nicht entgangen. Er kann es nicht nur auf seine alten Augen schieben, denn sein Herz ist ebenfalls gealtert.

Sune weiß, dass er nicht mehr lange genug hier sein wird, um den Jungen trainieren zu können, aber er hofft, dass niemand sein Talent zerstört, indem er ihn k.o. gehen oder zu schnell aufsteigen lässt. Doch dieser Wunsch wird wohl unerfüllt bleiben, denn wenn die anderen bemerken, wie gut der Junge wirklich ist, werden sie ihm die bestmöglichen Ergebnisse abverlangen. Dieser Klub hat es nötig, und die Stadt verlangt geradezu danach. Sune ficht diesen Kampf bereits seit Jahren mit dem Vorstand aus. Und er wird ihn verlieren.

Die lange Version der Begründung für Sunes Entlassung aus dem Eishockeyklub Björnstadt darzulegen würde Tage dauern, während die kurze nur aus zwei Worten besteht: »Kevin Erdahl.« Die Sponsoren, der Vorstand und der Klubdirektor haben von Sune verlangt, das siebzehnjährige Wunderkind in der ersten Mannschaft spielen zu lassen, doch Sune hat sich geweigert. In seiner Welt bedarf es mehr als Hormonen, um Jungen zu Männern zu machen, und in einer A-Mannschaft Eishockey zu spielen erfordert ebenso viel Reife wie Talent. Sune hat schon wesentlich mehr Spieler erlebt, die an zu frühen Chancen zugrunde gegangen sind als an zu späten. Aber niemand hört mehr auf ihn.

Die Leute aus Björnstadt sind stolz darauf, schlechte Verlierer zu sein, und Sune weiß, dass er selbst eine Mitschuld daran trägt, denn er war es, der allen Spielern und Entscheidungsträgern vom ersten Tag an, wo sie ihren Fuß in die Eishalle gesetzt haben, folgende Worte eingebläut hat: »Der Klub hat Vorrang.« Der Klub hatte schon immer Vorrang vor persönlichen Interessen, doch jetzt verwenden sie sie gegen ihn. Sune hätte seinen Job retten können, indem er Kevin in der ersten Mannschaft hätte spielen lassen, und er wünscht, er könnte ganz sicher sein, dass seine Entscheidung dagegen richtig war. Doch er ist sich selbst nicht mehr sicher.

Vielleicht haben der Vorstand und die Sponsoren recht, und er ist wirklich ein alter Dickschädel, dem das Ruder entglitten ist.

David liegt bäuchlings zu Hause auf dem Küchenfußboden. Er ist zweiunddreißig Jahre alt, und seine roten Haare stehen so weit von seinem Kopf ab, dass es aussieht, als versuchten sie vor ihm zu fliehen. Als er klein war, wurde er deswegen gemobbt, und seine Mitschüler taten so, als würden sie sich ihre Finger daran verbrennen, so dass er schon früh gelernt hat, sich zu prügeln. Er hatte keine Freunde und konnte deswegen seine gesamte Freizeit dem Eishockey widmen. Und weil er auch sonst keine anderen Interessen entwickelte, wurde er irgendwann zum besten Spieler.

Der Schweiß rinnt hinunter auf den Fußboden, während er unter dem Küchentisch angestrengt Liegestütze absolviert. Auf dem Tisch steht sein Laptop, auf dem er sich die ganze Nacht lang Videoaufnahmen von früheren Spielen und Trainingseinheiten angeschaut hat. Der Trainerjob in der Eishockey-Juniorenmannschaft von Björnstadt hat ihn zu jemandem gemacht, den man leicht durchschauen, mit dem man aber unmöglich zusammenleben kann, und jedes Mal, wenn seine Freundin sauer auf ihn ist, wirft sie ihm vor, der Typ Mann zu sein, »der sich selbst in einem leeren Zimmer gekränkt fühlt«. Vielleicht stimmt es ja; sein Gesicht wirkt zumindest, als wäre es dauerhaftem Gegenwind ausgesetzt. Er hat immer zu hören bekommen, zu ernst zu sein, und deshalb liegt ihm Eishockey auch so, denn kein Mitglied eines Eishockeyklubs ist je der Auffassung gewesen, dass man Eishockey zu ernst nehmen kann.

Das Spiel morgen ist das wichtigste im Leben der Junioren wie auch in Davids. Ein etwas philosophischer veranlagter Trainer würde ihnen vielleicht sagen, dass damit die letzten sechzig Minuten ihrer Kindheit auf dem Eis anbrechen, denn die meisten von ihnen werden in diesem Jahr

achtzehn und somit als Erwachsene in der ersten Mannschaft spielen. Doch David ist nicht philosophisch veranlagt, so dass er sie wie gewöhnlich nur mit einem Wort instruieren wird: »Siegen!«

Er hat bei weitem nicht die besten Spieler des Landes in seiner Mannschaft, aber seine sind am diszipliniertesten und taktisch am besten geschult. Die Jungs spielen schon ein Leben lang zusammen, und außerdem haben sie Kevin in ihren Reihen.

Sie spielen nur selten schön, denn David ist ein Verfechter penibler Strategien und einer knallharten Defensive, aber vor allem glaubt er an Resultate, auch wenn der Vorstand und die Eltern immer wieder davon anfangen, dass er seine Spieler »loslassen« und versuchen soll, »unterhaltsameres Eishockey« zu spielen. David weiß nicht einmal, was »unterhaltsameres Eishockey« ist; er kennt nur eine Art von Eishockey, die allerdings keineswegs unterhaltsam ist: Wenn die Gegner mehr Tore schießen als die eigene Mannschaft. Er hat nie jemandem nach dem Mund geredet und auch nie einen Platz in seiner Mannschaft an den Sohn eines Marketingchefs von einem Großsponsor vergeben, wenn er darum gebeten wurde. Er ist kompromisslos, und er weiß, dass ihm das nicht gerade viele Freunde einbringt, doch es kümmert ihn nicht weiter. Du möchtest beliebt sein? Ganz einfach, du musst nur oben auf dem Siegerpodest stehen. Also tut David genau das, was erforderlich ist, um dort hinzugelangen. Deswegen sieht er seine Mannschaft mit anderen Augen als alle anderen; denn auch wenn Kevin der beste Spieler der Mannschaft ist, ist er nicht immer der wichtigste.

Auf dem Laptop auf Davids Küchentisch läuft gerade eine Sequenz aus einem Spiel der zurückliegenden Saison, in der ein gegnerischer Spieler Kevin mit der offensichtlichen Absicht nachsetzt, ihn von hinten zu foulen, aber im nächsten Augenblick selbst auf dem Eis liegt. Ein anderer Spieler

aus Björnstadt mit der Nummer sechzehn steht schon ohne Handschuhe und Helm über ihm und lässt seine Faustschläge auf ihn niederhageln.

Kevin mag zwar der Star sein, doch Benjamin Ovich ist das Herz der Mannschaft. Denn Benji ist genau wie David; er tut alles, was man von ihm verlangt. Schon als kleiner Junge hat ihm der Trainer immer wieder dieselben Worte eingebläut: »Scheiß drauf, was die Leute sagen, Benji. Sie werden uns lieben, wenn wir gewinnen.«

Er ist siebzehn Jahre alt, und seine Mutter weckt ihn frühmorgens, indem sie seinen Namen ruft. Nur sie nennt ihn Benjamin. Alle anderen sagen Benji zu ihm. Er liegt noch in seinem Bett im kleinsten Zimmer des letzten Reihenhauses kurz vor der Senke, als sie zum dritten oder gar vierten Mal den Raum betritt. Als sich schließlich Ausdrücke aus ihrem Heimatland in ihre Ermahnungen mischen, steht er auf, denn dann wird es erfahrungsgemäß ernst. Benjis Mutter und seine drei älteren Schwestern fallen ausschließlich in ihre alte Sprache zurück, wenn sie starke Wut oder ewige Liebe ausdrücken wollen, denn die schwedische Grammatik ist schlicht und einfach nicht flexibel genug, um zu beschreiben, welch untauglicher Körperteil des allerschlaffsten Eselarsches Benji manchmal sein kann, oder dass sie ihn so abgrundtief lieben wie zehntausend Brunnen aus Gold. Seiner Mutter gelingt es sogar, beides in einem Satz unterzubringen. In dieser Hinsicht ist ihre Muttersprache einzigartig.

Sie schaut ihrem Sohn hinterher, als er mit dem Fahrrad von zu Hause losfährt. Sie hasst es zwar, ihn aus dem Bett zu scheuchen, noch bevor die Sonne aufgegangen ist, aber sie weiß, dass er das Haus überhaupt nicht verlassen würde, wenn sie zur Arbeit fahren würde, ohne ihn vorher auf den Weg gebracht zu haben. Obwohl sie außer ihm noch drei Töchter hat und alleinerziehend ist, bereitet ihr der siebzehnjährige Junge am meisten

Sorgen. Er macht sich zu wenig Gedanken über seine Zukunft und wird zu oft von seiner eigenen Vergangenheit eingeholt, und nichts beunruhigt eine Mutter mehr als das. Ihr kleiner Benjamin macht es den Mädchen nur allzu leicht, sich in ihn zu verlieben, denn er ist der Junge mit dem hübschesten Gesicht, den traurigsten Augen und dem wildesten Herzen, das sie je gesehen haben. Seine Mutter muss es wissen, denn sie hat damals einen Mann geheiratet, der ganz genauso aussah, und auf diese Art von Männern warten nichts als Probleme.

David kocht in seiner Küche Kaffee. Er macht jeden Morgen eine zusätzliche Kanne und füllt sie in seine Thermosflasche, da der Kaffee in der Eishalle so miserabel schmeckt, dass man eine Einladung dazu eigentlich als tätlichen Angriff bezeichnen und anzeigen müsste. Auf seinem Laptop läuft ein Spiel aus dem vergangenen Jahr, in dem Kevin gerade von einem wütenden Verteidiger verfolgt wird, als Benji plötzlich in voller Fahrt auftaucht und dem Verteidiger seinen Schläger in den Nacken rammt, so dass dieser kopfüber in die Box der Gegner fliegt. Die halbe gegnerische Mannschaft stürmt aufs Eis, um sich an Benji zu rächen, doch Benji steht schon ohne Helm und mit geballten Fäusten da und erwartet sie. Die Schiedsrichter brauchen geschlagene zehn Minuten, um die Prügelei zu beenden. Kevin ist unterdessen in aller Ruhe in Richtung seiner eigenen Box gefahren, wo er unangetastet und völlig unversehrt Platz genommen hat.

Viele Fans versuchen Benjis Temperament mit seiner schlimmen Kindheit und dem frühen Tod seines Vaters zu entschuldigen. Doch David gehört nicht dazu, denn er liebt Benjis Temperament geradezu. Andere bezeichnen ihn als »Problemkind«, doch alle Eigenschaften, die ihn jenseits des Spielfelds problematisch erscheinen lassen, machen ihn auf dem Eis so

wertvoll. Wenn man ihn in die letzte Ecke des Spielfelds schickt, spielt es keine Rolle, ob ihm Schlangen, Trolle oder sämtliche Ungeheuer aus der Hölle im Weg stehen, denn Benji kommt immer mit dem Puck zurück. Und wenn Kevin jemand zu nahe kommen sollte, fährt Benji selbst durch eine Betonwand, um sich dazwischenzustellen. Diese Fähigkeit kann man niemandem beibringen. Alle wissen, wie gut Kevin ist, und die Jugendchefs aller Eliteklubs landesweit haben schon versucht, ihn abzuwerben, was auch bedeutet, dass jede gegnerische Mannschaft mindestens einen Psychopathen in ihren Reihen hat, der es darauf abgesehen hat, ihn zu verletzen. Deshalb akzeptiert David den Terminus »Prügelei« nicht, die sich Benji in mindestens jedem zweiten Spiel liefert. Er prügelt sich nicht. Er schützt nur die wichtigste Investition, die diese Stadt je zu Gesicht bekommen hat.

Doch David hat sich abgewöhnt, seiner Freundin gegenüber den Ausdruck »Investition« zu benutzen. Denn dann fragt sie ihn: »Musst du über einen Siebzehnjährigen wirklich so reden?« David hat sich auch abgewöhnt, den Versuch zu unternehmen, es jemandem zu erklären. Entweder begreift man diesen Aspekt des Eishockeyspiels, oder eben nicht.

Auf der Straße, die die Reihenhaussiedlung mit dem restlichen Ort verbindet, steigt Benji von seinem Fahrrad, sobald er außer Sichtweite seiner Mutter ist, und zündet sich einen Joint an. Er inhaliert den Rauch tief in seine Lunge und spürt, wie sich in seinem Körper eine angenehme Ruhe ausbreitet. Seine langen dicken Haare erstarren im Wind, doch die Kälte hat ihm noch nie zugesetzt. Er ist zu jeder Jahreszeit mit dem Fahrrad unterwegs. Vor den anderen Spielern lobt David während des Trainings des Öfteren seine kräftigen Beinmuskeln und seinen Gleichgewichtssinn, doch Benji entgegnet nie etwas, da er den Verdacht hat, dass die Antwort: »Wenn man jeden Tag mit dem Rad sauschnell durch den tiefen Schnee fährt,

kommt das von ganz allein«, nicht der entspricht, die sein Trainer hören will.

Auf dem Weg zum Haus seines besten Freundes fährt er durch ganz Björnstadt. Zuerst kommt er an der Fabrik vorbei, die zwar der größte Arbeitgeber der Stadt ist, aber schon im dritten Jahr in Folge »die Personalstärke strafft«, eine bessere Umschreibung des Wortes »Rauswurf«. Direkt daneben liegt der große Supermarkt, der alle kleinen Läden verdrängt hat. Benji radelt erst durch eine Einkaufsstraße in verschiedenen Verfallsstadien und dann durch ein Industriegebiet, in dem es immer stiller wird. Schließlich erreicht er das Sportgeschäft mit einer Abteilung für Jagd- und Angelbedarf und einer weiteren für Eishockeyausrüstung, aber darüber hinaus kaum anderen Sportartikeln. Etwas entfernt steht die Kneipe »Zum Bärenpelz«. Hier verkehrt der Typ Männer, die den Pub zu einem zuverlässigen Anlaufpunkt für neugierige Touristen machen, wenn sie gern Zeugen einer ordentlichen Prügelei werden wollen.

In Richtung Westen zum Wald hin kommt Benji an einer Autowerkstatt vorbei, und ein Stück weiter zwischen den Bäumen betreibt Benjis älteste Schwester eine Hundezucht. Sie erzieht Hunde für die Jagd und als Wachhunde. Nur als Haustiere sind sie in der Gegend schon lange nicht mehr nachgefragt.

An diesem Ort gibt es außer Eishockey nicht viel Liebenswertes, aber Benji hat in seinem Leben auch noch nicht viel anderes als Eishockey geliebt. Er atmet den Rauch ein. Die anderen Jungs warnen ihn ständig davor, dass er aus der Mannschaft fliegt, wenn David erfährt, dass er Gras raucht, doch Benji lacht nur in der ruhigen Gewissheit, dass das wohl nie geschehen wird. Nicht, weil Benji zu gut wäre, um aus der Mannschaft geworfen zu werden, ganz und gar nicht, aber weil Kevin zu gut ist. Kevin ist das Juwel und Benji das Versicherungsunternehmen.

Sune schaut ein letztes Mal zur Decke der Eishalle hoch und betrachtet die Wimpel und Trikots, die dort hängen; Erinnerungen an Männer, die bald niemand mehr kennen wird, weil keiner alt genug dafür ist. Daneben hängt eine verschlissene Banderole mit dem Motto des Klubs: »Werte, Kultur, Zusammengehörigkeit.« Sune war zwar dabei, als sie damals aufgehängt wurde, aber er ist sich nicht mehr so sicher, was das heute noch bedeutet. Manchmal weiß er sogar nicht einmal mehr, ob er es damals überhaupt wusste.

»Kultur« ist in sportlichen Zusammenhängen ein merkwürdiges Wort. Alle benutzen es, doch keiner kann es inhaltlich erklären. Alle Klubs reden nur allzu gern davon, eine Kultur aufzubauen, doch am Ende ist allen nur an einer Art von Kultur gelegen, nämlich der Siegerkultur. Sune weiß, dass es überall auf der Welt so ist, aber vielleicht fällt es in einem kleinen Ort eher auf. Alle lieben Siegertypen, auch wenn es sich dabei nur selten um angenehme Menschen handelt, die einem wirklich sympathisch sind. Fast immer erweisen sie sich als besessen, egoistisch und rücksichtslos. Aber es spielt keine Rolle, denn man verzeiht ihnen und liebt es, wenn sie siegen.

Der alte Mann steht mit knirschenden Rückenwirbeln und einem steifen Gefühl im Herzen auf und geht in sein Büro, wo er die Tür hinter sich schließt. Seine persönlichen Habseligkeiten hat er schon in einen kleinen Karton gepackt, der unter seinem Schreibtisch steht. Wenn man ihn feuert, wird er keine Szene machen und auch nicht mit den Medien in Kontakt treten, sondern einfach verschwinden. So ist er erzogen worden, und so hat er andere erzogen. Der Klub hat Vorrang. Ohne Ausnahme.

Wie diese beiden Jungs beste Freunde wurden, begreift eigentlich kein Mensch, aber alle haben schon vor langer Zeit den Versuch aufgegeben, sie

zu trennen. Benji klingelt an der Tür der Villa, die größer ist als das halbe Viertel, in dem er selbst wohnt.

Kevins Mutter öffnet ihm und schenkt ihm mit dem Handy am Ohr ein gestresstes Lächeln, während Kevins Vater irgendwo anders im Haus an seinem eigenen Handy in eine Diskussion vertieft seine Kreise zieht. An den Wänden im Flur hängen Familienfotos, und Benji hat bislang nur in diesen Bilderrahmen alle drei Mitglieder der Familie Erdahl nebeneinanderstehen sehen. Im realen Leben scheint sich die Mutter immer in der Küche, der Vater im Büro und Kevin draußen im Garten aufzuhalten. Klack-klack-klack-klack-klack. Wenn das Telefon klingelt, wird zuerst eine Tür geschlossen und dann eine Entschuldigung hervorgebracht. »Ja, tut mir leid, das ist mein Sohn. Der Eishockeyspieler, ja genau.«

In diesem Haus erhebt niemals jemand seine Stimme und senkt sie auch nicht, denn jegliche Kommunikation ist gefühlsamputiert. Kevin ist sowohl der am meisten als auch am wenigsten verwöhnte Teenager, dem Benji je begegnet ist: Der Kühlschrank ist gefüllt mit fertig arrangierten Lunchpaketen, deren Inhalt exakt dem Ernährungsplan des Klubs entspricht und die alle drei Tage von einem Cateringservice zusammengestellt und geliefert werden. Die Küche in der Villa hat dreimal mehr gekostet als das gesamte Reihenhaus von Benjis Mutter, doch niemand kocht darin. Kevins Zimmer ist mit allem ausgestattet, wovon ein Siebzehnjähriger nur träumen kann, inklusive der Tatsache, dass kein Erwachsener außer der Putzfrau den Raum je betreten hat, seit er drei war. Niemand in ganz Björnstadt hat mehr Geld für den Sport seines Sohnes ausgegeben, niemand hat den Klub mit höheren Beträgen gesponsert als das Unternehmen seines Vaters, und dennoch hat Benji Kevins Eltern nicht öfter auf der Tribüne gesehen, als er an einer Hand abzählen könnte. Benji hat seinen Freund einmal danach gefragt, woraufhin Kevin antwortete: »Meine Eltern haben kein Interesse an

Eishockey.« Benji wollte wissen, woran sie denn Interesse hätten, und Kevin antwortete: »An Erfolg.« Damals waren die beiden Jungs gerade mal zehn.

Als Kevin einmal als Klassenbester in einer Geschichtsklausur nach Hause kam und berichtete, dass er 49 von 50 Punkten erhalten hatte, fragte sein Vater nur mit ausdruckloser Miene: »Und was hast du falsch gemacht?« Perfektion ist in der Familie Erdahl kein Ziel, sondern die Norm.

Ihr Haus ist weiß angestrichen und rechtwinklig wie aus einem Werbeprospekt für Wasserwaagen. Als es gerade keiner sieht, verschiebt Benji lautlos das Schuhregal um einen Zentimeter, berührt unauffällig zwei Fotos an den Wänden, so dass sie minimal schief hängen, und setzt seinen Fuß so auf den Teppich, dass er mit seinem großen Zeh rasch ein paar Fransen in Unordnung bringt. Als er die Terrassentür erreicht, erblickt er das Spiegelbild von Kevins Mutter im Fensterglas, die hinter ihm hergleitet und mechanisch alles wieder geraderichtet, ohne dabei auch nur ein Wort ihres Telefonats zu verpassen.

Benji geht hinaus in den Garten, zieht sich einen Stuhl heran, setzt sich neben Kevin, schließt die Augen und lauscht seinen Schlägen, bis Kevin mit schweißdurchtränktem Kragen schließlich eine Pause macht. Ein Junge mit schlechterer Impulskontrolle als Kevin würde ihn zur Begrüßung umarmen, aber das passiert nicht.

»Bist du nervös?«

Benji öffnet seine Augen nicht.

»Erinnerst du dich noch daran, als du zum ersten Mal mit in den Wald gekommen bist, Kev? Du warst vorher noch nie Jagen und hast die Knarre gehalten, als hättest du Angst, sie könnte dich beißen.«

Kevin seufzt so tief, dass die Hälfte der eingeatmeten Luft eigentlich aus einer anderen Körperöffnung als seinem Mund wieder entweichen müsste.

»Nimmst du eigentlich gar nichts im Leben ernst, du Spacko?«

Benjis breites Grinsen gibt den Blick auf eine fast unsichtbare Farbnuance in seiner Zahnreihe frei. Wenn man ihn in eine Ecke des Spielfelds schickt, kommt er mit dem Puck wieder heraus, auch wenn es ihn einen Zahn kostet, sei es sein eigener oder der eines anderen.

»Du hast mir damals um ein Haar in den Sack geschossen. Das nehme ich ziemlich ernst.«

»Du bist also ernsthaft kein bisschen nervös wegen dem Spiel?«

»Kev, wenn du mit einer Schusswaffe in der Nähe meines Sacks herumfuchtelst, dann werde ich nervös, aber Eishockey macht mich nicht nervös.«

Sie werden vom Abschiedsgruß von Kevins Eltern unterbrochen. Sein Vater sagt in einem Ton auf Wiedersehen, als verabschiede er sich in einem Restaurant von einem Kellner, seine Mutter hängt ein zurückhaltendes »mein Kleiner« am Ende an, als bemühe sie sich redlich darum, es anders klingen zu lassen als eine auswendig gelernte Phrase, ohne dass es ihr gelänge. Die Haustür fällt ins Schloss, und kurz darauf werden zwei Wagen auf der Auffahrt gestartet. Benji fischt einen weiteren Joint aus der Innentasche seiner Jacke und zündet ihn an.

»Und, bist DU nervös, Kev?«

»Nein. Nein, nein …«

Benji lacht, denn seinem Freund ist es noch nie gelungen, ihn anzulügen.

»Ach nicht?«

»Okay, verflucht, Benji. Ich scheiß mir vor lauter Nervosität in die Hose! Ist es das, was du hören willst?«

Benji sieht aus, als wäre er schon eingeschlafen.

»Wie viele hast du heute eigentlich schon geraucht?«, schnaubt Kevin.

»Noch lange nicht genügend«, murmelt Benji und kauert sich auf seinem Stuhl zusammen, als wollte er darin Winterschlaf halten.

»Du weißt aber, dass wir in einer Stunde in der Schule sein müssen, oder?«

»Ausgezeichneter Grund.«

»Wenn David es rauskriegt, wirst du aus der Mannscha–«

»Nein, werde ich nicht.«

Kevin stützt sich schweigend auf seinen Schläger und betrachtet Benji. Von allen Dingen auf der Welt, um die man seinen besten Kumpel beneiden kann, ist das die Eigenschaft, die Kevin am liebsten selbst besitzen würde: Die Fähigkeit, auf alles zu scheißen und damit durchzukommen, wie es Benji schon immer gelungen ist. Kevin schüttelt den Kopf und lacht resigniert auf.

»Stimmt, wirst du auch nicht.«

Benji schläft ein, und Kevin wendet sich mit finsterem Blick wieder seinem Tor zu. Klack, klack, klack, klack, klack.

Und wieder. Und wieder. Und wieder.

Zu Hause in der Küche absolviert David seine letzten Liegestütze. Dann duscht er, zieht sich an, packt seine Tasche und schnappt sich seine Autoschlüssel, um zur Eishalle zu fahren und seinen Arbeitstag zu beginnen. Doch ganz zum Schluss, bevor er das Haus verlässt, stellt der zweiunddreißigjährige Trainer seinen Kaffeebecher auf dem kleinen Tisch neben der Haustür ab und stürzt ins Bad. Er schließt die Tür hinter sich ab und dreht die Wasserhähne überm Waschbecken und über der Badewanne voll auf, damit seine Freundin nicht hört, wie er sich übergibt.

7

Es ist doch »bloß ein Spiel«; das bekommen alle, die einen Mannschaftssport betreiben, irgendwann einmal zu hören. Und viele Spieler versuchen sich einzureden, dass es stimmt. Doch das ist vollkommener Blödsinn, denn kein Einwohner dieser Stadt wäre noch derselbe, wenn das Spiel nicht existieren würde.

Kurz bevor sich Benji und Kevin morgens auf den Weg zur Schule machen, geht Kevin immer noch mal zur Toilette. Er benutzt die Schultoiletten nicht gern; nicht weil sie eklig wären, sondern weil die Atmosphäre ihn stresst und ihm ein seltsames Gefühl der Angst einflößt, das er nicht näher erklären kann. Nur bei sich zu Hause, umgeben von kostspieligen Fliesen und einem Handwaschbecken, das so exklusiv wie unpraktisch ist und sorgfältig von einem Innenarchitekten ausgewählt wurde, der mehr Arbeitsstunden berechnet hat als die Handwerker, kann er sich entspannen. Dieses Haus ist der einzige Ort, an dem er je gelernt hat, allein zu sein.

An allen anderen Orten, sei es in der Eishalle oder in der Schule und sogar auf dem Hin- und Rückweg, wird er ständig von anderen begleitet. Immer in der Mitte, umgeben von seinen Mannschaftskameraden in der Reihenfolge ihres Könnens auf dem Eis. Die besten Spieler unmittelbar neben ihm, die in der Hierarchie weiter unten rangierenden mit etwas Abstand kreisförmig um ihn herum angeordnet. Zu Hause hingegen hat Kevin schon früh gelernt, allein zu sein, so dass es ihm irgendwann ganz natürlich erschien, aber woanders hält er es nicht allein aus.

Benji wartet unterdessen wie immer draußen vor der Villa. Als Kevin rauskommt, nickt er nur kurz und murmelt: »Gehen wir.«

Maya entfernt sich so schnell vom Auto ihres Vaters, dass Ana joggen muss, um mit ihr Schritt zu halten. Sie hält ihr atemlos einen Plastikbecher hin: »Möchtest du auch? Ich mache gerade eine Smoothie-Diät!«

Maya wird langsamer und schüttelt den Kopf.

»Warum machst du eigentlich andauernd diese Diäten? Du musst deine Geschmacksnerven ja unendlich hassen. Was haben sie dir eigentlich getan?«

»Ach, hör doch auf, der schmeckt echt gut! Probier mal!«

Mayas Lippen umschließen skeptisch den Rand des Bechers. Sie nimmt einen kleinen Schluck, bevor sie den Inhalt sofort wieder ausspuckt.

»Igitt, da sind ja Klumpen drin!«

Ana nickt voller Genugtuung.

»Das ist Erdnussbutter.«

Maya fährt sich angeekelt mit dem Finger über die Zunge, als klebten darauf lauter unsichtbare Haare.

»Du brauchst Hilfe, Ana. Und zwar professionelle.«

Früher gab es in Björnstadt mehrere Schulen, weil es mehr Kinder gab. Doch jetzt sind nur noch zwei Gebäude übrig: eines für die Grundschule und ein zweites für die Hauptschule und das Gymnasium. Und zum Mittagessen treffen sich alle Schüler in der gemeinsamen Kantine. Viel größer ist der Ort nicht mehr.

Amat holt Lifa und Zacharias auf dem Parkplatz im Laufschritt ein. Die drei gehen schon seit der Vorschule in dieselbe Klasse und sind darüber hinaus auch beste Freunde. Nicht, weil sie einander besonders ähnlich

wären, sondern vielmehr, weil sie sich von den anderen abheben. In Orten wie Björnstadt entwickeln sich die beliebtesten Kinder schon früh zu Mannschaftskapitänen, denn die Mannschaft formt sich bereits unmerklich auf dem Spielplatz. Amat, Lifa und Zacharias gehörten damals zu denen, die übrigblieben, und seitdem halten sie zueinander. Lifa redet kaum ein Wort, Zacharias plappert noch mehr als ein Radio, und Amat ist allein an der Gesellschaft der beiden gelegen. Die drei bilden ein gutes Team.

»… so ’n verflucht sauberer Headshot! Der Feigling hat versucht, sich zu verstecken … ey, Mann! Hörst du mir überhaupt zu, Amat?«

Zacharias, der dieselbe schwarze Jeans, denselben schwarzen Kapuzenpulli und dieselbe schwarze Kappe zu tragen scheint, seit sie zehn waren, unterbricht den Monolog über seinen beeindruckenden Einsatz als schwerbewaffneter Scharfschütze in einem virtuellen Universum und boxt Amat aufgebracht in die Schulter.

»Was?«

»Hast du überhaupt mitgekriegt, wovon ich rede?«

Amat gähnt.

»Ja, ja, ja. Headshot. Du bist wirklich genial. Ich hab nur total Hunger.«

»Hast du heute Morgen wieder trainiert?«, fragt Zacharias.

»Ja.«

»Du bist echt gestört, so früh aufzustehen.«

Amat grinst.

»Und wann bist du heute Nacht ins Bett gegangen?«

Zacharias zuckt mit den Achseln und massiert seine Daumen.

»So gegen vier oder fünf.«

Amat nickt.

»Du zockst genauso lang am Computer, wie ich trainiere, Zach. Wir werden ja sehen, wer von uns zuerst Profi wird.«

Zacharias will gerade etwas entgegnen, als sein Kopf durch einen Schlag mit einer Handfläche heftig nach vorn geschleudert wird. Zacharias, Amat und Lifa wissen schon, bevor sie sich umdrehen, dass Bobo der Angreifer war. Zacharias' Kappe wirbelt zu Boden, gefolgt vom schallenden Gelächter der Junioren, die sie plötzlich umringen. Zacharias, Amat und Lifa sind fünfzehn und die Junioren nur zwei Jahre älter, aber ihnen körperlich schon so überlegen, dass sie ebenso gut zehn Jahre trennen könnten. Bobo, der Größte von ihnen, ist breit wie ein Scheunentor und so hässlich, dass selbst die Ratten vor ihm flüchten. Als er sie passiert, rammt er Zacharias hart mit der Schulter, so dass dieser stolpert und auf die Knie fällt. Bobo gluckst mit gespielter Überraschung, und die Junioren um ihn herum stimmen ein.

»Geiler Bartwuchs, Zach, wie der Wetterbericht am Mittsommertag: vereinzelte Schauer!«, grinst Bobo, und noch bevor das Lachen der anderen Junioren verhallt, fährt er fort: »Hast du überhaupt schon Haare am Sack? Oder heulst du immer noch unter der Dusche, wenn du merkst, dass es wieder nur Fusseln von der Unterhose waren? Verflucht … Zach … mal im Ernst, eine Sache beschäftigt mich schon verdammt lange: Als du, Amat und Lifa zum ersten Mal miteinander gefickt habt, wie habt ihr da eigentlich entschieden, wer von euch zuerst seine Unschuld verlieren soll?«

Die Junioren steuern auf die Schule zu und haben den Vorfall in weniger als dreißig Sekunden vergessen, doch den Jungs dahinter dröhnt ihr höhnisches Gelächter noch lange in den Ohren. Amat nimmt den stillen Hass in Zacharias' Augen wahr, als er ihm wieder aufhilft. Er wird mit jedem weiteren Morgen stärker, und Amat befürchtet, dass er eines Tages aus ihm herausbrechen wird.

Es sind die kleinen wie auch die großen Dinge, die bewirken, dass man gern Teil einer Mannschaft ist. Als Kevin in die Grundschule ging, hatte ihn sein Vater einmal mit nach Hed auf den Weihnachtsmarkt genommen. Der Vater hatte ein Meeting, so dass Kevin allein herumschlenderte und sich die Stände besah. Als er schließlich fünf Minuten zu spät zum Auto zurückkam, weil er sich verlaufen hatte, war sein Vater bereits losgefahren. Also musste Kevin den ganzen Weg nach Björnstadt in der Dunkelheit allein zurücklaufen. Er sank am Straßenrand bis zu den Oberschenkeln in die Schneewehen ein und brauchte die halbe Nacht, um nach Hause zu gelangen. Völlig durchnässt und erschöpft stolperte er schließlich ins stille Haus, wo seine Eltern schon im Bett lagen und schliefen. Sein Vater wollte ihm damit einen Sinn für Pünktlichkeit vermitteln.

Sechs Monate später war seine Eishockeymannschaft zu einem Turnier in einer anderen Stadt, deren Eishalle die größte war, die die Jungs je gesehen hatten, und auf dem Weg zum Bus verlief sich Kevin erneut. Er wurde von den älteren Brüdern dreier Spieler aus der gegnerischen Mannschaft aufgegriffen, die Kevin wenige Stunden zuvor gedemütigt hatte, und in eine Toilette geschleift, wo sie ihn zusammenschlugen. Kevin wird ihre verblüfften Blicke nie vergessen, als plötzlich ein anderer kleiner Grundschüler auftauchte und sich alle drei vorknöpfte, sie schlug und auf sie eintrat. Sowohl Benji als auch Kevin waren blutverschmiert und mit blauen Flecken übersät, als sie schließlich mehr als eine Dreiviertelstunde zu spät zum Bus kamen. David stand davor und wartete auf sie. Er hatte die Mannschaft aufgefordert, ohne ihn nach Hause zu fahren, und wollte gemeinsam mit Benji und Kevin den Zug nehmen, sobald sie wieder auftauchten. Doch alle hatten sich geweigert, in den Bus zu steigen. Obwohl sie noch nicht einmal alt genug waren, um das große Einmaleins zu beherrschen, wussten sie schon genau, dass eine Mannschaft keine richtige

Mannschaft ist, wenn man nicht aufeinander zählen kann. Zu wissen, dass es Leute gibt, die einen niemals im Stich lassen, ist eine kleine und gleichzeitig große Sache.

Kevin und Benji sind zwar noch allein, als sie das Schulgebäude betreten, aber sie bewegen sich geradezu magnetisch durch den Korridor, wo sich Bobo und die anderen Junioren unmittelbar um sie herumscharen, so dass sie in weniger als zehn Schritten zu einer Zwölfergruppe angewachsen sind. Kevin und Benji geben sich unbeeindruckt, da ihnen dieses Prozedere vertraut ist. Schwer zu sagen, was an diesem Morgen Kevins Aufmerksamkeit erregt, denn am Tag vor einem Spiel kann ihn normalerweise nichts und niemand ablenken, doch als er eine Reihe von Spinden passiert, bleibt sein Blick an ihrem hängen, und er tritt Benji in die Hacken, woraufhin dieser flucht. Doch Kevin hört es nicht einmal.

Maya hat gerade ihre Tasche in ihren Spind gelegt, und als sie sich umdreht und Kevins Blick begegnet, knallt sie die Spindtür so forsch zu, dass sie sich die Hand einklemmt. Der Blickkontakt dauert nur einen kurzen Moment, dann füllt sich der Gang, und Kevin wird von der Masse verschluckt. Doch einer Freundin, die man mit fünfzehn hat, entgeht so etwas natürlich nicht.

»Äh … interessierst du dich etwa plötzlich für Eishockey, oder was?«, zieht Ana sie auf.

Maya reibt sich beschämt die eingeklemmte Hand.

»Halt die Klappe … hallo?« Doch dann huscht ein Lächeln über ihr Gesicht: »Nur weil man keine Erdnussbutter mag, muss es ja noch lange nicht bedeuten, dass einem Erdnüsse nicht schmecken.«

Ana prustet los, so dass die Smoothieflüssigkeit ihren gesamten Schrank vollspritzt.

»Okay, schon klar! Aber wenn du mit Kevin redest, könntest du mich dann vielleicht Benji vorstellen? Er ist nämlich … mmm … also, er ist wirklich zum Vernaschen. Wie Erdnussbutter.«

Maya runzelt angeekelt die Stirn, schließt ihren Spind ab und geht los. Ana hebt hinter ihr hilflos die Arme.

»Was soll denn das jetzt? Du darfst so was sagen, aber ich nicht, oder wie?«

»Ihr wisst doch genau, dass er sich diese Sprüche nicht selbst ausdenkt. So cool ist er nun auch wieder nicht. Er hat sie aus dem Internet«, brummt Zacharias und stampft sich beschämt den Schnee von den Hosenbeinen.

Lifa hebt seine Kappe auf und wischt sie ab. Amat streckt seinem Freund die Hand entgegen in einem Versuch, ihn zu beruhigen.

»Ich weiß, dass du Bobo hasst, aber nächstes Jahr sind wir schließlich Junioren … dann wird es besser.«

Zacharias antwortet nicht. Lifa wirft ihm einen Blick zu, der irgendetwas zwischen Wut und Resignation widerspiegelt. Lifa hat schon aufgehört, Eishockey zu spielen, als sie noch klein waren, denn er bekam von den älteren Spielern im Umkleideraum immer zu hören, dass er »ein bisschen mehr Spaß vertragen« sollte; eine ziemlich perfide Argumentationsweise, denn als Lifa aufhörte, konnten es alle genau darauf schieben: »Beim Eishockey muss man eben Spaß vertragen.« Würden Zacharias' Eltern diesen Sport nicht so sehr lieben, hätte er wahrscheinlich ebenfalls längst aufgehört, und wäre Amat nicht so gut, wie er nun mal ist, hätte selbst er vielleicht nicht mehr weitergemacht.

»Es wird bestimmt besser, wenn wir Junioren sind!«, wiederholt Amat.

Zacharias sagt nichts. Er weiß ganz genau, dass er nie einen Platz in der Juniorenmannschaft bekommen und dies sein letztes Jahr als

Eishockeyspieler sein wird. Nur Amat hat noch nicht kapiert, dass er seinen besten Freund schon bald hinter sich zurücklassen wird.

Amat öffnet die Tür zum Schulgebäude, biegt im Korridor um die Ecke und vernimmt plötzlich nur noch ein Dröhnen in den Ohren. Ihre Anwesenheit bewirkt, dass er einen Tunnelblick aufsetzt.

»Hi, Maya!«, ruft er etwas zu laut.

Sie dreht sich kurz um und registriert seine Anwesenheit, sagt aber nichts. Mit fünfzehn kann ein Blick wie dieser nicht stärker weh tun.

»Hi, Amat«, antwortet sie tonlos und ist schon wieder verschwunden, bevor sie seinen Namen ausgesprochen hat.

Amat bleibt stehen und weicht Zacharias' und Lifas Blick aus, weil er genau weiß, dass sie sich vor Lachen kaum halten können.

»Hiiiiiii, Maaaaaaya …«, äfft Zacharias ihn nach, während Lifa loskichert, so dass der Rotz auf seinen Pulli spritzt.

»Verpiss dich, Zach«, murmelt Amat.

»Sorry, sorry, aber das machst du doch schon seit der Grundschule. Die ersten acht Jahre, in denen du in sie verliebt warst, hab ich ja noch zu dir gehalten, aber jetzt wird es langsam lächerlich«, lacht Zacharias.

Amat geht auf seinen Spind zu, während sich sein Herz wie ein Bleiklumpen im Brustkorb anfühlt, denn er liebt dieses Mädchen sogar mehr als das Eislaufen.

8

Es ist bloß ein Spiel, bei dem nur kleine, unbedeutende Dinge entschieden werden. Beispielsweise wer Bestätigung und wer Beachtung erfährt. Sie sind kaum sichtbar und lassen sich allein mit einem Lachen und der kurzen Erklärung »Missverständnis« oder »Übertreibung« vom Tisch wischen. Sie machen bloß einige zu Stars und andere zu Zuschauern. Sie verteilen bloß die Macht und ziehen Grenzen.

Bloß.

Als David die Eishalle erreicht, geht er unverzüglich in sein Büro. Es ist das kleinste ganz am Ende des Gangs. Er schließt die Tür hinter sich und schaltet seinen Computer ein, um Videoclips von den morgigen Gegnern zu studieren. Es ist eine herausragende Mannschaft, die wie eine furchterregende Dampfwalze angerollt kommt und mit deren Spielern sich nur Kevin messen kann. Um gegen sie überhaupt eine Chance zu haben, bedarf es eines unübertroffenen Mannschaftseinsatzes, doch auf den Kampfgeist seiner Jungs kann David zählen; er weiß, dass jeder seiner Spieler auf dem Eis um sein Leben kämpfen wird, wenn es nötig ist. Das verursacht ihm keine Übelkeit, aber das, was ihnen fehlt, schon: Geschwindigkeit.

Der erste Block der Juniorenmannschaft besteht schon seit mehreren Jahren aus Kevin, Benji und einem dritten Spieler namens William Lyt. Kevin ist ein Genie und Benji ein Kämpfer. Aber William ist zu langsam. Er

ist groß und stark und ein anständiger Angriffsspieler, und gegen schlechtere Mannschaften hat David taktische Lösungen gefunden, um seine Unzulänglichkeiten zu kaschieren. Doch die Mannschaft, auf die sie jetzt treffen werden, ist gut genug, um Kevin auszuschalten, wenn außer ihm kein anderer schnell genug ist, um ihm mehr Raum zu verschaffen.

David massiert seine Schläfen, während er sich im Bildschirm spiegelt, in dem er seine verwuschelten roten Haare und seinen erschöpften Blick sieht. Er steht auf, geht zur Toilette und übergibt sich erneut.

Zwei Räume weiter vorn im Korridor sitzt Sune in einem größeren Büro an seinem Computer. Er schaut sich ein ums andere Mal dieselben Videoclips an wie David. Früher sahen die beiden Männer immer dasselbe auf dem Eis und waren in allem einer Meinung. Doch dann vergingen die Jahre, und David wurde älter und ambitionierter, während Sune alt und stur wurde. Mittlerweile tun sich zwischen ihnen ausnahmslos Konflikte auf. Wenn David behauptet, dass man Schlägereien auf dem Eis zulassen sollte, »weil es weniger Verletzungen gibt, wenn die Jungs wissen, dass sie bei brutalem Spielverhalten mit Prügeln rechnen müssen«, entgegnet Sune, dass dies so ähnlich wäre, »als erwarte man weniger Verkehrsunfälle, wenn man Kfz-Versicherungen verbietet, weil die Leute dann mehr Angst um ihre Autos haben«. Wenn David fordert, dass die Junioren ihre »Belastung erhöhen« sollen, plädiert Sune für »Qualität statt Quantität«. Sagt David »hoch«, schreit Sune »runter«. Als andere Sportverbände vor kurzem den Vorschlag unterbreiteten, in den niedrigsten Altersklassen keine Tore und Punkte zu zählen und bis zum Alter von zwölf keine Tabellen zu führen, fand Sune dies »einleuchtend«, während es David an »Kommunismus« erinnerte. David will, dass Sune ihn einfach seinen Job machen lässt, während Sune glaubt, dass David missverstanden hat, worin sein Job besteht. Die beiden

erinnern an zwei Soldaten, die sich in zu tiefen Schützengräben gegenüberstehen, als dass sie einander noch sehen könnten.

Sune lehnt sich zurück, reibt sich die Augenlider und hört den Stuhl unter seinem Körpergewicht knarren, als er seufzt. Er würde David gern erklären, wie einsam der Job als Trainer der ersten Mannschaft sein kann und wie verdammt schwer man mitunter an der Verantwortung zu tragen hat. Und auch, dass man jederzeit bereit sein muss, den Blick zu heben, sich anzupassen und sich zu verändern. Doch David ist jung und aufmüpfig. Er ist noch nicht bereit, zuzuhören und zu verstehen.

Sune schließt die Augen und flucht im Stillen. Aber wie ist es eigentlich um ihn selbst bestellt? Verhält er sich etwa genauso? Eines der schwierigsten Dinge am Altwerden ist, eigene Fehler einzugestehen, auch wenn sie sich nicht mehr beheben lassen. Das Schlimmste an der Macht über das Leben anderer Menschen ist, dass man manchmal falschliegt.

Sune hat sich immer geweigert, junge Spieler in höheren Altersgruppen spielen zu lassen, denn der alte Mann behauptet schon rein aus Prinzip, dass man sich unter Gleichaltrigen besser entwickelt und zu frühe Chancen das Talent ersticken. Doch in diesem Moment allein in seinem Büro vor diesen Videoclips muss er sich eingestehen, dass er genau dasselbe sieht wie David, was allerdings kaum ein anderer versteht: Ohne höheres Tempo wird die Juniorenmannschaft morgen scheitern.

Also muss selbst Sune sich die Frage stellen: Was sind Prinzipien wert, wenn man nicht gewinnt?

Björnstadt ist gerade noch klein genug, dass fast jeder jeden kennt, aber gerade groß genug, dass es auch einige Menschen gibt, die niemandem auffallen: Robban Holts ist knapp über vierzig, und sein Bart wird langsam grau. Er kratzt sich daran und zieht den Kragen seiner alten Militärjacke

enger um den Hals. Wenn der Wind um diese Jahreszeit vom See herüberweht, fühlt es sich an, als zerkratzten ihm unsichtbare Geister das Gesicht. Er geht drüben auf der anderen Straßenseite und tut so, als habe er etwas Wichtiges zu erledigen, wobei er sich einredet, dass keiner, der ihn sieht, kapiert, dass er nur wartet, bis der »Bärenpelz« endlich öffnet.

Von hier aus kann er das Dach der Eishalle sehen. Genau wie alle anderen redet er seit dem Gewinn des Viertelfinales nur noch vom morgigen Spiel der Juniorenmannschaft. Allerdings hat er mittlerweile nicht mehr so viele Gesprächspartner, seit die Fabrik ihm und neun anderen Männern gekündigt hat. Aber vielleicht hat auch schon vorher niemand mehr Interesse an seinen Geschichten gehabt, was ihm allerdings erst jetzt richtig bewusst wird.

Er schaut auf die Uhr. Noch eine Stunde, bis die Kneipe öffnet. Er tut so, als machte es ihm nichts aus. Als er den Supermarkt betritt, lässt er die Hände in den Taschen stecken, damit niemand sieht, wie stark sie zittern. Er füllt seinen Einkaufskorb mit Lebensmitteln, die er weder braucht noch sich leisten kann, und greift zuletzt nach dem Leichtbier, damit es aussieht wie ein Spontankauf. »Das da? Ach, kann nicht schaden, ein paar Dosen zu Hause zu haben.« Im kleinen Eisenwarengeschäft bittet er darum, kurz die Toilette benutzen zu dürfen, wo er das Bier hinunterkippt. Als er wieder herauskommt, hält er Smalltalk mit dem Verkäufer und kauft einige Spezialschrauben, die er, wie er dem Verkäufer äußerst glaubhaft versichert, für ein Möbelstück benötigt, das aber gar nicht existiert. Als er den Laden verlässt und auf die Straße hinaustritt, erblickt er erneut das Dach der Eishalle. Früher einmal war er, Robban Holts, darin der König. Damals war er ein noch größeres Talent als Kevin Erdahl jetzt ist. Damals war er sogar besser als Peter Andersson.

Peter wendet seinen Wagen auf dem Parkplatz und biegt wieder auf die Straße ein, während er mit den Fingern aufs Lenkrad trommelt. Jetzt, nachdem die Kinder ausgestiegen sind, nimmt er wieder seinen rasenden Puls wahr. Es ist bloß ein Spiel der Juniorenmannschaft. Bloß ein Spiel. Ein *Spiel.* Er wiederholt sein Mantra ein ums andere Mal, doch die Nervosität nagt an ihm. Es kommt ihm vor, als würde seine Lunge den Sauerstoff durch die Augenhöhlen einsaugen. Eishockey ist ein simpler Sport: Nur wenn der Wille zum Sieg größer ist als die Angst vor dem Verlieren, hat man eine Chance. Denn Angst bringt keine Sieger hervor.

Er hofft, dass die Junioren noch zu jung sind, um vor morgen Angst zu haben, und zu naiv, um zu begreifen, wie viel auf dem Spiel steht, denn für ein Eishockeypublikum gibt es zwischen Himmel und Hölle keine Abstufungen. Von der Tribüne aus betrachtet ist man entweder ein Genie oder ein Loser, aber nie irgendetwas dazwischen; ein Abseits ist nie zweifelhaft, und jeder Bodycheck ist immer entweder ganz legal oder mit einer lebenslangen Sperre verbunden. Als Peter damals mit zwanzig als Mannschaftskapitän in sein Elternhaus in Björnstadt zurückkam, nachdem sie das Finale in der Schwedischen Eishockeyliga beinahe gewonnen hatten, fragte ihn sein Vater aus der Küche: »Beinahe? Man kann verflucht nochmal nicht beinahe in ein Boot steigen. Entweder ist man im Boot oder im Wasser. Und wenn alle anderen armen Teufel auch im Wasser sind, ist es völlig egal, ob du als Letzter reingefallen bist.«

Nachdem Peter seinen NHL-Vertrag in der Hand hielt und nach Kanada unterwegs war, gab ihm sein Vater mit auf den Weg, dass er ja nicht »glauben sollte, er wäre jetzt jemand«. Schon möglich, dass der Alte es weniger hartherzig meinte, als es klang, und seinem Sohn eher klarmachen wollte, dass ihn Demut und harte Arbeit dort ebenso weit bringen würden, wie es hier in Schweden der Fall war. Schon möglich, dass auch der

Alkohol seine Worte etwas schärfer geschliffen hatte, und schon möglich, dass Peter selbst nicht beabsichtigte, danach die Tür so fest hinter sich zuzuschlagen. Doch jetzt spielt all dies keine Rolle mehr. Ein junger Mann hatte Björnstadt schweigend verlassen, und als er wieder zurückkehrte, war es zu spät für Worte, denn man kann einem Grabstein nicht in die Augen schauen und ihn um Verzeihung bitten.

Peter erinnert sich noch daran, wie er allein durch all die kleinen Straßen seines Heimatortes ging und feststellte, wie ihn die Leute, die er schon sein Leben lang kannte, plötzlich mit anderen Augen betrachteten. Er erinnert sich daran, wie plötzlich alle verstummten, wenn er einen Raum betrat, und anfänglich schaute er bei allen Besprechungen immer erschrocken auf die Uhr, weil er glaubte, zu spät gekommen zu sein. Als die Leute endlich aufhörten, ihn als Star anzusehen, und anfingen, ihn als Sportdirektor wahrzunehmen, war er erleichtert. Doch dann stieg der Klub in der Liga immer weiter ab, und als man daraufhin dem Sportdirektor die Meinung geigte, lernte er einen Teil von sich selbst kennen, der sich wünschte, doch lieber wieder als Star betrachtet zu werden. Ein Eishockeypublikum kennt keine Abstufungen.

Warum macht er eigentlich noch weiter? Weil er nie irgendwelche Alternativen erwogen hat. Vielen fällt es schwer, sich daran zu erinnern, warum sie angefangen haben, diesen Sport zu lieben, doch Peter fällt es leicht. Seine größte Liebe galt vom allerersten Augenblick auf Schlittschuhen an der Stille. Alles außerhalb der Eishalle, die Kälte, die Dunkelheit, die Tatsache, dass seine Mutter krank war und sein Vater wieder betrunken sein würde, wenn er nach Hause käme, wurde von einer Stille in seinem Kopf abgelöst, sobald er das Eis betrat. Beim ersten Mal war er erst vier, aber der Sport machte ihm unverzüglich klar, dass er ihm

seine ganze Aufmerksamkeit abverlangen würde. Und dafür liebte er ihn und liebt ihn noch immer.

Ein Mann, der gleich alt ist wie Peter, aber fünfzehn Jahre älter aussieht, sieht Peters Auto durch den Ort fahren. Er zieht die Militärjacke enger um seinen Oberkörper und kratzt sich am Bart. Als sie siebzehn waren, gab es nur einen einzigen Menschen in ganz Björnstadt, der die Auffassung vertrat, dass Peter beim Eishockey mehr Talent besaß als Robban. »Talent ist, wie wenn man zwei Luftballons in den Himmel steigen lässt: Das Interessante daran ist nicht, welcher von beiden am schnellsten aufsteigt, sondern wer die längste Schnur hat«, pflegte der alte Fuchs Sune immer zu sagen. Und er hatte natürlich recht. Der Vorstand und die Sponsoren zwangen ihn dazu, Robban in die erste Mannschaft zu übernehmen, obwohl er als Trainer darauf bestand, es nicht zu tun, weil der Junge mental noch nicht bereit dafür sei. Robban wurde prompt übel gefoult, verletzte sich und bekam Angst, woraufhin er den Puck im Lauf der restlichen Saison lieber an die Bande spielte, als einen Nahkampf zu riskieren. Als er zum ersten Mal vom Publikum ausgebuht wurde, ging er nach Hause und weinte. Beim zweiten Mal ging er heim und betrank sich.

Als er achtzehn wurde, war er schlechter als mit siebzehn, und unterdessen war Peter besser geworden als irgendein anderer Spieler, den die Stadt je zu Gesicht bekommen hatte. Als Peter dann die Chance erhielt, in die erste Mannschaft zu wechseln, war er auch bereit dafür. Jedes Mal, wenn Robban die Eisfläche betrat, begann er zu zögern, während sich Peter nie einschüchtern ließ. Er flog im selben Jahr nach Kanada zur NHL, in dem Robban begann, in der Fabrik zu arbeiten. Beim Eishockey gibt es kein »Beinahe«. Während sich für den einen Spieler Träume erfüllen, steht der andere im Schnee vor der Kneipe und stampft angesichts der Kälte mit den

Füßen auf den Boden, bis sie endlich ihre Türen öffnet. Um hineinzugelangen, muss man eine halbe Treppe mit fünf Stufen hinuntergehen. Von dort unten ist das Dach der Eishalle nicht mehr zu sehen.

Sune hört, wie David sein Büro verlässt. Er wartet, bis die Tür zur Herrentoilette geöffnet und wieder geschlossen wird, dann schreibt der alte Mann drei Worte auf einen gelben Zettel und steht auf. Er geht in Davids Büro und klebt den Zettel auf den Bildschirm. Sune ist kein religiöser Mensch, doch in diesem Augenblick fleht er alle höheren Mächte an, dass er keinen Fehler begeht und diese drei Worte nicht das Leben eines weiteren Jungen zerstören mögen.

Für den Bruchteil einer Sekunde erwägt er, noch zu bleiben und zu warten, bis David zurückkommt, um ihm in die Augen zu schauen und die Wahrheit zu sagen: »Ich hoffe, dass du nie aufhörst, dich aufzulehnen, David. Und ich hoffe auch, dass du nie aufhörst, uns zur Hölle zu wünschen. Denn nur dadurch bist du der Beste geworden.« Aber stattdessen geht er zurück in sein Büro und schließt die Tür hinter sich. Der Sport bringt komplexe Charaktere hervor: Männer, die zu stolz sind, ihre Fehler einzugestehen, aber demütig genug, um ihrem eigenen Klub immer Vorrang einzuräumen.

Als David von der Toilette zurückkommt, liest er drei Worte auf einem gelben Post-it-Zettel. »Amat. Juniorenmannschaft. Schnell!!!«

Es ist bloß ein Spiel. Aber es kann Leben verändern.

9

Alle Erwachsenen erleben Tage, an denen sie sich innerlich leer fühlen. An denen sie nicht mehr wissen, wofür sie eigentlich die ganze Zeit so hart kämpfen, an denen die Wirklichkeit und der Alltag sie unter sich begraben und sie sich fragen, wie lange sie es wohl noch durchhalten werden. Das Phantastische daran ist, dass wir alle mehr von solchen Tagen überstehen können, als wir glauben, ohne daran kaputtzugehen. Das Dumme ist nur, dass wir nie wissen, wie viele genau.

Wenn die Familie schon schläft, geht Mira noch einmal durchs Haus und zählt ihre Kinder. Miras Mutter hat dies mit ihren Kindern getan und Mira und ihre fünf Geschwister jede Nacht gezählt. Ihre Mutter sagte immer, dass sie sich nicht vorstellen könnte, es nicht zu tun, und fragte sich, wie man leben konnte, ohne jeden Augenblick fürchten zu müssen, sie zu verlieren. »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs«, hörte Mira sie flüsternd durchs Haus gehen, während jedes Kind mit geschlossenen Augen behütet in seinem Bett lag und Beachtung und Bestätigung erfuhr. Das ist eine ihrer schönsten Kindheitserinnerungen.

Sie fährt vom kleinen Björnstadt in die größere Stadt hinterm Wald. Es dauert länger, als es die meisten Menschen je auf sich nehmen würden, um zur Arbeit zu pendeln, doch auch wenn man den Eindruck hat, das ganze Universum durchquert zu haben, wenn man wieder aus dem Auto steigt, geht es überraschend schnell. Obwohl die größere Stadt weitaus kleiner ist als die Metropole, in der sie geboren wurde, mutet sie wie eine ganz andere

Welt an als die zwischen all den Bäumen. Eine größere. Mit Kollegen, die einen anspornen und mit denen man sich über Literatur, Kunst und Politik austauschen kann. Mit Mandanten, die man gerichtlich belangen und mit denen man sich auseinandersetzen muss.

Sie bekommt oft zu hören, wie seltsam es ist, dass ausgerechnet sie, die gar nichts von Eishockey versteht, einen Eishockeyspieler geheiratet hat. Doch das stimmt nicht ganz, denn sie begreift lediglich die Trainingsabläufe nicht, aber die Spiele an sich findet sie absolut logisch. Das Adrenalin, die Gier, die manchmal an Panik grenzt, und die Art, wie sich die Spieler in den Abgrund stürzen, um entweder über ihn hinwegzuschweben oder von ihm verschluckt zu werden, das alles begreift Mira sehr wohl. Sie erlebt es täglich selbst im Gerichtssaal und in den Verhandlungsräumen. Die Justiz ist nur eine andere Art Spiel mit anderen Regeln, aber entweder ist man ein Wettkampftyp oder eben nicht. In Björnstadt sagt man dazu: »Einige haben den Bären in sich.«

Deswegen ist es Mira, die bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr noch nie in einer Stadt mit weniger als einer Million Einwohnern gelebt hat, vielleicht auch gelungen, sich dennoch ein Zuhause inmitten der Waldbewohner zu schaffen. Sie versteht deren Liebe zum Kampf und teilt sie auch. Denn sie weiß genau, dass ein sonderbarer Nebeneffekt des Strebens nach eigenem Erfolg darin besteht, dass man nie ganz aufhört zu kämpfen, und Mira hat sich während ihres Jurastudiums weiß Gott mit vielen Töchtern und Söhnen aus reichem Hause herumschlagen müssen, die sich nie wie sie abends im familieneigenen Restaurant als Tellerwäscher verdingen mussten. Die Angst davor, abzustürzen, hört nie auf, denn wenn man die Augen schließt, kann man noch immer die Milchsäure und die Schmerzen in den Beinen spüren, die jeder einzelne Schritt auf der Karriereleiter nach oben verursacht hat.

Peter leidet bereits unter Magenschmerzen, als er das Büro des Klubdirektors betritt. Im Raum herrscht ein wildes Durcheinander aus alten Fotos und Pokalen, auf einem Tisch in einer Ecke stehen einige exklusive Spirituosenflaschen, daneben lehnen diverse Golfschläger, und in einem halbgeöffneten Kleiderschrank hängen ein Ersatzanzug und mehrere saubere Oberhemden. Der Direktor wird sie auch benötigen, denn er verdrückt an seinem Schreibtisch sitzend gerade ein belegtes Brötchen mit demselben Effekt, den ein Schäferhund beim Zerbeißen eines mit Mayonnaise gefüllten Luftballons erzielen würde. Peter ist bemüht, sich zurückzuhalten und weder den Schreibtisch noch den Direktor mit Servietten abzuwischen, was ihm zumindest im Hinblick auf den Direktor gelingt.

»Könntest du bitte die Tür schließen?«, nuschelt der mampfend zwischen den Bissen.

Peter holt tief Luft und spürt, wie sich seine Gedärme zusammenkrampfen. Er weiß, dass ihn alle Einwohner dieser Stadt für naiv halten, da sie glauben, er merke nicht, worauf das Ganze hier hinausläuft. Aber er ist eben ein unverbesserlicher Optimist. Er schließt die Tür und gibt die Hoffnung auf.

»Wir werden David den Trainerjob bei der ersten Mannschaft geben«, sagt der Direktor wie auf einem Einführungsvideo zum Thema »mangelnde Diplomatie«.

Peter nickt verbittert. Der Direktor schnickt die Brötchenkrümel von seiner Krawatte.

»Alle wissen, wie nah ihr beide euch steht, Sune und du …«, rutscht es ihm wie eine Entschuldigung heraus.

Peter antwortet nicht. Der Direktor wischt sich die Fingerspitzen an seiner Hose ab.

»Jetzt mach doch verflucht nochmal nicht so ’n Gesicht; du guckst ja, als hätte ich gerade deinen Welpen an ein chinesisches Restaurant verkauft. Das Wohl des Klubs hat Vorrang, Peter!«

Peter schaut betreten zu Boden. Er sieht sich selbst als Mannschaftsspieler, dessen Motto lautet, die eigene Rolle auszuloten und die eigenen Grenzen zu kennen. Dies wird er sich heute noch mehrfach bewusstmachen und nicht zuletzt seinen Verstand dazu zwingen müssen, die Oberhand über sein Herz zu gewinnen. Denn Sune ist es gewesen, der ihn dazu überredet hat, den Posten als Sportdirektor zu übernehmen, und wenn Peter diese Aufgabe zu erdrücken drohte, stand ihm Sunes Tür immer offen.

»Bei allem Respekt: Ihr wisst genau, dass ich diese Entscheidung nicht gutheiße. Ich glaube nicht, dass David schon so weit ist«, entgegnet er leise.

Er schaut den Klubdirektor nicht an und lässt seinen Blick stattdessen über die Wände schweifen, als suche er nach etwas. Peter vermeidet grundsätzlich jeglichen Augenkontakt, wenn ihm etwas unangenehm ist. Mira sagt, dass er »auf unsichtbare Tontauben schießt«, sobald er auch nur in den geringsten Konflikt gerät, und dass er die Kassiererin im Supermarkt nicht einmal darauf hinweisen kann, wenn sie ihm zu wenig Wechselgeld herausgibt, ohne dass ihm unmittelbar der kalte Schweiß ausbricht und er sich am liebsten in der Embryohaltung verkriechen würde. Hinter dem Direktor hängen mehrere gerahmte Bilder und Wimpel an der Wand, und auf einem alten ausgeblichenen steht das Motto: »Werte, Kultur, Zusammengehörigkeit«. Peter würde den Direktor am liebsten fragen, was das jetzt noch zu bedeuten hat, wo sie doch gerade beabsichtigen, einen

Mann zu feuern, der all das aufgebaut hat, was sie in diesem Raum umgibt. Aber er schweigt. Der Direktor hebt hilflos die Arme.

»Uns ist bewusst, dass David eine harte Linie fährt, aber er bringt Ergebnisse. Und die Sponsoren haben viel investiert … verflucht, Peter: Sie haben uns vor der Insolvenz bewahrt. Und das verschafft uns endlich die Möglichkeit, in ein paar Jahren mit all unseren eigenen Produkten aus der Juniorenmannschaft etwas ganz Großes aufzubauen.«

Peter schaut ihm zum ersten Mal in die Augen und entgegnet verbissen und frustriert: »Es kann nicht unser Ziel sein, ›Produkte‹ hervorzubringen. Wir fertigen doch keine Nägel, sondern ziehen Menschen heran. Die Jungs sind aus Fleisch und Blut und keine Projektpläne mit Renditezielen. Die Jugendabteilung eines Vereins kann man doch nicht mit einer Fabrik gleichsetzen, so gern es manche Sponsoren auch glau–«

Er beißt sich fest auf die Lippe und hält seine letzten Worte zurück. Der Direktor kratzt sich am Bartansatz. Beide wirken müde. Peter schaut erneut zu Boden.

»Sune findet, dass David die Junioren zu hart rannimmt. Und ich habe Angst davor, was passieren wird, wenn er recht hat«, murmelt er.

Der Direktor lächelt und zuckt mit den Achseln.

»Weißt du, was aus Kohle wird, wenn man sie extremem Druck aussetzt, Peter? Sie wird zu Diamanten.«

Familie Andersson spielt niemals Monopoly, nicht weil die Eltern es nicht wollen, sondern weil sich die Kinder weigern. Beim letzten Mal hatte Mira das Spielbrett schon halb in den Kamin gesteckt und drohte, es zu verbrennen, wenn Peter nicht sofort zugeben würde, geschummelt zu haben. Mutter und Vater Andersson sind so ausgeprägte Siegertypen, dass Maya und Leo jeglichen Wettstreit schon aus reinem Trotz ablehnen. Leo

liebt Eishockey, weil er gern einer Mannschaft angehört, aber vermutlich wäre er als Materialverwalter ebenso glücklich wie als Angriffsspieler. Maya hat sich stattdessen für die Gitarre entschieden. Beim Gitarrenspiel gibt es keinen Wettkampf, auch wenn ihre Mutter ernsthaft und ausdauernd versucht hat herauszufinden, ob es sich nicht vielleicht doch möglich machen ließe. Mayas letzte Erinnerung an ein sportliches Ereignis gilt einem Rundlauf beim Tischtennis als Sechsjährige, wo sie ausschied, weil sie von einem anderen Mädchen umgerannt wurde, woraufhin sich der Erzieher vor der Siegerehrung in der Putzkammer einschloss, damit Mira ihn nicht finden würde. Daraufhin musste die Tochter ihre Mutter den ganzen Nachhauseweg lang trösten, bis sie zu Hause schließlich verkündete, lieber ein Instrument spielen zu wollen.

Nichts hat Mira mit mehr Stolz und auch Neid erfüllt als das erste Mal, bei dem sie das Mädchen gemeinsam mit ihrem Vater an den Drums in der Garage mit einem Verstärker David Bowie spielen hörte. Sie hasste und liebte Peter zugleich dafür, dass er genügend Taktgefühl besaß, um Schlagzeug zu lernen, und er Maya so nahe sein durfte, als sie sich in die Musik verliebte.

Peters Brustkorb fühlt sich bleischwer an, so dass er kaum vom Stuhl aufstehen kann. Der Direktor bemüht sich, vertrauenswürdig zu klingen: »Der Vorstand möchte, dass du Sune den Bescheid überbringst und den Medien Rede und Antwort stehst. Es ist wichtig, nach außen hin zu zeigen, dass wir diese Entscheidung im Einvernehmen getroffen haben.«

Peter fährt sich mit den Fingerknöcheln über die Augenbrauen.

»Und wann?«

»Gleich nach dem Finale der Junioren.«

Peter schaut überrascht auf.

»Du meinst wohl nach dem Halbfinale morgen, oder?«

Der Direktor schüttelt ruhig den Kopf.

»Wenn sie das Halbfinale verlieren, bekommt David den Job nicht. Dann wird der Vorstand einen anderen suchen, und wir bräuchten voraussichtlich noch ein paar Wochen länger.«

Peters gesamte Welt gerät ins Wanken.

»Machst du Witze? Ihr erwägt also ernsthaft, Sune zu feuern, und dann jemanden von außerhalb zu holen?«

Der Kopf des Direktors dreht sich wieder von einer Seite zur anderen, dann öffnet er eine kleine Chips-Tüte, schüttet sich eine Handvoll daraus in den Mund und wischt sich das Salz am Jackett ab.

»Lieber Peter, jetzt sei doch nicht so naiv! Wenn die Junioren das Finale gewinnen, ist uns jede Menge Aufmerksamkeit sicher. Die Sponsoren, die Kommunalpolitiker, alle wollen dabei sein! Aber der Vorstand hat kein Interesse an einem ›Beinahe‹ … schau uns doch an, schau den Klub an …«

Der Direktor schlägt etwas zu heftig mit den Armen zur Seite aus, redet dann aber völlig unberührt vom nachfolgenden Chipskrümelregen weiter: »Sei doch kein Heuchler, Peter! Du setzt dich ja wohl nicht Stunde um Stunde für diesen Klub ein, nur um ein ›Beinahe‹ zu erreichen, und du bist auch nicht für ein ›Beinahe‹ Sportdirektor geworden. Ob die Jungs gut gekämpft haben, wird am Ende niemanden mehr kümmern, alle werden nur die Anzeigetafel mit dem Ergebnis in Erinnerung behalten. David ist als Trainer der ersten Mannschaft zwar noch völlig unerfahren, doch wenn er siegt, können wir Nachsehen mit ihm haben. Aber wenn er nicht siegt … mein Gott … du kennst doch die Regeln in diesem Leben: Entweder siegt man, oder man ist nur Durchschnitt.«

Der Direktor und der Sportchef schauen einander lange an und sagen nichts weiter, denn beide wissen genau, was Sache ist. Wenn Peter den

Vorgaben des Vorstands und der Sponsoren nicht nachkommt, kann es ihm passieren, dass er ebenfalls ersetzt wird. Der Klub geht vor. Immer.

Die vier Familienmitglieder sind extrem unterschiedlich, und auch wenn Mira endlich aufgehört hat, die anderen daran zu erinnern, dass Peter tatsächlich zugegeben hat, geschummelt zu haben, denkt sie noch hin und wieder an das Monopoly-Spielbrett und … schämt sich. Seit sie Kinder bekommen hat, ist nicht eine Sekunde vergangen, in der sie nicht das Gefühl gehabt hätte, als Mutter in jeder Hinsicht nicht zu genügen. Nicht zuletzt, weil sie vieles einfach nicht versteht, keine Geduld hat, nicht alles weiß, keine schmackhafteren Pausenbrote zubereitet und weil sie noch immer mehr vom Leben erwartet, als nur Mutter zu sein. Dann hört sie andere Frauen hinter ihrem Rücken seufzen: »Ja, aber sie arbeitet schließlich V-o-l-l-z-e-i-t, weißt du? Kannst du dir das vorstellen?« Wie sehr man auch versucht, Aussprüche wie diese an sich abgleiten zu lassen, etwas davon bleibt immer hängen.

Mira empfindet es jedes Mal als Befreiung, zur Arbeit zu kommen, und schämt sich dafür, es vor sich selbst zuzugeben, denn sie weiß nur allzu gut, dass sie ihren Job glänzend macht, während sie als Mutter nie das Gefühl hat, gut zu sein. Selbst an den besten Tagen, in den selten aufblitzenden Momenten, wenn sie im Urlaub sind und Peter mit den Kindern am Strand herumtobt, wenn alle lachen und glücklich sind, kommt sich Mira falsch vor. Als hätte sie es nicht verdient und würde der Welt nur ein perfekt retuschiertes Familienfoto zeigen.

Ihre Arbeit mag zwar hart sein und eine große Herausforderung darstellen, aber letztlich ist sie gradlinig und logisch. Das Muttersein hingegen erlebt Mira nie so. Wenn sie im Job alles richtig macht, verläuft in den meisten Fällen alles wie geplant, aber als Mutter spielt es keine Rolle,

ob sie alles richtig macht, denn da ist man nie dagegen gefeit, mit dem absolut Schlimmsten konfrontiert zu werden.

Als Peter Sportdirektor wurde, hat er es als eine harte Lehre empfunden, wie rasch er sich daran gewöhnen musste, dass alle immer unzufrieden mit ihm sind. Dies zu akzeptieren fällt schwer, wenn man allen immer alles recht machen möchte. Sune war es, der versucht hat, ihm die Angst zu nehmen, indem er ihm immer versicherte, dass seine Fähigkeit, Kompromisse zu schließen, zuzuhören und schwere Entscheidungen mit dem Kopf statt mit dem Herzen zu treffen, ihn weit bringen würde.

Vielleicht sah Sune seine eigene Entlassung noch nicht kommen, als er das sagte. Vielleicht hat er aber auch mit zunehmendem Alter seine Meinung geändert. Und vielleicht hat sich ja auch Peter selbst verändert, er weiß es nicht. Er verlässt das Büro des Klubdirektors, zieht die Tür hinter sich zu und bleibt mutlos mit der Stirn gegen die Wand im Korridor gelehnt stehen. Er kennt die Regeln, alle kennen die Regeln; entweder gehört man einem Spitzenklub an, oder man ist nur Durchschnitt.

Aber diese Einsicht macht es ihm auch nicht leichter. Er weiß nur, dass er alle enttäuschen wird. Immer wieder.

In einer Ecke auf Miras Schreibtisch stehen lauter Familienfotos in einer zunehmend gedrängten Sammlung. Auf einem sieht man Peter und sie an dem Tag, als sie nach Kanada aufbrachen, nachdem Peter gerade seinen NHL-Vertrag unterschrieben hatte. Das Foto fällt ihr auf, als sie ihre Aktentasche abstellt, und beim Anblick ihres eigenen erschöpften Spiegelbildes im Glas des Bilderrahmens muss sie lachen. Großer Gott, damals waren sie noch so jung. Sie war als Juristin gerade frisch examiniert und außerdem schwanger, während er auf dem besten Weg war, ein

Superstar zu werden. Damals war alles während einiger verzauberter Wochen so einfach gewesen. Ihr Lachen im Spiegelbild erlischt jedoch, als sie sich daran erinnert, wie rasch Peters und ihr Lächeln erstarben.

Peter brach sich in der Vorsaison im Trainingslager den Fuß, und als er wieder zurückkam, musste er sich aus dem Farmteam wieder hochkämpfen. Als er dann endlich spielen durfte, brach er sich schon nach vier NHL-Spielen erneut den Fuß. Diesmal dauerte es zwei Jahre, bis er wieder zurück war. In seinem fünften Spiel stürzte er nach gerade mal sechs Minuten und blieb auf dem Eis liegen. Damals schrie Mira hemmungslos auf. Ausgerechnet sie, die sich seit ihrer Jugend geschworen hatte, sich nie im Leben für einen Mann aufzuopfern, ließ alles stehen und liegen, stand gemeinsam mit ihm neun Operationen durch und weiß Gott wie viele Stunden in der Reha, bei Physiotherapeuten und anderen Spezialisten. Am Ende blieben dem Mann mit diesem großen Talent, der so viel Schweiß vergossen hatte und dessen Herz so viel mehr wollte, als sein Körper zu leisten vermochte, nur noch Tränen und Verbitterung. Sie erinnert sich noch daran, wie der Arzt ihr mitteilte, dass Peter nie wieder auf Topniveau würde spielen können, weil keiner sich traute, es ihm selbst zu sagen.

Damals hatten sie schon einen kleinen Sohn, und Mira war mit einer Tochter schwanger. Sie hatte bereits entschieden, dass die Kleine Maya heißen sollte. Monatelang war der Vater der beiden nicht wirklich anwesend, denn es gibt keine ehemaligen Eishockeyspieler. Leute wie er lebten einfach in einer anderen Sphäre. Es war wie mit einem heimgekehrten Soldaten, der ziellos im Wind umherdriftete, jetzt, wo es keine Kämpfe oder Manöver mehr zu bestehen gab. Peters gesamtes Leben war in genaue Zeitpläne unterteilt gewesen. In Busfahrten und Aufenthalte in Umkleideräumen. In Mahlzeiten, Trainingszeiten und sogar Schlafzeiten.

Eines der angsteinflößendsten Worte, mit denen man einen solchen Mann konfrontieren kann, ist das Wort »Alltag«.

Es gab Tage, an denen Mira ernsthaft erwog, aufzugeben und sich scheiden zu lassen. Doch dann erinnerte sie sich an einen dieser lächerlichen Wahlsprüche auf all den Zetteln, die an den Wänden in Peters Jugendzimmer verteilt hingen: »Die einzige Situation, in der ich einen Schritt zurückmache, ist, wenn ich Anlauf nehme.«

Peter steht allein im Korridor, und die Tür zu Sunes Büro ist geschlossen. Es ist das erste Mal in zwanzig Jahren, dass Peter sie geschlossen sieht, und er war nie dankbarer dafür, niemandem in die Augen schauen zu müssen. Als ihm die Worte »Werte, Kultur, Zusammengehörigkeit« von der Wand im Büro des Direktors in den Sinn kommen, muss er unvermittelt an etwas denken, was Sune ihm vor einem halben Leben einmal während eines Trainings vor der Saison gesagt hat: »Kultur ist nicht nur das, was wir anstreben, sondern auch, was wir zulassen.« Für den Trainer Sune galten diese Worte, als sie damals bis zum Erbrechen durch den Wald rannten, doch für den Menschen Sune bezogen sich die Worte auch auf den Alltag.

Peter holt sich einen Kaffee und trinkt ihn, obwohl er schmeckt, als wäre eine Ratte auf dem Becherboden verendet, und bleibt schließlich vor der Wand im Gang stehen. Vor ihm hängt das Mannschaftsfoto aus der Silbersaison, die schönste Erinnerung des Klubs. Dieses Foto hängt überall im ganzen Gebäude. Robban Holts steht neben Peter in der mittleren Reihe. Sie haben kein einziges Mal miteinander gesprochen, seit Peter nach Björnstadt zurückgekehrt ist, doch es vergeht kein Tag, an dem Peter nicht darüber nachdenkt, wie sein Leben wohl verlaufen wäre, wenn sie miteinander getauscht hätten. Wenn Robban mehr Talent besessen hätte als er, wenn Robban nach Kanada gegangen und Peter hiergeblieben wäre und

in der Fabrik hätte arbeiten müssen. Und ob dann alles anders gekommen wäre.

Mira hat Peter einmal frühmorgens aus dem Bett geholt, als die Kinder noch schliefen, und ihn gezwungen, sich zu ihnen zu setzen und sie anzuschauen. »Das ist jetzt deine Mannschaft«, flüsterte sie ein ums andere Mal, bis ihm die Tränen in die Augen traten und über seine Wangen hinunterkullerten.

In diesem Jahr bauten sie sich in Kanada ein neues Leben auf, und sie kämpften an allen Ecken und Enden, in die das Leben sie schickte. Mira erhielt eine Anstellung in einer Kanzlei, und Peter arbeitete halbtags als Versicherungsvertreter. Es funktionierte, sie fassten Fuß, und gerade als Mira anfing, die Zukunft zu planen, kamen die Nächte, in denen sie merkten, dass mit Isak irgendetwas nicht stimmte.

Ihre gesamte Kindheit hindurch bekommen Jungen zu hören, dass sie nur ihr Bestes geben müssen. Dass es ausreichen wird, wenn man alles gibt, was man hat. Peter schaut sich auf dem Mannschaftsfoto in die Augen und stellt fest, dass er darauf unglaublich jung aussieht. An diesem Abend ist er Mira zum ersten Mal begegnet, nachdem sie ihr letztes Spiel unten in der Hauptstadt verloren hatten. Dass sie überhaupt so weit gekommen waren, grenzte schon an ein Wunder, doch Peter genügte es nicht, denn für ihn ging es um mehr als nur um ein Spiel, er sah es als Chance der Provinzler, den Großstädtern zu zeigen, dass man für Geld nicht alles kaufen kann. Die Zeitungen in der Hauptstadt hatten das Match herablassend als »Schrei aus der Wildnis« angekündigt, woraufhin Peter jeden seiner Mannschaftskameraden mit dem Blick förmlich durchbohrte und brüllte:

»Mag schon sein, dass sie Geld haben, aber das Eishockey gehört uns!« Und sie gaben alles. Doch es reichte nicht aus.

Seine Mannschaft ging an diesem Abend aus und feierte den Gewinn der Silbermedaille. Doch Peter saß die ganze Nacht lang allein in einem kleinen familiengeführten Restaurant neben dem Hotel. Mira stand an der Bar. Peter weinte vor ihr, allerdings nicht wegen der Niederlage, sondern weil er seiner Stadt nicht mehr in die Augen schauen konnte, sie allesamt enttäuscht hatte. Es war ein ziemlich merkwürdiges erstes Date, und im Nachhinein kann er darüber lachen. Und was sagte sie zu ihm? »Hast du schon mal überlegt, dich vielleicht nicht die ganze Zeit in Selbstmitleid zu suhlen?« Das brachte ihn zum Lachen, und er hörte mehrere Tage lang nicht mehr damit auf. Seitdem ist er ihr jeden Tag wieder neu verfallen.

Viel später einmal, als Mira Wein getrunken hatte und so überdreht war, wie sie nur sein kann, wenn sie betrunken ist, packte sie ihn fest an beiden Ohren, bis er glaubte, sie würde sie jeden Moment abreißen. Und als er flehend seinen Kopf zu ihrem hinunterbeugte, gab sie flüsternd zu: »Du verfluchter geliebter Idiot, kapierst du denn nicht, dass ich mich genau an dem Abend in dich verliebt habe? Du warst zwar ein verlorener kleiner Bauernbub aus dem Wald, aber ich wusste, dass einer, der gerade schwedischer Vizemeister geworden ist, aber trotzdem hier sitzt und weint, weil er so große Angst davor hat, die Menschen, die er liebt, zu enttäuschen, ein guter Ehemann sein muss. Außerdem wird er ein guter Vater sein, der seine Kinder beschützt. Und er wird niemals zulassen, dass seiner Familie etwas zustößt.«

Mira kann sich noch an jeden Zentimeter des freien Falls hinunter in die Finsternis erinnern. An die übergroße Angst aller Eltern, wenn sie nachts erschrocken aufwachen und den Atemzügen ihrer Kinder lauschen. Jede

Nacht, in der man sie wie gewohnt hört, kommt man sich so lächerlich vor, weil man sich unnötige Sorgen gemacht hat. »Wie bin ich nur zu einem solchen Menschen geworden?«, fragt man sich und gelobt sich, locker zu bleiben, weil man genau weiß, dass nichts passieren wird. Doch in der nächsten Nacht liegt man wieder hellwach im Bett, starrt an die Zimmerdecke und schüttelt über sich selbst den Kopf, bis man denkt: »Nur noch heute Nacht.« Und dann schleicht man auf Zehenspitzen ins Kinderzimmer und legt die Handfläche auf den schmalen Brustkorb seiner Kinder, nur um zu spüren, wie er sich hebt und senkt.

Doch eines Nachts senkt sich einer von ihnen und hebt sich nicht wieder.

Und dann fällt man. All die Stunden im Wartezimmer des Krankenhauses, alle Nächte auf dem Fußboden neben dem Bett des Jungens, und schließlich der Morgen, an dem der Arzt es Peter mitteilte, weil keiner sich traute, es Mira zu sagen. Sie stürzten beide ins Bodenlose. Hätten sie es geschafft weiterzuleben, wenn sie Maya nicht gehabt hätten? Und wie lebt man in so einer Situation überhaupt weiter?

Mira war so froh gewesen, aus Björnstadt wegzuziehen, dass sie sich nicht hätte träumen lassen, jemals glücklich darüber zu sein, wieder dorthin zurückzukehren. Doch dort konnten sie einen Neuanfang wagen. Peter, Maya und sie selbst. Und dann kam Leo. Sie wurden glücklich, jedenfalls so glücklich, wie eine Familie werden kann, wenn sie eine Trauer in sich trägt, die zu groß ist, um mit der Zeit zu vergehen.

Doch Mira weiß noch immer nicht, wie man weiterlebt.

Peter legt die Hand auf das Glas im Bilderrahmen. Mira hat nie aufgehört, seinen Puls vibrieren zu lassen, und er liebt sie noch immer so stark, wie man als Teenager liebt, wenn einem das Herz bis zum Hals schlägt, bis man

glaubt zu ersticken. Aber sie hatte dennoch unrecht. Es ist ihm nicht gelungen, seine Familie zu schützen. Und kein Tag vergeht, an dem er sich nicht fragt, was er hätte anders machen können. Hätte er mit Gott verhandeln können? Wenn er beispielsweise sein Talent hergegeben hätte? All seine Erfolge geopfert hätte? Sein eigenes Leben? Was hätte Gott ihm im Gegenzug dafür gegeben? Hätte er mit seinem erstgeborenen Sohn den Platz im Sarg tauschen müssen?

In den Nächten streicht Mira noch immer durchs Haus und zählt ihre Kinder. Eins, zwei, drei.

Zwei in ihren Betten und eins im Himmel.

10

Über Björnstadt kann man sagen, was man will, aber manchmal raubt es einem den Atem. Wenn die Sonne über dem See aufgeht und es morgens so eiskalt ist, dass die Luft vor Frost klirrt, wenn sich die Bäume übers Eis biegen, um für die Kinder, die darauf spielen, so viel Licht wie möglich durchs Astwerk hindurchzulassen, fragt man sich, wie Menschen freiwillig in Städten wohnen können, in denen man ausschließlich auf Asphalt und Häuser schaut. Hier spielen schon die Vierjährigen unbeaufsichtigt draußen, und es gibt noch immer Leute, die ihre Haustür nie abschließen. Nach der Zeit in Kanada waren Mayas Eltern jedoch so behütend, dass es selbst in einer Großstadt übertrieben gewirkt hätte, aber in Björnstadt geradezu neurotisch anmutete. Es ist merkwürdig, im Schatten eines verstorbenen großen Bruders aufzuwachsen, und Kinder, die das tun, neigen entweder dazu, Angst vor allem zu haben oder überhaupt keine zu verspüren. Auf Maya traf Letzteres zu.

Sie trennt sich auf dem Korridor mit ihrem geheimen Spezial-Abklatschen von ihrer Freundin. Ana hat es erfunden, als sie in der ersten Klasse waren, aber es war Maya, der einfiel, dass sie es nur geheim halten konnten, wenn sie es so schnell durchführten, dass niemand die Einzelheiten mitbekam: Faust nach oben, Faust nach unten – Handfläche, Handfläche – Schmetterling, Fingerhakeln, Pistole – Jazzhände, Minirakete, Explosion – Hintern gegen Hintern und Outbitchen. Ana hat sich alle Bezeichnungen selbst ausgedacht, und Maya lacht noch immer jedes Mal, wenn sie am Ende mit dem Po aneinanderstupsen und Ana mit dem Rücken

zu ihr stehend die Hände in die Luft reckt und kreischt »… and Ana is OUT, Bitches!« und davongeht.

Nur dass Ana das mittlerweile nicht mehr so laut ruft, jedenfalls nicht in der Schule, wo die anderen sie sehen können. Sie lässt die Arme nah am Körper, senkt die Stimme, versucht, nicht aufzufallen. Während ihrer gesamten Kindheit hat Maya ihre beste Freundin dafür geliebt, dass sie anders war als alle anderen Mädchen, aber die Teenagerjahre haben Ana wie mit Schmirgelpapier glattgeschliffen und ihr sämtliche Ecken und Kanten genommen.

Maya trauert manchmal um sie.

Mira wirft einen Blick auf die Uhr, zerrt dann ruckartig die Unterlagen aus ihrer Aktentasche und eilt zu einem Meeting, dem kurz darauf ein weiteres folgt. Sie ist wie immer spät dran und hinkt ihrem Plan bereits hinterher, als sie im Laufschritt ins Büro zurückkommt. Es gibt einen Ausdruck, den sie zwar einmal sehr mochte, aber inzwischen hasst, wenn er mit dem Dialekt der Björnstädter ausgesprochen wird: »Karrierefrau.« Peters Freunde bezeichnen sie so, einige voller Bewunderung, andere wiederum mit Verachtung, aber niemand nennt Peter einen »Karrieremann«. Das versetzt Mira einen Stich, weil sie weiß, was man ihr damit unterstellt: Einen Job hat man, um die Familie zu versorgen, aber Karrieremachen ist egoistisch. Eine Karriere verfolgt man nur aus Eigennutz. So sitzt sie zwischen den Stühlen, immer mit schlechtem Gewissen, ob im Büro oder zu Hause.

Sie hat auf ganzer Linie Kompromisse eingehen müssen. Als sie jung war, träumte sie von Strafverfahren und dramatischen Verhandlungen vor obersten Gerichten, doch jetzt besteht ihr Arbeitsleben bloß aus Abkommen, Verträgen, Vergleichen, Meetings und Mails, Mails und noch

mal Mails. »Sie sind für diesen Job überqualifiziert«, sagte ihr Chef beim Einstellungsgespräch. Als hätte sie irgendeine Wahl. Mit ihrer Ausbildung und ihrem Wissen könnte sie in vielen Städten weltweit ein sechsstelliges Gehalt beziehen, doch in Pendelweite von Björnstadt aus ist diese Kanzlei die einzige Alternative. Deren Mandanten sind Forstunternehmen und kommunale Firmen, und ihre Arbeit ist meistens monoton, selten aufregend, aber immer stressig. Sie muss oft an ihre Zeit in Kanada und die Aussprüche der Eishockeytrainer dort zurückdenken: Sie wollten immer »the right kind of guy« haben. Nicht einfach nur Männer, die gut Eishockey spielten, sondern die sich auch in der Kabine ordentlich benahmen, keine Probleme bereiteten und ihren Job machten. Die gut spielten und ansonsten den Mund hielten. Miras Gedanken werden unterbrochen, als ihre Kollegin, beste Freundin und Langeweile-Gegengift den Raum betritt:

»Ich glaub, ich war noch nie so besoffen, und außerdem hab ich ’n Geschmack nach Dackelarsch im Mund. Hast du zufällig gesehen, ob ich gestern Abend irgendwas abgeleckt habe?«

»Ich war gestern Abend gar nicht mit dir zusammen«, entgegnet Mira lächelnd.

»Nicht? Sicher? Da war doch diese Afterworkparty. Oder nicht? Warst du nicht dabei? Oder war es gar nicht Afterwork?«, murmelt ihre Kollegin fragend und wirft sich auf den nächstbesten Stuhl.

Sie ist fast einen Meter neunzig groß und trägt jeden Zentimeter ihres Körpers mit einer coolen Selbstverständlichkeit. Anstatt den Versuch zu unternehmen, sich vor befremdeten männlichen Kollegen im Büro zu ducken, taucht sie in blutroten High Heels mit armeemesserscharfen Absätzen auf, so hoch wie kubanische Zigarren. Sie ist die lebendig gewordene Comiczeichner-Phantasie; niemand dominiert einen Raum so wie sie. Oder eben eine Afterworkparty.

»Was machst du gerade?«, fragt sie.

»Arbeiten. Und du?«, fragt Mira lächelnd zurück.

Ihre Kollegin wedelt mit der einen Hand, während sie die andere über beide Augen legt, als wäre sie ein kühlendes Handtuch.

»Ich werd auch gleich loslegen.«

»Ich muss das hier noch vor dem Mittagessen fertigkriegen«, seufzt Mira über ihren Unterlagen.

Ihre Kollegin beugt sich vor und wirft einen Blick auf die Dokumente.

»Ein normaler Mensch würde einen Monat brauchen, um das alles zu kapieren. Du bist einfach zu gut für diesen Laden, das ist dir schon klar, oder?«

Ihre Kollegin bewundert Miras rasche Auffassungsgabe. Mira bewundert im Gegenzug den Mittelfinger ihrer Kollegin, den sie regelmäßig benutzt. Mira lächelt resigniert.

»Wie lautet noch mal dein Standardspruch in solchen Situationen?«

»Schluss mit Jammern, Klappe halten und Rechnung ausstellen«, antwortet die Kollegin grinsend.

»Also, Klappe halten und Rechnung ausstellen!«, wiederholt Mira.

Die beiden Frauen beugen sich über den Schreibtisch und klatschen sich mit einem kurzen High-Five ab.

In einem Klassenzimmer steht eine Lehrerin, die gerade versucht, eine Gruppe siebzehnjähriger Jungs zum Schweigen zu bringen. An diesem Morgen fragt sie sich ganz ehrlich, warum sie das hier immer wieder auf sich nimmt. Nicht nur ihren Lehrerberuf, sondern auch das Leben in Björnstadt. Sie erhebt ihre Stimme, doch die Jungs ganz hinten ignorieren sie nicht einmal absichtlich. Nein, sie ist sogar überzeugt davon, dass sie ihre Anwesenheit noch gar nicht bemerkt haben. Im Klassenzimmer sitzen

natürlich auch andere Schüler, die durchaus am Unterricht interessiert sind. Doch die sieht und hört man nicht, denn sie senken ihre Köpfe und schließen fest die Augen in der Hoffnung, dass die Eishockeysaison bald zu Ende sein möge.

Eine der simpelsten Wahrheiten über Orte und auch Menschen ist die Tatsache, dass beide oftmals nicht unbedingt das verkörpern, was man von ihnen fordert, sondern das, was man über sie sagt. Die Lehrerin hat immer zu hören bekommen, dass sie zu jung und zu hübsch für diese Klasse ist und die Schüler sie nicht respektieren werden. Die Jungs hingegen haben ganz andere Dinge zu hören bekommen, nämlich dass sie Bären, Siegertypen und unsterblich sind.

Der Eishockeysport will es so, und er braucht Typen wie sie. Ihre Trainer bläuen es ihnen ein, damit sie den Mut aufbringen, sich mit vollem Risiko in jeden Zweikampf auf dem Eis zu stürzen. Doch niemand denkt darüber nach, wie man ihnen diese Einstellung abgewöhnen könnte, wenn sie die Kabine verlassen. Natürlich ist es leichter, ihr die Schuld daran zu geben, denn sie ist in der Tat zu jung und zu hübsch. Zu sensibel. Zu leicht gekränkt. Zu schwer zu respektieren.

In einem letzten Versuch, die Situation unter Kontrolle zu bringen, wendet sich die Lehrerin an den Mannschaftskapitän und Star, der in einer Ecke sitzend auf seinem Handy herumtippt. Sie ruft seinen Namen, doch er reagiert nicht.

»Kevin!«, ruft sie noch einmal.

Er zieht eine Augenbraue hoch.

»Ja, womit kann ich Ihnen helfen, meine Schöne?«

Die Junioren um ihn herum lachen wie auf Kommando los.

»Kannst du meinen Ausführungen folgen? Das kommt in der Klausur dran«, sagt sie.

»Ich weiß es schon«, antwortet Kevin.

Dass er weder provokativ noch aggressiv auf ihre Frage reagiert, treibt sie fast in den Wahnsinn. Seine Stimme klingt so gleichgültig wie die monotone Vorhersage des Seewetterberichts.

»Aha, du weißt es also schon?«, schnaubt sie.

»Ich hab das Buch gelesen. Sie wiederholen ja nur das, was da drinsteht. Selbst mein Handy könnte Ihren Job machen.«

Die Junioren grölen vor Lachen so laut, dass die Fensterscheiben klirren, und in dem Augenblick wittert natürlich Bobo seine Chance. Er ist der größte und berechenbarste Schüler der ganzen Schule und allzeit bereit, diejenigen, die schon am Boden liegen, noch mit Füßen zu treten.

»Beruhigen Sie sich mal, Zuckerpussy!«, ruft er grinsend.

»Wie hast du mich genannt?«, ereifert sie sich und merkt, dass er genau das beabsichtigt hat.

»Das war als Kompliment gemeint; ich liebe Süßigkeiten.«

Sie wird mit lautem Gelächter überschüttet.

»Setz dich!«

»Beruuuhigen Sie sich, hab ich gesagt, Zuckerpussy, Sie können stolz drauf sein.«

»Stolz?«

»Ja. In ein paar Wochen werden Sie allen erzählen, dass SIE mal Lehrerin der legendären Juniorenmannschaft waren, die Gold nach Björnstadt geholt hat!«

Ein großer Teil der Schüler jubelt, während sie mit den Handflächen gegen die Heizung hämmern und mit den Füßen auf den Boden stampfen. Sie weiß, dass es zu spät für einen Versuch ist, sie zu übertönen, denn sie hat bereits verloren. Bobo springt wie ein Cheerleader auf seinen Tisch und grölt: »Wir sind die Bären! Wir sind die Bären! Die Bären, die Bären aus

BJÖRNSTADT!« Die anderen Junioren springen ebenfalls auf und stimmen ein. Als die Lehrerin das Klassenzimmer verlässt, skandieren sie alle mit nacktem Oberkörper »DIE BÄREN AUS BJÖRNSTADT!«. Alle außer Kevin, der weiterhin ruhig und mit dem Blick auf sein Handy gerichtet dasitzt, als befinde er sich allein in einem dunklen Raum.

Im Büro fährt sich Miras Kollegin ein ums andere Mal angeekelt mit der Zunge über die Zähne.

»Mal im Ernst, es fühlt sich an, als hätte ich ein Toupet im Mund. Du glaubst also nicht, dass ich mit dem Typen aus der Buchhaltung rumgeknutscht hab? Eigentlich hatte ich nämlich vor, den anderen anzubaggern. In welcher Abteilung auch immer er nun arbeitet. Der mit dem Knackarsch und den Strubbelhaaren.«

Mira lacht auf. Ihre Kollegin ist Extrem-Single, während Mira fanatisch monogam ist. Ein einsamer Wolf und eine Glucke, dazu verdammt, einander zu beneiden. Die Kollegin murmelt:

»Okay. Wen im Büro würdest du nehmen, wenn du dich jetzt entscheiden müsstest?«

»Nicht schon wieder …«

»Ich weiß, ich weiß, du bist verheiratet. Aber wenn dein Mann tot wäre.«

»Hallo?«

»Mein Gott, sei nicht so empfindlich? Meinetwegen kann er ja auch krank sein oder im Koma liegen. Wäre das besser? Also mit wem würdest du schlafen, wenn dein Mann im Koma läge?«

»Mit niemandem!«, zischt Mira.

»Und wenn das Überleben der Menschheit davon abhinge? Mit dem Strubbelhaar-Typen, oder? Jedenfalls bestimmt nicht mit dem Dachs!«

»Wer war denn noch gleich der Dachs?«

Ihre Kollegin legt eine, wie Mira zugeben muss, ziemlich beeindruckende Imitation des Mannes hin, der kürzlich zum Partner der Kanzlei ernannt wurde und eine frappierende Ähnlichkeit mit einem Dachs aufweist. Mira muss so unvermittelt auflachen, dass sie dabei fast ihren Kaffeebecher umstößt.

»Lass ihn in Ruhe, er ist nett.«

»Das sind Kühe auch, aber die haben wir hier nicht im Haus.«

Ihre Kollegin hasst den Dachs zwar nicht als Menschen, aber als Konzept. Er ist Partner geworden, obwohl alle genau wissen, dass Mira an der Reihe gewesen wäre. Doch das ist ein Thema, dem Mira auszuweichen versucht, weil sie es bislang noch nicht über sich gebracht hat, ihrer Kollegin die Wahrheit zu sagen. Die Kanzlei hat Mira angeboten, Partner zu werden, aber sie hat abgelehnt. Es hätte zu lange Arbeitstage und zu viele Geschäftsreisen mit sich gebracht, was sie ihrer Familie einfach nicht zumuten kann. Und jetzt sitzt sie hier und traut sich nicht, es ihrer Kollegin einzugestehen, um sich deren enttäuschten Blick darüber zu ersparen, dass sie selbst die Chance nicht ergriffen hat.

Die Kollegin beißt mit den Zähnen ein Stück ihres eingerissenen Fingernagels ab und spuckt es in den Papierkorb.

»Hast du nicht gesehen, wie der Dachs die Frauen anschmachtet? Mit seinen kleinen blinzelnden Augen? Tausend Kröten, dass er scharf darauf ist, einen Whiteboard-Marker in den Arsch …«

»Ich ARBEITE hier gerade!«, unterbricht Mira sie.

Ihre Kollegin schaut sie verständnislos an.

»Was denn? Das ist eine objektive Betrachtung. Ich hab umfassende Kompetenzen im Bereich Whiteboard-Marker, aber okay, bleib du nur auf

deinem hohen Ross sitzen und tu so, als wärst du moralisch unantastbar, nur weil dein Mann im Koma liegt!«

»Du bist noch immer besoffen, oder?«, fragt Mira lächelnd.

»Fährt Peter auch auf so was ab? Whiteboard-Marker?«

»NEIN!«

Die Kollegin entschuldigt sich sofort verzweifelt:

»Sorry, sensibles Thema? Hattet ihr Krach deswegen?«

Mira scheucht sie aus ihrem Büro. An einem Arbeitstag wie diesem kann sie es sich nicht erlauben, noch länger herumzualbern. Sie hat einen Plan oder zu Beginn des Tags zumindest die Hoffnung gehegt, einen zu haben. Doch dann kommt unerwartet einer ihrer Chefs vorbei und fragt, ob sie Zeit hat, »einen kurzen Blick« auf einen Vertrag zu werfen, was eine Stunde dauert. Danach ruft ein Mandant wegen eines dringenden Anliegens an. Kurz darauf meldet sich Leo und teilt ihr mit, dass sein Training um eine halbe Stunde vorverlegt wird, weil die Juniorenmannschaft mehr Zeit auf dem Eis benötigt, so dass sie am Nachmittag früher zu Hause sein muss. Schließlich ruft Maya an und bittet ihre Mutter, unterwegs neue Gitarrensaiten für sie zu besorgen. Und Peter schickt eine SMS mit der Information, dass es heute Abend später werden wird. Dann kommt ihr Chef erneut herein und fragt, ob Mira Zeit für ein »kurzes Meeting« erübrigen kann. Was sie natürlich nicht kann, aber trotzdem tut.

Alles in dem Versuch, the right kind of guy zu sein. Auch wenn es unmöglich ist, gleichzeitig the right kind of mother zu sein.

Maya kann sich noch genau an ihre erste Begegnung mit Ana erinnern. Sie gaben sich die Hand, noch bevor sie das Gesicht der anderen gesehen hatten. Maya war sechs Jahre alt und lief allein auf dem See Schlittschuh, was ihre Eltern ihr zweifellos nie erlaubt hätten. Doch die waren bei der

Arbeit und die Tagesmutter im Sessel eingeschlafen, woraufhin sich Maya ihre Schlittschuhe schnappte und hinausschlich. Vielleicht suchte sie das Risiko, vielleicht vertraute sie auch darauf, dass irgendein Erwachsener ihr eine helfende Hand reichen würde, bevor ihr etwas zustieße. Vielleicht verhielt sie sich aber auch nur wie Kinder es im Allgemeinen tun: wie die geborenen Abenteurer. Die Abenddämmerung setzte früher ein, als sie erwartet hatte, Maya sah die veränderte Färbung des Eises nicht, und als es unter ihr brach, lähmte das eisige Wasser ihren Körper so rasch, dass sie nicht einmal Zeit hatte, Angst zu empfinden. Sie war sechs Jahre alt, völlig schutz- und chancenlos, und ihre Arme waren schon so stark ausgekühlt, dass sie sich kaum an der Oberfläche halten konnte. Über Björnstadt kann man sagen, was man will, aber es kann einem wirklich den Atem rauben. Und zwar innerhalb einer Sekunde.

Sie erblickte Anas Hand, lange bevor sie ihr Gesicht sah. Wie es einem sechsjährigen Mädchen gelingen konnte, ein gleichaltriges und ebenso schweres Geschöpf mit einem völlig durchnässten Schneeanzug am Körper aus dem Wasser zu ziehen, wird Maya nie begreifen, aber so war Ana eben. Seit diesem Ereignis waren die beiden Mädchen unzertrennlich. Ana, das Naturkind, das so gern jagen und fischen ging, sich aber nie richtig auf Menschen verstand, wurde Mayas beste Freundin, die genau das Gegenteil von ihr verkörperte.

Als Maya zum ersten Mal zu Hause bei Ana war und hörte, wie sich ihre Eltern stritten, begriff sie, dass Ana sich zwar auf dem See auskannte, aber dies noch lange nicht bedeuten musste, dass sie nicht in ganz anderer Hinsicht einbrechen könnte, nämlich seelisch. Ana hat seitdem schon mehr Nächte bei Maya verbracht als in ihrem eigenen Elternhaus, und die beiden erfanden schließlich ihr persönliches Abklatschen, um sich gegenseitig daran zu erinnern, dass zwischen ihnen immer galt »Sisters before

Misters!«. Ana wiederholte es schon wie ein Mantra, noch bevor sie wusste, was die Worte bedeuteten. Bei jeder Gelegenheit bestürmte sie Maya, mit ihr fischen oder jagen zu gehen oder auf Bäume zu klettern, was Maya, die am liebsten zu Hause vor der Heizung saß und Gitarre spielte, fast in den Wahnsinn trieb. Aber mein Gott, wie sehr sie sie liebte.

Ana war ein regelrechter Tornado. Ein Bauklotz mit hundert Ecken in einem Spiel, in dem alle in runde Löcher passen müssen. Sie waren zehn, als sie Maya beibrachte, mit einem Jagdgewehr zu schießen, und Maya weiß, dass Anas Vater den Reserveschlüssel für seinen Waffenschrank in der obersten Schublade eines Schranks ganz hinten in dem nach Schimmel riechenden Keller verwahrt. Als sie damals geschockt auf die Pornohefte starrte, die neben Schlüsseln und ein paar Schnapsflaschen in der Schublade lagen, zuckte Ana nur mit den Achseln: »Papa weiß halt nicht, wie das Internet funktioniert.« Sie schossen im Wald, bis die gesamte Munition verbraucht war, woraufhin Ana, die immer ein Messer bei sich trug, Schwerter für sie beide schnitzte, mit denen sie bis zum Dunkelwerden zwischen den Bäumen kämpften.

Jetzt schaut Maya ihrer Freundin im Korridor hinterher und sieht, wie sie peinlich berührt ihre Arme zum Körper heranzieht. Sie hat sich nicht einmal getraut, leise »OUT« zu rufen, denn Ana träumt neuerdings davon, so angepasst wie möglich zu sein. Maya hingegen hasst die Teenagerzeit, sie hasst Schmirgelpapier und runde Löcher. Und sie vermisst die Ana, mit der sie im Wald einmal Ritterspiele gespielt hat.

Menschen werden zu dem, was sie über sich hören. Ana hat immer nur zu hören bekommen, dass sie nicht ganz normal ist.

Benji ist im Büro des Schulleiters immer tiefer in die Sitzpolster gesunken, so dass er jetzt eher auf dem Stuhl liegt als sitzt. Das Ganze ist ein einziges

Schauspiel; der Rektor muss ihm zwar eine Verwarnung erteilen, weil er in diesem Schuljahr so oft zu spät gekommen ist, hat aber weitaus mehr Lust, sich mit ihm übers Eishockey zu unterhalten wie alle anderen auch. Ihm einen Verweis zu erteilen oder disziplinäre Maßnahmen zu erwägen wäre undenkbar.

Benji muss hin und wieder an Adri denken, seine älteste Schwester, die eine Hundezucht besitzt. Je näher die Junioren dem Endspiel bei den Schwedischen Meisterschaften gekommen sind, desto mehr Ähnlichkeiten hat Benji zwischen sich und ihren Hunden festgestellt: Wenn man nützlich ist, bekommt man eine längere Leine.

Sie hören die Lehrerin schon draußen im Korridor schimpfen, bevor sie zur Tür hereinstürmt.

»DIESE IDIO … ICH HALT ES NICHT MEHR LÄNGER AUS!«, schnaubt sie, noch bevor sie den Raum betreten hat.

»Beruhigen Sie sich mal, Zuckerpussy«, sagt Benji lächelnd und erwartet ernsthaft, dass sie ihm jeden Moment eine Ohrfeige verpassen wird.

»SAG DAS NOCH EIN EINZIGES MAL, DANN SORGE ICH DAFÜR, DASS DU IM HALBFINALE NICHT DABEI BIST!«, brüllt sie ihn mit erhobener Handfläche an.

Der Rektor springt von seinem Stuhl auf, nimmt sie beim Arm und führt sie empört in den Gang hinaus. Mag sein, dass es eine angemessene Reaktion ist, jemanden beim Arm zu nehmen, aber sowohl der Rektor als auch Benji wissen, dass es eigentlich Benjis hätte sein müssen.

In einem Klassenzimmer weiter hinten im Korridor rutscht Bobo plötzlich auf seinem Tisch aus und stürzt, noch immer mit nacktem Oberkörper, mitten im Ausruf »die Bären aus BJÖRNST …« Hals über Kopf zu Boden.

Um ihn herum gibt es im Raum nur zwei Gruppen von Siebzehnjährigen: die, die Eishockey lieben, und diejenigen, die es hassen. Diejenigen, die befürchten, dass Bobo sich verletzt haben könnte, und jene, die darauf hoffen.

11

Eine simple Aussage, die einem Kind gegenüber ebenso oft wiederholt wie von diesem ignoriert wird – unabhängig davon, ob man ihm sagt, dass es alles oder gar nichts erreichen wird –, bewahrheitet sich vermutlich auch.

Bengt hat keinen guten Führungsstil und schreit seine Spieler nur an. Amat hat ihn schon seit seinen Anfängen in der Jugendmannschaft als Trainer erlebt und fürchtet nichts so sehr wie die Aussicht darauf, dass Bengt den Job als Juniorentrainer übernehmen könnte, wenn David in der nächsten Saison Trainer der ersten Mannschaft wird. Dann müsste Amat noch länger unter ihm trainieren, bis er weiter aufrückt. Noch zwei weitere Jahre mit diesem Mann sind mehr, als er ertragen kann, selbst beim Eishockey. Bengt hat weder eine Ahnung von Taktik noch von Technik; er glaubt, dass alles nur ein einziger Krieg ist, und seine Anfeuerungsrufe bestehen einzig aus Phrasen wie »Ihr müsst die Schlacht ums Schloss gewinnen!« und »Lasst euch nicht in den Arsch ficken!«. Würden die Fünfzehnjährigen statt Schlägern Äxte in den Händen halten, würde er sie mit denselben Sprüchen coachen.

Für die anderen Spieler ist es natürlich noch weitaus schlimmer, denn als Mannschaftsbestem bleibt einem einiges erspart; und das ist Amat in dieser Saison. Zacharias muss sich gerade unter einer von Bengts legendären Speichelfontänen ducken, als dieser schreit »Juckt die Narbe nach der Geschlechtsumwandlung etwa schon wieder, Zach?« und »Du bist ja verflucht nochmal langsamer als ’ne Schwangere!«, während Amat

förmlich übers Eis fliegt. Wenn er daran denkt, wie nah er vor zwölf Monaten dran war, den Sport völlig aufzugeben, weiß er nicht recht, ob er sich darüber freuen soll, doch weitergemacht zu haben, oder eher erschrocken sein muss, wie kurz davor er war, abzuspringen.

Er hatte alles so satt, nur daran erinnert er sich noch. Hatte es satt, andauernd zu kämpfen, von allen angeschrien, schikaniert und verprügelt zu werden. Außerdem hatte er keine Lust mehr, die Umkleide zu betreten, in die sich die Junioren während des Trainings regelmäßig schlichen, um seine Schuhe aufzuschneiden und seine Klamotten in die Dusche zu werfen. Er hatte es einfach satt, ständig den Beweis erbringen zu müssen, gar nicht der zu sein, als den sie ihn beschimpften, nämlich einer aus der Senke. Der Sohn der Putzfrau. Zu klein. Zu feige.

Eines Abends nach dem Training ging er nach Hause, legte sich ins Bett und stand vier Tage lang nicht mehr auf. Seine Mutter übte Geduld und ließ ihn in Ruhe. Erst am fünften öffnete sie morgens, bevor sie das Haus verließ, die Tür zu seinem Zimmer und sagte: »Es mag ja sein, dass du mit Bären Eishockey spielst. Doch das bedeutet noch lange nicht, dass du vergessen musst, ein Löwe zu sein.«

Als sie ihn auf die Stirn küsste und ihre Hand auf sein Herz legte, flüsterte er: »Es fällt mir aber einfach zu schwer, Mama.«

»Dein Papa wäre stolz auf dich, wenn er dich spielen sehen könnte«, entgegnete sie.

»Papa wusste wahrscheinlich nicht mal, was Eishockey ist …«, murmelte er.

»Genau aus dem Grund!«, entgegnete sie mit erhobener Stimme, obwohl sie eigentlich eine Frau war, die besonders stolz darauf war, niemals ihre Stimme zu erheben.

An diesem Morgen hatte sie die Tribüne, den Korridor und die Büros schon fertiggeputzt und war gerade bis zu den Umkleideräumen hinuntergelangt, als der Hausmeister an ihr vorbeiging und kurz an den Türrahmen klopfte. Als sie aufschaute, deutete er mit einem Nicken in Richtung der Eisfläche und lächelte. Zwischen den Linien hatte Amat seine Handschuhe, seine Mütze und die Jacke ausgebreitet. An diesem Morgen wurde dem Jungen klar, dass die einzige Möglichkeit, im Spiel der Bären besser zu werden als sie, darin bestand, anders als sie zu spielen.

David sitzt ganz oben auf der Tribüne. Mit seinen zweiunddreißig Jahren hat er schon mehr Zeit in Eishallen verbracht als außerhalb. Er liebt Eishockey aus vielen Gründen, aber hauptsächlich, weil es die komplizierteste unkomplizierte Sache ist, die er kennt. Es dauert nur eine Sekunde, es zu lernen, aber ein Leben lang, um es zu beherrschen.

Als er Trainer wurde, zwang Sune ihn eine ganze Saison lang, sich von den Nasenblutplätzen hier oben aus alle Spiele der ersten Mannschaft anzusehen, was ihm mittlerweile zu einer Gewohnheit geworden ist, die er nicht mehr missen möchte. Hier oben erlebt man Eishockey ganz anders. Sune und David waren sich schon immer einig über die Fragen, nur nicht über die Antworten. Sune wollte alle Spieler einer Altersgruppe am liebsten so lange wie möglich zusammenhalten, um ihnen Zeit zu geben, an ihren Unzulänglichkeiten zu arbeiten, sich komplett auszubilden und Mannschaften ohne Schwächen zu etablieren. Für David hingegen führte diese Sichtweise nur dazu, dass man irgendwann Mannschaften heranzog, in denen kein einziger außergewöhnlicher Spieler vertreten war. Sune war der Auffassung, dass ein Spieler, der mit älteren Spielern zusammenspielen darf, nur seine Stärken einsetzen wird, was David eigentlich ähnlich sah, nur im Gegensatz zu Sune sah er darin kein Problem. Er wollte keine

Truppe von Spielern generieren, die alle dasselbe ziemlich gut können, sondern Spezialisten ausbilden.

Sune glich dem Ort Björnstadt: fest verwurzelt in dem alten Glauben, dass kein Baum zu hoch wachsen darf, und mit der naiven Überzeugung, dass es ausreicht, wenn man hart arbeitet. Deswegen ist der Klub im Zuge so stetig abgestiegen wie die Arbeitslosigkeit im Ort angewachsen. Arbeiten allein reicht nicht, man braucht auch Ideen. Ein Kollektiv funktioniert nur, wenn man es um die Stars herum aufbaut.

In diesem Klub gibt es so viele Männer, die glauben, dass beim Eishockey alles so bleiben muss, »wie es schon immer gewesen ist«. Wenn David das hört, würde er sich am liebsten in einen Teppich einrollen und laut losschreien. Als hätte es im Eishockeysport je eine Konstante gegeben! Als er erfunden wurde, durften die Spieler noch nicht einmal Pässe über zwei Linien ausführen, und vor zwei Generationen spielten alle noch ohne Helm. Beim Eishockey ist es wie bei allen anderen lebenden Organismen auch: Der Sport muss sich anpassen und weiterentwickeln, sonst geht er ein.

David weiß nicht mehr genau, seit wie vielen Jahren er sich schon mit Sune darüber streitet, aber wenn er abends mit mieser Laune nach Hause kommt, zieht seine Freundin ihn auf, indem sie ihn fragt: »Na, wieder Streit mit Papa gehabt?« Doch von Anfang an stritten sie immer mit einem gewissen Humor, denn Sune war für David mehr als nur ein Mentor, als David Trainer wurde. Das Karriereende eines Eishockeyspielers ist unmittelbar mit einer endlosen Reihe von Türen verbunden, die sich vor einem schließen, und David konnte nicht ohne eine Mannschaft um sich herum leben, ohne ein Teil des Ganzen zu bleiben. Als seine Verletzungen ihn mit zweiundzwanzig Jahren dazu zwangen, das Eis zu verlassen, war Sune der Einzige, der das begriff.

Sune lehrte David, Trainer zu werden, wie er Peter lehrte, Sportdirektor zu werden. Die beiden waren in vieler Hinsicht gegensätzlich: David war in der Lage, einen Streit mit einer stummen Tür anzufangen, während Peter so konfliktscheu war, dass er nicht einmal Zeit totschlagen konnte. Sune hoffte darauf, dass sie einander ergänzen würden, doch stattdessen entwickelten sie nur eine Abscheu gegeneinander.

Jahrelang schämte sich David furchtbar dafür, die eigene Eifersucht nicht überwinden zu können, die er empfand, wenn Sune und Peter in Peters Büro verschwanden, ohne ihn dazuzubitten. Seine Liebe zur Sportsgemeinschaft gründete auf der Angst vor dem Außenvorsein. Und so griff er schließlich zu dem Mittel, zu dem alle ehrgeizigen Schüler gegenüber ihren Lehrern greifen: Rebellion.

Er war zweiundzwanzig, als er begann, die Gruppe der siebenjährigen Jungs zu trainieren: Kevin, Benji und Bobo gehörten dazu. Jetzt, wo er sie schon seit zehn Jahren trainiert und zu einer der besten Juniorenmannschaften im ganzen Land zusammengeschweißt hat, merkt er letztendlich, dass er Sune gegenüber nicht länger loyal sein kann. Die Spieler sind wichtiger, und der Klub hat größere Bedeutung. Denn so lautet der Grundsatz beim Eishockey: Die Mannschaft ist wichtiger als das Ego. David ist der festen Überzeugung, dass irgendwelche Akademiker, die noch nie einen Fuß in eine Mannschaftskabine gesetzt haben, diese Kultur nicht verstehen können. Diese Leute, die sich in Medien immer über die Gefahren des Elitären auslassen. Sie sind bloß selbst zu egoistisch und ängstlich, um auch nur auf die Idee zu kommen, dass jemand das Wohl der Gruppe seinem eigenen voranstellen könnte.

David weiß, was die Leute im Ort sagen werden, wenn er Sunes Job übernimmt. Er weiß auch, dass es vielen nicht gefallen wird. Aber das Ergebnis auf der Anzeigetafel wird ihnen gefallen.

Bengt pfeift das Training so dicht an Zacharias' Ohr ab, dass der Junge vor Schreck über seinen eigenen Schläger stolpert. Bengt lacht schadenfroh auf.

»Das schlechteste Training hat heute wie immer Fräulein Zach absolviert. Du hast also die Ehre, alle Pucks und Kegel einzusammeln!«

Bengt verlässt das Eis mit dem Rest der Jugendmannschaft im Schlepptau. Einige von ihnen lachen Zacharias aus, woraufhin er versucht, ihnen den Stinkefinger zu zeigen, was allerdings erstaunlich schwer ist, wenn man Eishockeyhandschuhe trägt. Amat dreht schon seine Kreise auf dem Eis, um die Pucks einzusammeln. Aus Freundschaft verlässt Amat die Eisfläche nie, solange Zacharias noch drauf ist.

Als Bengt außer Sichtweite ist, steht Zacharias frustriert wieder auf und ahmt den übertrieben vorgebeugten Laufstil seines Trainers nach, während er sich ausgiebig am Hintern kratzt: »SAMMELT DIE PUCKS EIN! BESCHÜTZT DAS SCHLOSS! LASST EUCH NICHT IN DEN ARSCH FICKEN! KEINER LÄSST SICH AUF MEINEM EIS IN DEN ARSCH FICKEN! WARTE … WAS ZUM TEU … WAS IST DAS DENN? IM MEINEM ARSCH? IST DAS ETWA EIN FICK? IST DAS ETWA EIN KLEINER FICK? MAN HAT MICH IN DEN ARSCH GEFICKT, AMAT! MACH DAS SOFORT WEG, MACH ES WEG, SAG ICH!«

Er versucht, Amat rücklings anzurempeln, der ihm lachend ausweicht, so dass Zacharias geradewegs in die offene Box rauscht und gegen die Spielerbank kracht.

»Hast du Lust, noch beim Training der Junioren zuzuschauen?«, fragt Amat, obwohl er genau weiß, dass Zacharias das nie im Leben freiwillig tun würde.

»Hör doch auf, von den Junioren zu sprechen, wenn du Kevin meinst. Ich weiß, dass er dein Idol ist, Amat, aber ich hab auch noch ’n eigenes Leben! Carpe diem! Lachen und lieben!«

Amat seufzt. »Okay, vergiss es …«

»IST DAS DA KEVIN ERDAHL IN DEINEM ARSCH, AMAT?«, brüllt Zacharias.

Amat hämmert mit seinem Schläger rastlos aufs Eis.

»Sollen wir vielleicht stattdessen am Wochenende was unternehmen?«

Er bemüht sich, die Frage unbekümmert klingen zu lassen, als ginge sie ihm nicht schon den ganzen Tag durch den Kopf. Zacharias kommt in der Box mit der Körpersprache eines mit einem Betäubungspfeil getroffenen Elefantenbabys wieder auf die Beine.

»Ich hab zwei neue Games! Aber du musst deinen eigenen Controller mitbringen, nachdem du neulich meinen getrasht hast!«

Amat wirkt angesichts dieser Umschreibung leicht gekränkt, da der Controller nur an seiner Stirn zu Bruch gegangen ist, weil Zacharias ihn dagegengeknallt hat, als er sauer darüber war, dass er verloren hatte. Er räuspert sich und sammelt die letzten Pucks ein.

»Nee, ich dachte, wir könnten vielleicht … weggehen.«

»Und wohin?«

»Na ja … weg. Ausgehen. Das machen manche Leute jedenfalls.«

»Du meinst, Maya tut es?«

»Ich meine die LEUTE!«

Zacharias stellt sich auf seine Schlittschuhe und beginnt auf den Zehen zu tänzeln, während er säuselt: »Amat und Maya sitzen im grünen Gras, und Amat spritzt sie mit seinem Samen nass …«

Amat schießt mit voller Wucht einen Puck direkt neben ihm in die Bande, muss dann aber doch lachen.

David steht mit Bengt im Korridor vor der Kabine.

»Das ist ein Fehler!«, sagt Bengt entschieden.

»So unglaublich es auch klingen mag, aber ich hab die letzten zwölf Male schon auf dich gehört. Jetzt geh und bereite die Junioren aufs Training vor«, entgegnet David kühl.

Bengt stapft von dannen, und David massiert sich die Schläfen. Man kann nicht behaupten, dass Bengt ein lausiger Co-Trainer wäre, und David erträgt seine Ausrufe und Flüche, weil sie ein Teil der Sportkultur sind. Und weil – ja, Herr im Himmel – zumindest ein Teil der Jungs einen Tyrannen braucht, um überhaupt die Schutzausrüstung an den richtigen Körperteilen zu befestigen. Doch mitunter fragt David sich, wie es mit den Junioren weitergehen soll, wenn Bengt sie übernimmt, denn der Kerl weiß nicht viel mehr über Eishockey als die üblichen Schreihälse oben auf der Tribüne, und David könnte ebenso gut irgendeinen Dahergelaufenen draußen auf der Straße fragen, ob er den Job machen will.

Amat und Zacharias lachen auf dem Weg in den Umkleideraum, verstummen jedoch abrupt, als sie David erblicken. Die Jungs pressen sich seitlich gegen die Wand, um ihm nicht im Weg zu stehen. Als David die Hand hebt, zuckt Amat zusammen.

»Du bist doch Amat, oder?«

Amat nickt.

»Wir … wir sollten die Pucks einsammeln … und haben nur rumgealbert … also ich weiß, dass Zach Bengt nachgemacht hat, aber das war nur aus Spa–«

David schaut ihn verständnislos an, und Amat schluckt.

»Na ja, also wenn du gar nichts mitgekriegt hast … ach, schon gut.«

David lächelt.

»Ich hab dich während des Juniorentrainings oben auf der Tribüne sitzen sehen. Du warst sogar öfter da als einige der Junioren selbst.«

Amat nickt unbeholfen.

»Ich … sorry … ich versuch nur, mir was abzugucken.«

»Das ist gut. Ich weiß, dass du dir Kevins Spiel abschaust; er ist ein gutes Vorbild. Du solltest dir genau ansehen, wie er in Zweikämpfen die Schlittschuhe der Verteidiger beobachtet: Sobald sie die Kufen abwinkeln und das Körpergewicht verlagern, schnappt sich Kevin den Puck und haut damit ab.«

Amat verstummt und nickt. David schaut ihm geradewegs in die Augen, was der Junge von anderen Erwachsenen nicht gewohnt ist.

»Alle sehen, dass du schnell bist, aber du musst noch an deiner Schussqualität arbeiten. Warte so lange, bis sich der Goalie seitwärts bewegt, und ziel dann gegen die Laufrichtung genau auf seine Kufen. Glaubst du, das könntest du trainieren?«

Amat nickt. David klopft ihm fest auf die Schulter.

»Gut, dann aber schnell, denn du trainierst in einer Viertelstunde mit den Junioren. Geh schon mal in die Kabine und hol dir ein Leibchen.«

Amats Hand bewegt sich instinktiv hinauf zu seinen Ohren, als müsse er sie erst saubermachen, um sicherzugehen, dass er sich nicht verhört hat. Doch David ist schon weitergegangen.

Zacharias wartet, bis der Trainer um die Ecke gebogen ist, bevor er sich seinem Freund an den Hals wirft. Amat hyperventiliert.

Zacharias räuspert sich: »Aber jetzt mal im Ernst, Amat … wenn du dir aussuchen könntest, entweder mit Maya oder mit Kevin zu schlafen, dann würdest du doch …«

»Klappe«, ruft Amat lachend.

»Ich mein ja nur!«, grinst Zacharias, klopft ihm auf den Helm und brummt: »Töte sie, Kumpel. Töte sie!«

Amat holt so tief Luft, wie der Schnee unterhalb der Eishalle hoch ist, und geht dann zum ersten Mal am Umkleideraum der Jugendmannschaft vorbei, um die Kabine der Junioren zu betreten. Dort wird er unmittelbar von einem Orkan aus Buhrufen, Kraftausdrücken und einem einstimmigen »RAUS HIER, DU VERFLUCHTER WURM!« von den älteren Spielern begrüßt, doch als David von der Toilette zurückkommt, wird es so still, dass man einen Tiefschutz zu Boden fallen hören könnte. David nickt Bengt zu, woraufhin Bengt Amat widerwillig ein Leibchen zuwirft. Es stinkt nach Schweiß, doch Amat ist noch nie glücklicher gewesen.

Draußen im Gang steht sein bester Freund. Außen vor.

Im Eishockey gibt es kein »Beinahe«.

12

Eine lange Ehe zu führen ist kompliziert. Und zwar so kompliziert, dass sich die meisten langjährig Verheirateten mitunter fragen: »Bleibe ich eigentlich mit meinem Partner verheiratet, weil ich ihn liebe, oder nur, weil ich es nicht zulassen will, dass mich nach ihm noch ein anderer so gut kennenlernt?«

Mira weiß, dass Peter irgendwann noch wahnsinnig wird, weil sie immer so viel an ihm herumzumeckern hat und er sich immer gleich kritisiert fühlt. Manchmal ruft sie ihn fünfmal täglich an, nur um sicherzugehen, dass er alles erledigt hat, was er ihr zu tun versprochen hat.

Es hängt mit dem Schneesturm zusammen. Aber das hat sie ihm nie erzählt.

Peters Büro ist perfekt organisiert, und sein Schreibtisch sieht so geleckt aus, dass man ohne weiteres davon essen könnte. Vorausgesetzt, jemand würde es wagen, auch nur in der Nähe von Peters Büro irgendetwas zu essen, ohne Angst, dass Peter angesichts der Krümel jeden Moment in Panik ausbricht.

Die Regale sind mit LPs gefüllt, die er sich nicht traut, mit nach Hause zu nehmen, weil er Angst hat, dass Mira ihn dazu zwingen könnte, sie entweder wegzuwerfen oder ein größeres Haus zu kaufen. Er bestellt sie sich übers Internet und lässt sie ans Klubsekretariat schicken; die Sekretärin ist zu seiner Komplizin geworden. Manche Menschen rauchen heimlich

hinter dem Rücken ihrer Partner, während Peter sich heimlich Schallplatten kauft.

Er tut es, weil es einen beruhigenden Einfluss auf ihn hat und die Platten ihn an Isak erinnern. Aber das hat er ihr nie erzählt.

Mira erinnert sich nicht mehr genau daran, wie alt ihre Kinder waren, als der besagte Schneesturm tobte, aber sie hatten noch nicht so viele Winter in Björnstadt verbracht, um sich an die Naturgewalten gewöhnt zu haben. Es war um Weihnachten herum, die Kinder hatten schulfrei, aber in der Kanzlei war Not am Mann, so dass Mira an einem wichtigen Meeting teilnehmen musste. Peter ging mit Maya und Leo los zum Schlittenfahren, während Mira neben ihrem Wagen stand und sie in dem wirbelnden Weiß verschwinden sah, was unglaublich schön anzuschauen war, aber zugleich unheilvoll anmutete. Als sie außer Sichtweite waren, kam sie sich so verloren vor, dass sie die ganze Strecke bis zum Büro weinend zurücklegte.

Nachdem sich Peter in Kanada diverse Verletzungen zugezogen und Mira angefangen hatte zu arbeiten, war Peter tagsüber allein mit Isak zu Hause. Eines Tages hatte das Kind Magenschmerzen und hörte nicht mehr auf zu schreien. Peter geriet in Panik und tat alles, um es zu beruhigen, wiegte es in seinen Armen, ging mit ihm im Kinderwagen spazieren und versuchte es mit allen möglichen Hausmitteln, von denen er gehört hatte, doch nichts funktionierte. Bis er eine Schallplatte auflegte. Vielleicht lag es am alten Plattenspieler oder am Rauschen in den Lautsprechern, vielleicht auch an den Stimmen, die den Raum erfüllten … jedenfalls verstummte Isak augenblicklich. Dann lächelte er. Und schließlich schlief er in Peters Armen ein. Das ist der letzte Augenblick, an den sich Peter erinnern kann, in dem er das deutliche Gefühl hatte, ein guter Vater zu sein und zu wissen, was er

tat. Er hat es Mira nie gesagt und auch niemand anderem. Doch jetzt kauft er sich heimlich Schallplatten in der Hoffnung, diesen Augenblick wenigstens ein einziges Mal wieder zurückholen zu können.

Nach dem Meeting an dem bewussten Morgen in der Weihnachtszeit versuchte Mira Peter anzurufen, doch er meldete sich nicht. Ausgerechnet er, der sonst immer an sein Handy ging. Dann hörte sie im Radio, dass der Schneesturm Kurs auf den Wald genommen hatte und die Menschen aufgefordert wurden, in ihren Häusern zu bleiben, woraufhin sie tausendmal bei Peter anrief und auf seine Mailbox einschrie, aber keine Antwort erhielt. Daraufhin sprang sie ins Auto, fuhr los und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch, obwohl sie vor der Motorhaube kaum etwas erkennen konnte. An der Stelle, wo sie Peter und die Kinder am Morgen hatte weggehen sehen, stürzte sie aus dem Wagen und schrie hysterisch los, bis sie irgendwann zusammenbrach und verzweifelt mit den Händen im Schnee scharrte, als würde sie ihre Kinder darin finden, wobei sie sich Erfrierungen an den Ohren und Fingerspitzen zuzog. Im Nachhinein weiß sie nicht einmal mehr, wie sie erklären soll, was damals mit ihr geschah. Erst mehrere Jahre später wurde ihr klar, dass sie einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte.

Zehn Minuten später hatte ihr Handy geklingelt. Am anderen Ende klangen Peter und die Kinder ganz entspannt und sorglos und fragten, wo sie denn gerade wäre. »UND WO SEID IHR?«, schrie sie. »Zu Hause«, antworteten sie mit den Mündern voller Eis und Zimtschnecken. Und als Mira fragte: »Und warum?«, antwortete Peter verständnislos: »Es kam ein Schneesturm, also sind wir wieder nach Hause gegangen.« Er hatte einfach nur vergessen, sein Handy aufzuladen, das in seiner Nachttischschublade lag.

Mira hat es ihm nie gesagt und auch niemand anderem, aber sie ist nie ganz über diesen Schneesturm hinweggekommen. Und sie hat auch nie ganz das Gefühl von damals im Auto abschütteln können: den Rest ihrer Familie nun womöglich auch noch verloren zu haben. Deshalb ruft sie ihren Mann und ihre Kinder seitdem mitunter fünfmal am Tag an, nur um an ihnen herumzumäkeln und sich zu vergewissern, dass sie noch da sind.

Peter legt eine Platte auf, aber heute hilft es nicht. Während er stundenlang auf einen schwarzen Bildschirm starrt und dabei ein ums andere Mal, mit zunehmender Wucht, einen kleinen Flummi gegen die Wand wirft, muss er ständig an Sune denken und kommt einfach nicht davon los.

Als sein Handy klingelt, kommt ihm die Unterbrechung so gelegen, dass er sogar vergisst, sich über seine Frau aufzuregen, die immer vorauszusetzen scheint, dass er alles vergisst, was er versprochen hat zu erledigen.

»Hast du den Wagen in die Werkstatt gebracht?«, fragt sie, obwohl sie die Antwort bereits weiß.

»Ja! Ja, natürlich!«, antwortet Peter so überzeugend, wie er nur klingt, wenn er lügt.

»Und wie bist du danach ins Büro gekommen?«, fragt sie.

»Woher weißt du denn, dass ich im Büro bin?«

»Ich höre doch, wie du diesen idiotischen Flummi gegen die Wand knallst.«

Er seufzt.

»Du solltest dich vielleicht als Rechtsanwältin oder so bewerben, hat dir das schon mal jemand gesagt?«

Die Rechtsanwältin lacht.

»Wenn ich ›Stein-Schere-Papier‹ nicht auf professionellem Niveau betreiben kann, werde ich es mir vielleicht überlegen.«

»Du bist eine Schummlerin.«

»Und du ein Lügner.«

Peters Stimme zittert, als er plötzlich flüstert: »Ich liebe dich so sehr.«

Mira lacht, damit er sie nicht weinen hört, als sie entgegnet: »Ich dich auch.«

Sie legen auf, und Mira isst ihr Mittagessen vier Stunden verspätet vorm Computer, um nebenbei ihr Arbeitspensum rechtzeitig erledigen zu können, damit sie noch die neuen Gitarrensaiten für Maya kaufen kann, bevor sie nach Hause eilen muss, um Leo zum Eishockeytraining zu fahren. Peter isst gar nichts, denn er will seinem Körper nicht die Gelegenheit geben, sich ein weiteres Mal zu übergeben.

Eine lange Ehe ist kompliziert.

Im Umkleideraum der Junioren ist es stiller als sonst. Der Ernst vor dem morgigen Spiel geht den Jungs allmählich unter die Haut. William Lyt, der gerade erst achtzehn geworden ist, aber schon einen dichten Bartwuchs wie ein Otterfell hat und so viel wiegt wie ein Kleinwagen, beugt sich zu Kevin vor und fragt in einem Flüsterton, wie ihn Knastis in Gefängnisfilmen benutzen, wenn sie nach einer Zahnbürste fragen, um sie anzuspitzen und zu einem Dolch umfunktionieren zu können: »Hast du Kautabak dabei?«

In der vergangenen Saison hat David gegenüber Bengt erwähnt, irgendwo gelesen zu haben, dass eine Dose Kautabak mehr Schaden an der Kondition anrichtet als eine ganze Palette Bier, und seitdem können die Junioren damit rechnen, dass sie sowohl von Bengt als auch von ihren Eltern einen Anschiss bekommen, der sich gewaschen hat, sobald

irgendjemand auch nur einen kreisförmigen Abdruck unter dem Stoff ihrer Jeanstaschen erblickt.

»Nein«, antwortet Kevin.

Lyt nickt dennoch dankbar und begibt sich in der Kabine auf die Jagd. Die beiden spielen zwar nebeneinander in der ersten Reihe, aber unabhängig davon, wie viel größer und stärker Lyt ist, war Kevin schon immer die selbstverständliche Autoritätsperson. Benji, der Autoritäten womöglich etwas stärker in Frage stellt, liegt halb schlummernd auf dem Fußboden, streckt sich jedoch nach einem Schläger, mit dem er Kevin in den Bauch stupst.

»Ey, was?«, faucht Kevin.

»Gib mir Kautabak«, bittet Benji ihn.

»Bist du taub, du Depp? Ich hab doch grad gesagt, dass ich keinen mehr habe!«

Benji bleibt entspannt auf dem Boden liegen, ohne Kevin aus den Augen zu lassen, und stupst ihn weiterhin mit dem Schläger in den Bauch, bis Kevin ihn ihm aus der Hand reißt, sich nach seiner Jacke ausstreckt und eine noch fast volle Kautabakdose herausfischt.

»Wann begreifst du denn endlich, dass du mich nicht anlügen kannst?«, fragt Benji lächelnd.

»Und wann besorgst du dir endlich deinen eigenen Kautabak?«, fragt Kevin zurück.

»Wahrscheinlich ungefähr zur gleichen Zeit.«

Lyt kehrt ohne Kautabak wieder zurück und nickt Kevin gutgelaunt zu.

»Kommen deine Eltern morgen zum Spiel? Meine Alte hat gleich für die ganze Sippschaft Karten gekauft!«

Kevin verstummt und beginnt seinen Schläger zu tapen. Benji beobachtet es aus dem Augenwinkel und weiß genau, was es zu bedeuten

hat. Er wendet sich grinsend an Lyt:

»Tut mir leid, dich zu enttäuschen, Lyt. Aber deine Sippe kommt doch nur, um KEVIN spielen zu sehen.«

Alle im Umkleideraum brechen in höhnisches Gelächter aus, so dass Kevin die Frage nicht zu beantworten braucht. Abgesehen davon, dass Benji nie Kautabak bei sich hat, ist es schwer, einen besseren Freund zu finden als ihn.

Amat sitzt stumm in einer Ecke und versucht sich so unsichtbar zu machen, wie er nur kann. Als Jüngster in der Kabine hat »der Wurm« aus gutem Grund eine Höllenangst davor, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er richtet seinen Blick nach oben, womit er jeglichen Augenkontakt vermeidet, es aber dennoch mitbekommen würde, falls ihn jemand mit irgendwelchen Gegenständen bewerfen sollte. Oberhalb der Kleiderhaken erblickt er die mit Zetteln zugepflasterten Wände mit folgenden Slogans darauf: *»Trainiere hart, siege leicht«*, *»Die Mannschaft ist wichtiger als das Ego«* und *»Wir spielen für den Bären auf der Vorderseite des Trikots und nicht für den Namen auf der Rückseite«.* Auf einem Zettel in der Mitte steht in riesigen, frisch geschriebenen Lettern: *»Wir sind schlechte Verlierer, denn ein guter Verlierer ist einer, der oft verliert!«*

Für einen Augenblick ist Amat abgelenkt, so dass er Bobo zu spät auf sich zukommen sieht. Als sich der Verteidiger der Junioren mit seinem breiten Oberkörper über ihn beugt, verschwindet Amat fast in seinem Schatten und wartet förmlich darauf, dass Bobo zuschlägt, doch stattdessen lächelt er ihn an, was letztlich noch schlimmer ist.

»Du musst entschuldigen, die Jungs hier haben keine Erziehung, du weißt schon.«

Amat blinzelt heftig und weiß nicht, was er darauf entgegnen soll. Bobo kostet seine Reaktion offenbar in vollen Zügen aus und wendet sich feierlich an die restlichen Spieler, die erwartungsfroh verstummen. Dann deutet er verärgert auf die Tapereste, die überall auf dem Fußboden herumliegen.

»Schaut euch mal diesen Saustall an! Muss es hier denn so aussehen? Glaubt ihr etwa, dass eure MÜTTER hier arbeiten?«

Die Junioren grinsen. Bobo marschiert demonstrativ durch den Raum und sammelt die Tapereste vom Boden auf, bis sie seine hohlen Handflächen ausfüllen. Dann hält er sie hoch, als trüge er ein Neugeborenes darin, nimmt Blickkontakt zum Neuankömmling auf, lächelt ihn an und sagt klar und deutlich: »Nein, A-m-a-t-s Mutter arbeitet hier, Jungs!«

Die Tapereste schweben eine Sekunde lang unter der Decke, bevor sie wie kleine scharfe Projektile auf den Jungen in der Ecke hinuntersausen. Bobos heißer Atem streift Amats Ohr, als der Juniorverteidiger ihn auffordert: »Könntest du so nett sein und deiner Mutter Bescheid sagen, Wurm? Das ist hier ja wirklich der reinste Saustall.«

Als Bengt »LOS GEHT'S!!!« brüllt, leert sich die Kabine innerhalb von zehn Sekunden. Kevin wartet am längsten. Dann passiert er Amat, der mit Bissspuren seiner eigenen Zähne auf der Unterlippe auf dem Fußboden kniet und die Tapereste wieder einsammelt.

»War nur 'n Scherz«, informiert ihn Kevin ohne jegliches Mitgefühl.

»Klar. Nur 'n Scherz«, wiederholt Amat im Stillen.

»Du kennst doch … Maya … oder?«, ruft Kevin ihm auf dem Weg durch die Tür zu, als wäre ihm die Frage gerade erst eingefallen.

Amat schaut auf. Er hat sich jedes Juniorentraining in der zurückliegenden Saison angesehen und weiß, dass Kevin die Dinge nicht

einfach so in den Sinn kommen, denn alles, was er tut, ist sorgfältig durchdacht und geplant.

»Ja«, murmelt Amat.

»Hat sie ’n Freund?«

Amat wartet mit seiner Antwort, und Kevin trommelt erwartungsvoll mit der Schlägerspitze auf den Fußboden. Amat starrt eine Weile lang auf seine Hände hinunter, bevor sich sein Kopf schließlich widerwillig einige Zentimeter von einer zur anderen Seite bewegt. Kevin nickt anerkennend und geht weiter in Richtung Eisfläche. Amat bleibt stehen und atmet tief durch die Nase ein, während er auf der Innenseite seiner Unterlippe herumkaut. Dann wirft er die Tapereste schließlich in den Papierkorb und rückt seinen Beinschutz zurecht. Der letzte Spruch, den er an der Wand erblickt, bevor er durch die Tür hinaustritt, besteht aus zehn ausgeblichenen Worten, die mit Bleistift auf einem vergilbten zerknitterten Blatt Papier geschrieben stehen: *»Wem viel gegeben wird, von dem wird auch viel erwartet.«*

Amat stellt sich zu den Junioren in den Mittelkreis auf dem Eis. In dessen Mitte prangt ein Bär mit drohendem Blick, das Symbol des Klubs. Er steht für Stärke, Größe und Schrecken. Amat ist der Kleinste auf der Eisfläche. Das war er schon immer. Seit er acht war, haben ihm alle gesagt, dass er das nächste Level nicht erreichen würde, weil er nicht groß, stark und tough genug dafür wäre. Doch jetzt steht er hier und beobachtet die Mannschaft, die morgen im Halbfinale spielen wird und eine der vier besten Juniorenmannschaften im ganzen Land ist. Und er ist dabei. Er schaut Lyt und Bobo, Bengt und David, Benji und Kevin in der festen Überzeugung an, ihnen allen zu zeigen, dass er spielen kann. Auch wenn es ihn umbringen sollte.

Es gibt fast nichts, was Peter ein derart schlechtes Gefühl vermitteln kann wie Eishockey. Absurderweise gibt es aber auch fast nichts, was ihm ein besseres Gefühl vermitteln kann. Er spielt seine Situation ein ums andere Mal durch, bis der Sauerstoff in seinem Büro knapp wird. Als sein Frust und seine Übelkeit schließlich unerträglich werden, steht er auf und geht auf die Tribüne hinaus. Dort kann er normalerweise besser nachdenken, also setzt er sich auf einen Platz, richtet seinen Blick auf die Betonwände und lässt seinen Flummi lange auf- und abhüpfen, so dass er nicht einmal merkt, dass das Training der Juniorenmannschaft auf dem Eis bereits begonnen hat.

Sune verlässt sein Büro, um sich einen Kaffee zu holen, und auf dem Rückweg sieht er Peter allein auf der Tribüne sitzen. Sune weiß, dass der Sportdirektor mittlerweile ein erwachsener Mann ist, aber einem alten Kerl wie ihm fällt es schwer, große Jungs nicht mehr als Jungs anzusehen.

Sune hat ihm nie gesagt, dass er ihn liebt, was Vaterfiguren mitunter ebenso schwerfällt wie leiblichen Vätern. Aber er weiß, wie viel Angst Peter davor hat, alle zu enttäuschen. Alle Männer werden von irgendwelchen Ängsten geplagt, und Peters größte Angst besteht darin, nicht gut genug zu sein. Keinen guten Vater, keinen guten Ehemann und keinen guten Sportdirektor abzugeben. Weil er seine Eltern und auch sein erstes Kind verloren hat, wird er nun jeden Morgen von der Angst befallen, Mira, Maya und Leo auch noch zu verlieren, so dass er die Angst davor, seinen Klub zu verlieren, nicht ertragen könnte.

Sune sieht, wie Peter schließlich den Kopf hebt und seinen Blick über die Junioren auf dem Eis schweifen lässt. Anfänglich leicht zerstreut, weil er sich schon seit langem an den Anblick dieser Mannschaft gewöhnt hat, so dass er ihre Mitglieder, ohne nachzudenken, zählt. Sune bleibt im

Schatten stehen, nur um seinen Gesichtsausdruck zu erhaschen, wenn bei ihm der Groschen fällt.

Zehn Jahre lang hat Peter diese Gruppe mitgeformt, und er kennt ihre Vor- und Nachnamen. Im Geiste hakt er einen nach dem anderen ab, um zu sehen, ob jemand fehlt oder verletzt ist, aber alle scheinen anwesend zu sein. Allerdings ist es einer zu viel. Er zählt sie erneut und bringt es nicht zusammen, bis er Amat erblickt, den Kleinsten und Leichtesten von allen, dessen Ausrüstung genau wie damals in der Eislaufschule noch immer etwas zu groß an ihm wirkt. Peter starrt ihn ungläubig an, und dann muss er laut loslachen.

Wie oft hat er schon zu hören bekommen, dass der Junge aufhören soll zu spielen, weil er nie eine Chance haben wird, und jetzt steht er dort auf dem Eis. Kein anderer hat härter gekämpft, um diese Chance zu erhalten, und ausgerechnet heute gibt David sie ihm. Das ist in all seiner Schlichtheit ein kleiner Traum, und Peter benötigt heute dringend einen.

Sune nickt sowohl zufrieden als auch bekümmert, als er es sieht. Dann trottet er zurück in sein Büro und schließt die Tür hinter sich. Heute Abend wird er eine seiner letzten Trainingseinheiten mit der ersten Mannschaft absolvieren, und wenn die Saison vorbei ist, wird er nach Hause gehen und sich tief in seinem Inneren genau das wünschen, worauf alle Menschen hoffen, wenn sie etwas aufgeben müssen: dass alles den Bach runtergehen wird. Dass ohne ihn nichts mehr funktionieren und er unersetzlich sein wird. Doch nichts dergleichen wird geschehen; die Eishalle wird stehenbleiben, und der Klub wird weiterexistieren.

Amat rückt seinen Helm zurecht und stürzt sich geradewegs in einen Zweikampf, bei dem er brutal aufs Eis kracht, danach jedoch sofort wieder auf die Beine kommt. Ein weiterer Check bringt ihn erneut zu Fall, doch er

rappelt sich wieder auf. Peter lehnt sich zurück und lächelt so breit, wie er es nach Miras Auffassung nur tut, wenn er nach zwei überbackenen Käsetoasts und einem halben Glas Rotwein kurz davor ist einzuschlafen. Er gönnt sich eine Viertelstunde auf der Tribüne, bevor er leichteren Herzens wieder in sein Büro zurückkehrt.

Fatima steht in der Damentoilette und streckt ganz langsam und vorsichtig ihren Rücken, damit niemand hört, wie sie dabei vor Schmerzen wimmert. Manchmal muss sie sich morgens buchstäblich vom Schlafsofa hinunterrollen, weil sich ihre Muskeln weigern, ihren Oberkörper aufzurichten. Doch sie verbirgt es, so gut sie kann. Sie lässt ihren Jungen im Bus immer am Fenster sitzen, damit er sie nicht anschauen und ihren Gesichtsausdruck ertragen muss, wenn sie aufstehen, um auszusteigen. Bei der Arbeit lässt sie in allen Büros die Schlaufen der Mülltüten in den Papierkörben ganz diskret unmittelbar über den Rand hängen, damit sie sich nicht so tief hinunterbeugen muss, wenn sie die Körbe leeren will. Jeden Tag erfindet sie neue Möglichkeiten der Kompensation.

Als sie auf Zehenspitzen Peters Büro betritt, entschuldigt sie sich. Hätte sie das nicht getan, hätte er sie nicht einmal kommen hören. Peter schaut von seinen Unterlagen auf, wirft einen Blick auf die Uhr und fragt erstaunt: »Aber liebe Fatima, was machen Sie denn um diese Zeit noch hier?«

Sie weicht entsetzt zwei Schritte zurück.

»Entschuldigung! Ich wollte Sie nicht stören, ich hatte nur kurz vor, den Papierkorb zu leeren und die Blumen zu gießen, aber ich kann noch einmal wiederkommen, wenn Sie gegangen sind!«

Peter kratzt sich an der Stirn und lacht.

»Hat es Ihnen denn niemand gesagt?«

»Was denn?«

»Das mit Amat.«

Peter merkt erst viel zu spät, dass man einer Mutter so etwas nicht sagen darf. Sie nimmt sofort an, dass ihrem Sohn entweder ein schreckliches Unglück widerfahren ist oder er von der Polizei aufgegriffen wurde, denn wenn man Eltern fragt: »Haben Sie schon von der Sache mit Ihrem Kind gehört?«, gibt es nichts dazwischen. Peter muss seine Hände sanft um ihre Schultern legen und sie durch den Gang bis auf die Tribüne hinausführen. Dort angekommen, dauert es eine geschlagene halbe Minute, bis Fatima begreift, was sie vor sich sieht. Da schlägt sie die Hände vors Gesicht und bricht in Tränen aus. Ein Junge, der einen Kopf kleiner ist als alle anderen, beim Training der Juniorenmannschaft. Und noch dazu ihrer.

Sie hat ihren Rücken noch nie so kerzengerade aufgerichtet, und sie könnte in diesem Augenblick locker Tausende von Kilometern laufen.

13

Die Junioren lassen es ruhig angehen, da man sie angewiesen hat, nur mit fünfundsiebzig Prozent zu spielen, denn keiner will, dass sie sich kurz vor dem Finale noch irgendwelche Verletzungen zuziehen. Amat genießt diesen Luxus nicht, er stürzt sich in jeden Fight und stößt sich bei jedem Schritt so fest mit den Kufen ab, als wolle er sich bis in den Betonboden hinuntergraben. Doch er erreicht nichts. Die Junioren traktieren und behindern ihn, wo sie nur können, pressen ihn gegen die Bande, schlagen ihm mit den Schlägern auf die Handgelenke und nutzen jeden ungeschützten Millimeter seines Körpers, um ihm weh zu tun. Als jemand ihm einen Ellenbogen in den Nacken rammt, stürzt er ungebremst bäuchlings aufs Eis, wo er Lyts Schlittschuhe gerade noch abrupt vor seinem Kopf stoppen sieht, es jedoch nicht rechtzeitig schafft, die Augen zu schließen, bevor die Eisdusche seine Wangen trifft. Von David hört er keinen einzigen Laut. Nach einer Dreiviertelstunde ist Amat so durchgeschwitzt, erschöpft und wütend, dass er sich stark beherrschen muss, um nicht loszubrüllen: »Warum bin ich eigentlich hier? Warum holt ihr mich, wenn ihr mich doch nicht spielen lasst?« Er hört die anderen hinter seinem Rücken lachen und weiß, dass sie dann nur noch lauter lachen würden.

»Ich hab’s doch gesagt, er ist zu weich«, schnaubt Bengt, als sich Amat zum gefühlt tausendsten Mal wieder vom Eis aufrappelt.

David wirft einen Blick auf die Uhr.

»Wir spielen Mann gegen Mann. Amat gegen Bobo«, erklärt er.

»Machst du Witze? Amat hat schon zwei volle Trainingseinheiten in den Beinen und ist völlig am Ende!«

»Stell die Spieler auf«, entgegnet David nur.

Bengt zuckt mit den Achseln und bläst in seine Trillerpfeife. David bleibt an der Bande stehen. Er weiß, dass seine Methoden beim Eishockeytraining nicht ganz unumstritten sind, und auch, dass er seine Siegesserie ungebrochen fortsetzen muss, damit ihn der Klub weiterhin auf seine Weise spielen lässt. Aber genau darum geht es ihm auch. Außerdem gibt es keine Sieger ohne Verlierer; Stars werden nicht geboren, ohne dass man im Kollektiv Opfer bringen muss.

Davids Mann-gegen-Mann-Übung ist ganz simpel: Entlang der gesamten Schmalseite des Eises wird eine Reihe von Kegeln aufgestellt, so dass zwischen den Kegeln und der Bande ein Korridor entsteht, in dem ein Verteidiger und ein Stürmer aufeinandertreffen. Wenn der Puck den Korridor verlässt, hat der Verteidiger gewonnen. Somit zwingt diese Übung den angreifenden Spieler, auf einer schmalen Fläche an ihm vorbeizugelangen.

Bengt stellt die Kegel sieben bis acht Meter von der Bande entfernt auf, doch David sagt ihm, er solle den Korridor schmaler machen. Bengt wirkt überrascht, leistet ihm aber Folge. Doch David bedeutet ihm, ihn noch schmaler zu setzen. Ein paar Junioren winden sich missmutig, sagen jedoch nichts. Schließlich ist der Korridor nur etwas mehr als einen Meter breit, also so schmal, dass Amat keine Chance hat, seine Schnelligkeit gegen Bobo auszuspielen und seitlich an ihm vorbeizurasen, sondern Körperkontakt mit ihm aufnehmen muss. Amat, der gute vierzig Kilo leichter ist als Bobo, sieht es ebenfalls. Als er mit dem Puck Fahrt

aufnimmt, brennen seine Oberschenkel bereits; diese Übung erfordert zweifellos einen gewissen sportlichen Abstand zwischen Angriffsspieler und Verteidiger, doch Bobo lässt ihm keinen Raum. Er kommt geradewegs auf ihn zugeschossen und rammt ihn mit seinem gesamten Körpergewicht. Amats Körper plumpst wie ein Sack Mehl aufs Eis. Aus der Box ertönt lautes Gelächter. David bedeutet den beiden Spielern, das Ganze zu wiederholen.

»Steh auf wie ein Mann!«, brüllt Bengt.

Amat rückt seinen Helm zurecht und versucht seine Atmung wieder zu beruhigen. Diesmal kommt Bobo noch schneller auf ihn zugerannt, so dass Amat für kurze Zeit schwarz vor Augen wird, und als er an der Bande sitzend wieder aufschaut, weiß er nicht mehr genau, wie er dort gelandet ist. Das Gelächter aus der Box hört er schon nicht mehr, er nimmt nur noch ein entferntes Echo davon wahr. Er kommt wieder auf die Beine und holt sich den Puck. Beim nächsten Mal knallt ihm Bobo seinen Schläger geradewegs vor die Brust, so dass es sich anfühlt, als würde er in voller Fahrt gegen einen tiefhängenden Ast krachen.

»Steh auf!«, brüllt Bengt.

Amat kommt nur mit Mühe auf die Knie hoch. Aus seinem Mund tropft Blut, und er stellt fest, dass er sich in die Lippe, auf die Zunge oder auf beides gebissen hat. Bobo beugt sich über ihn, jetzt allerdings nicht mehr schadenfroh, sondern eher besorgt. In seinem Blick liegt ein Anflug von Mitmenschlichkeit oder zumindest von Menschlichkeit.

»Zum Teufel, Amat, bleib liegen. Kapierst du denn nicht, dass David genau das hier will?«

Amat linst in Richtung Box, wo David völlig ungerührt mit vor der Brust verschränkten Armen steht und wartet. Selbst Bengt wirkt inzwischen leicht beunruhigt. In diesem Augenblick begreift Amat, was Bobo meint.

Davids einziges Ziel besteht darin zu gewinnen, und nur Mannschaften mit Selbstvertrauen gewinnen große Spiele. Was macht man also am Tag vor dem größten Match aller Zeiten? Man lässt seine Spieler ein paar Schwächere fertigmachen. Amat ist also gar nicht als Spieler, sondern als Opfer hier.

»Bleib liegen«, bittet Bobo ihn.

Doch Amat gehorcht nicht.

»Los, komm schon«, flüstert er mit zitternden Oberschenkeln.

Als Bobo nicht sofort reagiert, knallt Amat seinen Schläger aufs Eis und brüllt: »KOMM JETZT!!!«

Das hätte er nicht tun sollen, denn nun hört ihn die ganze Box, und Bobo bleibt keine andere Wahl. Der Blick des Verteidigers verfinstert sich.

»Okay, ganz wie du willst, du rotznäsiger Idiot.«

Amat nimmt Anlauf, während Bobo ihn in der Mitte des Korridors erwartet, um ihn sofort nach außen gegen die Bande zu drängen, und als Amat ausschert, pfeift Bobo vollständig auf den Puck und foult ihn ohne Umschweife. Amat schlägt mit dem Kopf gegen die Bande, sackt hinunter aufs Eis und braucht allein schon zehn Sekunden, um überhaupt wieder auf die Knie hochzukommen.

»Noch mal?«, brummt Bobo zwischen zusammengepressten Kieferknochen.

Amat antwortet nicht. Als er auf die hintere blaue Linie zufährt, um den Puck zu holen und Aufstellung zu beziehen, hinterlässt er auf dem Eis einen schmalen Pfad von Blutstropfen. Er sieht, wie sich Bobos Körper anspannt, um kurz darauf einen mörderischen Bogen über den Bären im Mittelkreis zu beschreiben und dann in den Korridor hineinzupreschen, wo er vorhat, das Ganze ein für alle Mal zu beenden. »Wie ein Mann«, denkt Amat. Wie ein Mann.

Eigentlich dürfte er für einen Sprint wie diesen keinerlei Energie mehr übrig haben, und nach all den Schlägen von Bobo, die er hat einstecken müssen, sollte er es auch nicht unbedingt wagen, geradewegs auf ihn zuzusteuern, doch im Leben eines Menschen gibt es einen gewissen Punkt, an dem er entweder aufgibt oder unbeeindruckt weitermacht, da es letztlich egal ist. Was können sie ihm denn noch Schlimmeres antun? Fuck them. Obwohl Bobo in vollem Tempo auf ihn zustürmt, beschließt Amat in allerletzter Sekunde, doch nicht seinen Mann zu stehen. Stattdessen duckt er sich, und als er sieht, wie Bobo die Kufen seiner Schlittschuhe abwinkelt, schiebt er den Puck genau zwischen ihnen hindurch und weicht mit seinem Körper geschickt einem Bodycheck aus.

Mit einem Schritt ist er an Bobo vorbei, mit zweien hat er den Puck eingeholt, und mit dreien hat er die Angriffszone erreicht. Hinter sich hört er Bobo in die Bande krachen, doch jetzt hat er nur noch Augen für den Torwart. Er zieht den Puck erst weit nach rechts rüber, dann nach links und wieder nach rechts, während er auf eine Seitwärtsbewegung des Torwarts wartet. Er wartet lange, bis er endlich sieht, wie die Kufen seiner Schlittschuhe ihren Winkel um wenige Millimeter verändern, dann schießt er den Puck mitten in der Bewegung in die andere Ecke. Gegen die Laufrichtung. Das Netz beginnt zu schwingen, als der Puck im Tor landet.

Ein Löwe unter Bären.

Bobo nimmt blind vor Wut von der anderen Seite des Spielfelds aus Anlauf, und obwohl er einer der schlechtesten Eisläufer der Mannschaft ist, hat er dennoch genügend Fahrt drauf und das nötige Körpergewicht, um Amat mit erhobenem Schläger krankenhausreif schlagen zu können, sobald er ihn erreicht. Allerdings hört er die kurzen schnellen Abdrücke der Kufen schräg

hinter sich nicht, so dass ihn der Schmerz in seinem Kiefer geradezu überwältigt, als ihn die Schulter rammt.

Ein Stück entfernt sackt Amat vor Erschöpfung, aber unangetastet auf dem Eis in sich zusammen. Bobo liegt auf dem Rücken und schaut blinzelnd zu den Lampen an der Decke auf, als sich Benjis Gesicht über ihn beugt.

»Es reicht, Bobo«, sagt er.

Bobo nickt verlegen. Benji hilft ihm wieder auf die Beine und reibt sich genervt die Schulter.

Das Geräusch, das entsteht, wenn ein Puck das Netz trifft, kann das schönste der Welt sein, wenn man fünfzehn ist. Mit zweiunddreißig allerdings auch.

»Setz ihn für morgen auf die Liste«, sagt David zu Bengt und verlässt die Box.

Als die Junioren die Kabine ansteuern, liegt Amat noch immer auf dem Eis. Bengts Stimme erreicht ihn wie durch einen dicken breiigen Nebel hindurch: »Sammel die Pucks und die Kegel ein. Normalerweise erteile ich allen Jungs am Abend vor dem Spiel Fickverbot, aber du wirst ja wohl kaum noch jemanden ficken. Komm mir ja nicht auch nur auf die Idee, dir einen runterzuholen, du sollst nämlich morgen spielen.«

Der Junge braucht eine geschlagene Stunde, um erst auf allen vieren kriechend und schließlich stolpernd in die Umkleide zurückzugelangen, die mittlerweile leer ist. Die Heizkörper sind bereits ausgeschaltet. Seine Schuhe sind zerschnitten, und all seine Klamotten liegen klitschnass auf dem Fußboden in der Dusche. Es ist der schönste Tag seines Lebens.

14

Heute ist Samstag, und heute wird alles auf einmal passieren. Das Allerbeste und das Allerschlimmste.

Es ist Viertel vor sechs am Morgen, als Maya den Medizinschrank in der Küche nach Schmerztabletten durchsucht. Als sie wieder in ihr Bett zurückkehrt und sich neben Ana kuschelt, fühlt sie sich fiebrig und verschnupft. Sie ist schon fast wieder eingeschlafen, als Ana nach ihr tritt und verschlafen murmelt: »Spiel was für mich.«

»Still jetzt.«

»Spiel was für mich!«

Maya brummt: »Jetzt mal eine Frage für dich: dass ich jedes Mal Gitarre spiele, wenn du möchtest, oder dass ICH DICH *NICHT* IRGENDWANN DAMIT ERSCHLAGE!?«

Ana ist eine ganze Weile lang eingeschnappt. Dann berührt sie mit ihren ständig eiskalten Zehen behutsam Mayas Oberschenkel.

»Bitte!«

Maya gibt auf und spielt, denn Ana liebt es, zum Klang dieser Gitarre einzuschlafen, und Maya liebt sie. Das Letzte, was Maya denkt, bevor sie selbst hustend und mit Kopfschmerzen wieder einschläft, ist, dass sie sich fühlt, als sollte sie besser den ganzen Tag im Bett bleiben.

Sie wird sich noch wünschen, es tatsächlich getan zu haben.

Der Hof liegt völlig im Dunkeln, als Peter das kleine Auto vor der Werkstatt neben dem letzten Haus am westlichen Stadtrand abstellt, wo dann unmittelbar der Wald übernimmt. Er hat in der Nacht nicht mehr als drei unruhige Stunden geschlafen und ist morgens mit einem beklemmenden Gefühl in der Brust aufgewacht.

Galten, sein Freund aus Kindheitstagen, steht in einer schwacherleuchteten Garage gerade über die geöffnete Motorhaube eines Fords gebeugt, der so alt ist, dass es scheint, als wären für seine Reparatur anstelle von Schraubenschlüsseln eher magische Rituale vonnöten. Sein Freund wird schon seit Ewigkeiten Galten genannt, »der Eber«, weil er wie ein Wildschwein Eishockey spielte. Galten ist genauso groß wie Peter, wirkt aber doppelt so breit, und sein Bauch ist seit ihren gemeinsamen Eishockeyjahren vielleicht etwas weicher geworden, doch die Muskeln an seinen Armen und Schultern sehen noch immer stahlhart aus. Er trägt nur ein T-Shirt, obwohl das Garagentor offen steht, und schüttelt Peter die Hand, völlig unbekümmert, dass der sich nirgends den kleisterähnlichen Film aus Öl und Schmutz abwischen kann, der in seiner Handfläche zurückbleibt.

»Sagte Mia nicht, du wolltest ihn schon gestern bringen?«, fragt er grinsend mit einem Blick auf Peters Wagen.

»Wollte ich auch«, gibt Peter zu, während er gegen die aufkommende Panik angesichts des Schmutzes an seinen Fingern ankämpft.

Galten lacht trocken auf, reicht ihm einen Lappen und kratzt sich am Bart, der inzwischen so dick und buschig geworden ist, dass er wie eine Sturmhaube aus Haaren aussieht.

»Ist sie sauer?«

»Na ja, sie war nicht besonders begeistert, so kann man es wohl umschreiben«, gibt Peter zu.

»Möchtest du ’nen Kaffee?«

»Hast du gerade welchen gekocht?«

Galten frotzelt: »Bohnenkaffee? Bist du auf deine alten Tage etwa adlig geworden? In der Ecke steht ’n Wasserkocher und Nescafé.«

»Ist schon okay, danke.«

Galten tätschelt ihm ganz bewusst die Hand, als er an ihm vorbeigeht, und Peter wischt sie sich mit einem irritierten Lächeln am Lappen ab. Nach vierzig Jahren Freundschaft noch immer dieselben Scherze. Galten schnappt sich eine Taschenlampe und geht in den Hof hinaus. Peter folgt ihm und stellt sich fröstelnd und mit einem Gefühl der Bedeutungslosigkeit neben ihn, wie es nur ein Mann empfinden kann, der einem anderen Mann aus derselben Generation dabei zuschaut, wie er das kaputte Auto seiner Ehefrau inspiziert. Kurz darauf richtet sich Galten wieder auf und erspart Peter die Fachbegriffe: »Nur ’ne Kleinigkeit. Das kann Bobo gleich erledigen, wenn er aufwacht. Du kannst ihn gegen neun wieder abholen.«

Dann geht er zurück in die Garage und schraubt zerstreut einen Reifen vom Ford ab, was in Peters Augen ungefähr genauso leicht aussieht, wie wenn er selbst Wellpappe in einen Altpapierbehälter befördert. Bobo hat sowohl die brutale Kraft seines Vaters als leider auch dessen bescheidene Eislaufkünste geerbt. Galten war zu seiner Zeit zwar ein angsteinflößender Verteidiger, aber eben auch ein miserabler Eisläufer. Sune seufzte immer wieder: »Der Junge schafft es sogar, über die blaue Linie zu stolpern.«

»Vielleicht solltest du Bobo heute lieber ausschlafen lassen. Am Abend findet schließlich das große Spiel statt«, meint Peter.

Galten zieht eine Augenbraue hoch, ohne seinen Blick zu heben, und fährt sich mit der Hand übers Gesicht, um den Schweiß wegzuwischen, wobei er mehrere glänzende Ölschlieren auf seinem Bart hinterlässt.

»Das Auto zu reparieren dauert zwei Stunden. Wenn du es gegen neun holst, braucht Bobo nicht vor sieben anzufangen. Dann kann er doch ausschlafen.«

Peter öffnet den Mund, sagt jedoch nichts. Ein Eishockeyspiel ist schließlich nur ein Eishockeyspiel, und morgen muss die Familie wieder an ihr Auskommen denken. Außerdem ist Bobo zwar ein solider Verteidiger, aber er hat nicht annähernd das Potential zum Profi. Im Haus gibt es darüber hinaus noch zwei jüngere Geschwister, und die Weltwirtschaft wartet nicht auf sie. Bären scheißen in den Wald, und alle anderen scheißen auf Björnstadt.

Galten bietet Peter an, ihn nach Hause zu fahren, doch der geht lieber zu Fuß, um seine Nerven zu beruhigen. Auf dem Rückweg kommt er erst an der Fabrik vorbei, in der immer weniger Menschen arbeiten, und danach am großen Supermarkt, der alle kleinen Läden verdrängt hat. Von dort aus nimmt er den Weg in den Ortskern und biegt in die Einkaufsstraße ein, die ebenfalls mit jeder Saison kürzer wird.

Ramona ist bereits übers Rentenalter hinaus, aber das Schöne am Besitz einer eigenen Kneipe ist, dass niemand einen zwingen kann, seinen Job aufzugeben. Der »Bärenpelz« gehört ihr schon, seit sie ihn von ihrer Mutter übernommen hat, und davor gehörte er ihrem Großvater. Innen sieht es im Großen und Ganzen noch genauso aus wie früher, abgesehen davon, dass ihr Großvater drinnen geraucht hat und Ramona es draußen tut. Jeweils drei schon vorm Frühstück, wobei sie eine an der erlöschenden Glut der vorhergehenden anzündet. Die Jungs, die jeden Abend hier Billard spielen und Bier trinken, das sie anschreiben lassen, nennen sie zärtlich »die Marlboro-Mama«. Sie hat keine eigenen Kinder, denn Holger konnte keine zeugen und brauchte es vielleicht auch nicht, denn die einzige Familie, die

ihm neben Ramona etwas bedeutete, war, wie er sagte, die Sportfamilie. Jemand fragte ihn einmal, ob es irgendeinen Sport gebe, der ihm nicht gefalle, woraufhin er antwortete: »Ja, Politik, das sollten sie nicht mehr im Fernsehen zeigen.« Wenn ihr Haus in Flammen aufgegangen wäre, hätte er zuallererst Ramona gerettet, die wiederum dafür gesorgt hätte, dabei die Saisonkarten für Björnstadt Eishockey in den Händen zu halten. Dieser verrückte Sport war genau ihr beider Ding. Sein lautestes Lachen und seinen herzlichsten Griff um ihre Hände hat Holger auf der Tribüne zurückgelassen. Sie war diejenige, die rauchte, aber er bekam Krebs. »Ich leide unter einer paradoxen Krankheit«, verkündete er sorglos. Ramona verbietet jedem zu erwähnen, dass er »gestorben ist«, und sagt stattdessen, dass er sie verlassen habe, weil sie es so sieht, wie einen Verrat. Als er nicht mehr da war, stand sie wie ein nackter Baumstamm ohne Rinde schutzlos draußen im Schnee.

Doch sie hat gelernt, die Tage herumzubringen, wie die meisten Menschen es irgendwann lernen. Sobald die Nachmittagsschicht in der Fabrik endet, füllt sich die Kneipe mit jungen Männern, die sie nur »die Jungs« nennt, während die Polizei und der Klub sie weitaus negativer titulieren. Sie sind durchaus gewaltbereit, aber sie lieben Ramona, wie nur Holger sie geliebt hat, und sie weiß auch, dass sie sie mitunter zu sehr in Schutz nimmt. Björnstadt bringt hartgesottene Menschen hervor, und die Lebensbedingungen im Ort haben ihre Jungs nicht unbedingt sanfter gestimmt, aber sie verkörpern das Letzte, was ihr von Holger geblieben ist, und erinnern sie an ihn, jedenfalls soweit sie es zulassen kann.

Der Tod bewirkt bei liebenden Seelen oft seltsame und nur schwer begreifliche Dinge. Ramona wohnt noch immer in der Wohnung über der Kneipe, und ein paar der Jungs, die als Gabelstaplerfahrer das Lager des Supermarkts befüllen, kaufen dort für sie ein, seit der kleine

Lebensmittelladen auf der anderen Straßenseite direkt gegenüber pleitegegangen ist, denn weiter als bis zum Aschenbecher vor der Haustür bewegt sich die alte Frau nicht mehr. Elf Jahre sind mittlerweile vergangen, seit Holger sie verlassen hat, und seitdem bleiben bei jedem Spiel der ersten Mannschaft zwei Plätze auf der Tribüne leer, auch wenn die Eishalle restlos ausverkauft ist.

Peter sieht sie schon von weitem, und sie wartet auf ihn.

»Sucht der Herr nach etwas?«, fragt Ramona.

Sie ist zwar älter geworden, aber dennoch ist sie genau wie ihre Kneipe irgendwie dieselbe geblieben. Diejenigen, denen es nicht gefällt, dass der »Bärenpelz« den Säufern abends eine Freistatt bietet, reden von ihr als einer aufmüpfigen Greisin mit sozialen Phobien, die auf dem besten Weg ist, den Verstand zu verlieren. Doch auch wenn Peter ihr mittlerweile nur noch selten begegnet, hat er jedes Mal, wenn er die Kneipe betritt, das Gefühl, nach einer langen Reise nach Hause zu kommen.

»Weiß er noch nicht genau«, antwortet Peter lächelnd.

»Nervös vor dem Spiel?«

Darauf braucht er nicht zu antworten. Sie tritt den Stummel ihrer dritten Zigarette unterm Schuh aus, befördert die Kippe in die Schachtel und schlägt vor: »Whisky?«

Peter schaut zum Himmel hinauf. Bald wird die Stadt erwachen, und es scheint, als würde sich heute früh sogar die Sonne zeigen. Alle Bewohner des Ortes stehen an diesem Morgen mit dem Traum auf, dass ein Spiel der Juniorenmannschaft alles verändern wird. Wird es die Bezirksverwaltung dazu bringen, den Blick wieder in Richtung Wald zu lenken und hier ein Leistungszentrum und vielleicht sogar ein Shoppingcenter zu errichten? Und dann die Wegbeschreibung zu ändern von »Wenn Sie nach Björnstadt

kommen, sind Sie zu weit gefahren« in »Folgen Sie einfach der Hauptstraße vorbei an Hed«. Peter hat schon so viel Zeit damit verbracht, andere davon zu überzeugen, dass er nicht mehr weiß, ob er selbst noch daran glaubt.

»Ich nehme gern eine Tasse Kaffee«, antwortet er schließlich.

Ramona kichert heiser und bewegt ihren gebrechlichen Körper die Treppe hinunter und in die Kneipe hinein.

»So ist das wohl mit Söhnen von whiskyliebenden Vätern: Entweder trinken sie dauernd oder gar nicht. In solchen Familien gibt es keine goldene Mitte.«

Peter war vor seinem achtzehnten Lebensjahr öfter im »Bärenpelz« als danach. Damals musste er regelmäßig seinen Vater nach Hause holen und ihm mitunter auch helfen, einen Schuldeneintreiber aus Hed niederzuschlagen, wenn er schon einmal da war. Heute sieht es drinnen noch genauso aus wie früher. Es riecht zwar etwas weniger nach Rauch, doch im Hinblick auf die sonstigen Gerüche in Kellerbars muss dies nicht unbedingt von Vorteil sein. Jetzt am frühen Morgen ist die Kneipe verständlicherweise leer, aber Peter ist noch nie abends hierhergekommen, denn dies ist kein gesundheitsfördernder Ort für den Sportdirektor einer ersten Mannschaft, die hinter ihren Möglichkeiten zurückbleibt. Die alten Männer in der Kneipe haben immer viel zu sagen gehabt, aber von den jüngeren muss man manchmal mehr als harte Worte erdulden. Im Ort gibt es eine gewisse Klientel von Männern mit unterschwelligem Gewaltpotential, was Peter in jungen Jahren nie aufgefallen war, er nach seiner Rückkehr aus Kanada aber umso stärker wahrgenommen hat. Eine Art stumme Wut derer, denen es nicht gelang, ihre Aggressionen entweder beim Eishockey, in der Schule oder bei der Arbeit abzubauen, beziehungsweise die sich nicht darum scherten. Heute werden sie »die

Truppe« genannt, auch wenn niemand je gehört hat, dass sie sich selbst so nennen.

Der Eishockeyfanklub hatte schon immer den Namen »Ursus Arctos«, und offiziell gehören ihm die Männer, die im »Bärenpelz« abhängen, genauso an wie die Rentner, Vorschullehrer und Eltern von Kleinkindern auf den Sitzplätzen der Tribüne. Die »Truppe« existiert auch ohne Mitgliedschaft und Trikots. Die Stadt ist klein genug für große Geheimnisse, doch Peter weiß, dass sie nicht einmal in ihren stärksten Tagen aus mehr als dreißig bis vierzig Leuten besteht, und dennoch muss er bei den Spielen der ersten Mannschaft zusätzlichen Polizeischutz anfordern, um die allgemeine Sicherheit zu garantieren. Schon mehrfach sind aus anderen Städten angeworbene Spieler, die nach Ansicht der »Truppe« keine ihren Gehältern angemessene Leistung auf dem Eis zeigten, unerwartet in Peters Büro aufgetaucht, um ihren Vertrag aufzuheben und dem Ort den Rücken zu kehren. Oder Journalisten der Lokalzeitung, die an einem Tag noch kritische Fragen gestellt hatten, hatten am nächsten Morgen auf unerklärliche Weise jegliches Interesse daran verloren. Die »Truppe« hat den Fans von gegnerischen Mannschaften Angst davor eingeflößt, nach Björnstadt zu kommen, aber leider auch den Sponsoren. Die jungen Männer im Alter um die zwanzig, die sich im »Bärenpelz« aufhalten, sind zu den reaktionärsten der Gemeinschaft geworden. Sie haben kein Interesse an einem modernen Björnstadt, weil sie wissen, dass ein modernes Björnstadt sie nicht haben will.

Ramona schiebt die Kaffeetasse über die Theke und klopft aufs Holz.

»Möchtest du was loswerden?«

Peter kratzt sich am Haaransatz. Die Marlboro-Mama war schon immer die beste Psychologin in Björnstadt, auch wenn ihr Standardrezept oftmals lautet: »Jetzt reiß dich zusammen. Es gibt andere, die schlechter dran sind.«

»Mir geht nur grad so viel im Kopf herum.«

Er lässt seinen Blick über die Wände schweifen, die mit Spielertrikots und Fotos, Wimpeln und Fanschals zugepflastert sind.

»Wann hast du zuletzt ein Spiel gesehen, Ramona?«

»Nicht mehr, seit Holger mich verlassen hat. Das weißt du doch, Junge.«

Peter dreht die Tasse zwischen den Fingern und schiebt eine Hand in die Hosentasche, um sein Portemonnaie zu zücken. Als Ramona abwinkt, legt er dennoch Geld auf den Tresen.

»Wenn du es nicht für den Kaffee haben willst, kannst du es ja in den Fonds legen.«

Sie nickt dankbar und nimmt die Kronenscheine an sich. Der Fonds ist die Kasse, die in ihrem Schlafzimmer steht und aus der sie immer dann Geld herausnimmt, wenn einer ihrer Jungs arbeitslos wird und die Zeche nicht mehr bezahlen kann.

»Ein alter Kamerad aus deinem Block kann es gut gebrauchen. Robert Holts haben sie nämlich aus der Fabrik entlassen, und er hängt zu oft hier herum.«

»Oje«, murmelt Peter, weil er nicht weiß, was er sonst sagen soll. Er hat sowohl in Kanada als auch später, nachdem er wieder zurückgekehrt ist, mehrfach daran gedacht, Robban anzurufen. Aber Gedanken zählen nicht. Zwanzig Jahre sind eine zu lange Zeit, um mühelos wieder miteinander ins Gespräch zu kommen. Sollte er ihn um Entschuldigung bitten? Aber wofür? Und wie? Er lässt seinen Blick erneut über die Wände schweifen.

»Tja, Eishockey. Findest du diesen Sport nicht auch manchmal merkwürdig, Ramona? Allein schon die Regeln und das Spielfeld … wer denkt sich so was eigentlich aus?«

»Vielleicht jemand, der Männern, die im betrunkenen Zustand wild um sich schießen würden, ein etwas weniger gemeingefährliches Hobby

ermöglichen will?«, schlägt die betagte Wirtin vor.

»Ich meine ja nur … verflucht … es klingt vielleicht völlig verrückt, aber findest du nicht auch manchmal, dass wir diesen Sport einfach zu ernst nehmen? Und die Junioren zu stark unter Druck setzen? Sie sind schließlich fast noch … Kinder.«

Ramona schenkt sich selbst Whisky ein. Das Frühstück ist immer noch die wichtigste Mahlzeit am Tag.

»Es hängt wohl davon ab, was uns an den Kindern gelegen ist. Und was den Kindern am Eishockey gelegen ist.«

Peter umschließt seine Tasse fester.

»Und was ist uns an ihnen gelegen, Ramona? Was kann der Sport uns vermitteln? Wir widmen ihm unser ganzes Leben, und worauf können wir im besten Fall hoffen? Auf einige wenige Augenblicke … ein paar Siege, ein paar Sekunden, in denen wir uns größer fühlen, als wir eigentlich sind, und vereinzelte Momente, in denen wir uns sogar einbilden … unsterblich zu sein. Das ist doch eine Lüge. So wichtig ist es doch auch wieder nicht.«

Nach dieser Aussage breitet sich Stille zwischen ihnen aus. Erst als Peter die leere Tasse über die Theke zurückschiebt und aufsteht, um wieder zu gehen, kippt die alte Witwe den letzten Schluck aus ihrem Glas hinunter und grummelt: »Das Einzige, was der Sport uns gibt, ist der Augenblick. Aber was zum Teufel macht denn das Leben aus, wenn nicht diese Augenblicke, Peter?«

Wie gesagt, die beste Psychologin der ganzen Stadt.

Mira sammelt Leos Schutzausrüstung zusammen, faltet seine Wäsche, packt seine Sporttasche und stellt sie in den Flur. Er ist schon zwölf, und sie weiß, dass er es eigentlich selbst machen könnte, aber sie weiß auch, dass

sie ihn zum Training fahren und womöglich schnurstracks wieder zurückfahren muss, um die Sachen, die er vergessen hat, zu holen, wenn er selbst packen würde. Als sie damit fertig ist, hat sie noch Zeit, um sich für eine halbe Stunde an ihren Computer zu setzen. Als Leo noch in die Grundschule ging, berichtete ihr seine Lehrerin bei einem Gespräch über die Entwicklung ihres Sohnes einmal, was er auf die Frage nach den Berufen seiner Eltern geantwortet hatte: »Mein Papa hat mit Eishockey zu tun, und meine Mutter schreibt Mails.«

Sie setzt Kaffee auf, hakt diverse Punkte auf ihren To-do-Listen und im Kalender ab und atmet angesichts des starken Drucks auf dem Brustkorb tief durch. »Angststörung«, diagnostizierte die Psychologin vor einem halben Jahr, was zur Folge hatte, dass Mira nicht mehr hinging, weil sie sich zu sehr schämte. Als wäre das Leben, das sie führte, nicht glücklich genug, als wäre sie nicht zufrieden. Wie sollte sie dieses Wort nur ihrer Familie erklären? »Angststörung«, was bedeutet das überhaupt? Rechtsanwältin, Ehefrau des Sportdirektors, Eishockeymutter; sie liebt alle drei Rollen, weiß Gott, aber wenn sie mit dem Auto im Wald in die eine oder andere Richtung unterwegs ist, hält sie manchmal irgendwo an und bleibt im Dunkeln darin sitzen, um zu weinen. Dann erinnert sie sich an ihre eigene Mutter und daran, wie diese die Tränen ihrer Kinder getrocknet und ihnen zugeflüstert hat: »Niemand hat gesagt, dass das Leben leicht ist.« Mutter zu sein, das kommt ihr immer so vor wie eine zu kleine Wolldecke. Wie weit man sie auch auszubreiten versucht, darunter friert immer jemand.

Sie weckt Leo gegen acht; sein Frühstück steht bereits auf dem Tisch, und in einer halben Stunde wird sie ihn zum Training fahren. Danach fährt sie wieder zurück nach Hause und holt Ana und Maya ab, damit sie während des Juniorenspiels zu dritt die Cafeteria schmeißen. Dann wird sie Leo zu einem Freund und Maya höchstwahrscheinlich zu einer Freundin

bringen. Mira hofft darauf, dass Peter rechtzeitig aus dem Büro kommt, damit sie danach noch ein Glas Wein zusammen trinken und vielleicht ein Stück aufgetaute Lasagne dazu essen können, bevor er vor Erschöpfung einschläft, während sie noch bis Mitternacht aufbleibt und einen Teil ihrer E-Mails beantwortet, womit sie nie ganz nachkommt. Morgen ist Sonntag, da müssen die Eishockeyklamotten gewaschen, die Sporttaschen neu gepackt und ihre beiden Kinder geweckt werden. Am Montag muss sie wieder in die Kanzlei, wo es in der letzten Zeit ziemlich unbefriedigend lief. Seit sie den Partnerposten abgelehnt hat, sind die Anforderungen an sie paradoxerweise gestiegen. Ihr ist zwar bewusst, dass sie morgens als Letzte ins Büro kommen und nachmittags als Erste wieder gehen kann, weil sie ihre Arbeit am schnellsten erledigt, aber es ist schon lange her, dass sie von sich selbst den Eindruck hatte, die Beste zu sein. Sie hat nie ausreichend Zeit und genügt einfach nicht.

Als die Kinder noch klein waren, hat sie viele andere Eltern dabei beobachtet, wie sie auf der Tribüne in der Eishalle fast die Nerven verloren, ohne es nachvollziehen zu können, aber jetzt versteht sie sie. Die Hobbys der Kinder sind nicht länger nur deren Hobbys, denn ihre Eltern investieren Jahr für Jahr so viele Stunden und opfern so viel anderes. Außerdem bezahlen sie Unsummen, so dass sich deren Bedeutung mit der Zeit auch in die Gehirne der Erwachsenen einbrennt, bis sie schließlich etwas völlig anderes symbolisieren und nicht zuletzt ihr eigenes Scheitern kompensieren oder auch verstärken. Mira weiß, dass es albern klingt, denn ihr ist schließlich klar, dass es nur um ein albernes Spiel in einem albernen Sport geht, aber tief in ihrem Inneren ist sie ebenfalls nervös, so dass der Druck auf ihrem Brustkorb heute eher Peter, den Junioren, dem Klub und der Stadt geschuldet ist. Denn in ihrem Inneren würde sie auch gern wieder einmal einen Sieg verbuchen.

Sie geht an Mayas Zimmer vorbei und sammelt deren Kleidungsstücke vom Fußboden auf, und als ihre Tochter im Schlaf wimmert, legt sie prüfend eine Hand auf ihre Stirn. Sie fühlt sich heiß an. In wenigen Stunden wird Mira überrascht sein, dass ihre Tochter freiwillig und fast beflissen trotzdem darauf besteht, in die Eishalle mitzufahren. Ausgerechnet sie, die sonst beim geringsten Anlass die Märtyrerin spielt, um nicht zum Eishockey gehen zu müssen.

Im Nachhinein wird sich die Mutter allerdings tausendmal wünschen, ihre Tochter dazu gezwungen zu haben, zu Hause zu bleiben.

15

Es gibt vieles, was Menschen weh tut, ohne dass man wüsste, warum. Angst kann eine Art innere Schwerkraft sein, die die Seele schrumpfen lässt. Benji konnte schon immer gut ein-, aber nicht durchschlafen, und am Spieltag wacht er schon frühmorgens auf, allerdings nicht aus Nervosität. Er radelt von zu Hause los, noch bevor seine Mutter wach ist, stellt sein Fahrrad am Waldrand ab und legt die letzten Kilometer bis zu Adris Hundezucht zu Fuß zurück. Dort angekommen, setzt er sich in den Hof und streichelt die Hunde, bis Katia und Gaby, seine beiden anderen Schwestern, ebenfalls auftauchen. Sie küssen ihren kleinen Bruder aufs Haar. Dann kommt seine älteste Schwester heraus, schlägt ihm mit der Handfläche heftig in den Nacken und fragt, ob es stimmt, dass sie die Lehrerin »Zuckerpussy« genannt haben. Er lügt Adri niemals an. Sie schlägt ihm erneut in den Nacken und küsst ihn dann ebenso innig, während sie ihm zuflüstert, dass sie ihn liebt und niemals zulassen würde, dass ihm etwas geschieht, aber wenn sie noch einmal zu hören bekäme, dass sie eine Lehrerin so nennen, würde sie ihn erschlagen.

Die vier Geschwister frühstücken, umgeben von Hunden, ohne viel zu reden. Sie tun dies einmal im Jahr und halten frühmorgens schweigend eine kleine Gedenkstunde ab, damit ihre Mutter nichts davon erfährt, denn die hat ihrem Ehemann nie verziehen. Benji war noch zu klein, um ihn dafür zu hassen, und seine drei Schwestern befinden sich irgendwo dazwischen. Alle fechten ihren eigenen inneren Kampf aus. Als Benji aufsteht, bittet er keine der drei, ihn zu begleiten, und sie fragen auch nicht, wo er hinwill. Sie

küssen ihn nur noch einmal aufs Haar, eine nach der anderen, und sagen ihm, dass er ein Idiot ist und dass sie ihn vergöttern.

Er stapft durch den Schnee zurück zu seinem Fahrrad und fährt damit zum Friedhof, wo er sich mit dem Rücken an Alan Ovichs Grabstein gelehnt auf die Erde setzt und Gras raucht, bis der Schmerz erträglich genug wird, um seine Tränen fließen zu lassen. Die Fingerkuppen des Jungen gleiten tastend über die verwitterten Buchstaben des Namenszugs im Stein. An diesem Tag vor fünfzehn Jahren holte Alan an einem frühen Morgen im März sein Jagdgewehr aus dem Waffenschrank, noch bevor die Familie aufwachte. Dann ging er unter der Last seines Schmerzes geradewegs in den Wald hinaus. Es tut nichts zur Sache, wie oft man es einem Kind erklärt. Niemand verliert auf diese Weise einen Elternteil, ohne davon überzeugt zu sein, dass alle Erwachsenen lügen, wenn sie sagen: »Es war nicht deine Schuld.«

So vieles tut dem Menschen weh. Und die Seele schrumpft.

Es geht auf die Mittagszeit zu. Kevin ist im Garten und dribbelt mit kontrollierten Bewegungen einen Puck in komplizierten Mustern zwischen vierzig auf der Eisfläche aufgestellten Glasflaschen hin und her. Für die anderen sieht Kevins Spielweise so aus, als ginge alles unbegreiflich schnell, während sich für ihn selbst jede Handgelenksbewegung eher zäh anfühlt, denn für ihn vergeht die Zeit langsamer als für andere, ohne dass er wüsste, warum. Als er klein war, verprügelten ihn die älteren Kinder, weil er zu gut war, bis eines Tages Benji beim Training auftauchte. Die beiden übernachteten mehrere Monate lang beieinander und lasen mit Taschenlampen unter der Bettdecke die ausgelesenen Superhelden-Comics

von Benjis Schwestern – und auf einmal passte alles logisch zusammen, indem sie ihre jeweiligen Superkräfte vereinten.

»Junge?«, unterbricht Kevins Mutter ihren Sohn von der Terrassentür aus und deutet auf ihre Uhr.

Als Kevin auf sie zukommt, streckt sie vorsichtig ihre Hand aus und wischt ihm den Schnee von der Schulter. Sie lässt ihre Hand dabei länger liegen als sonst und sanfter, als er es gewohnt ist. Sie beißt sich auf die Unterlippe.

»Bist du nervös?«

Kevin schüttelt den Kopf. Sie nickt stolz.

»Wir müssen los. Dein Vater hat uns auf eine frühere Maschine nach Madrid umgebucht. Wir setzen dich vorher an der Eishalle ab.«

»Dann schafft ihr es ja vielleicht sogar noch, euch das erste Drittel anzuschauen, oder?«

Er sieht in ihren Augen, dass sie innerlich zerbricht, was sie allerdings nie zugeben würde.

»Wir haben es eilig, Junge, dein Vater muss zu einem wichtigen Kundenmeeting.«

»Es ist eine Golfrunde«, schnaubt Kevin; das ist die größtmögliche Auflehnung gegen seine Mutter, zu der er fähig ist.

Sie antwortet nicht. Kevin weiß, dass es sinnlos ist, weiter zu opponieren, denn in diesem Haus ist die Paradedisziplin nicht Eishockey, sondern sich Gefühle nicht anmerken zu lassen. Erhebt man seine Stimme, hat man schon verloren und bekommt nur ein kurzes »Wenn du rumschreist, kann man nicht mit dir diskutieren« zu hören, und dann wird irgendwo im Haus eine Tür geschlossen. Er geht in Richtung Flur.

Seine Mutter zögert. Sie streckt erneut ihre Hand nach seiner Schulter aus, hält jedoch inne und berührt stattdessen zärtlich seinen Hals. Sie ist die

Chefin eines großen Unternehmens und wird von ihren Mitarbeitern besonders wegen ihrer Feinfühligkeit und Empathie geschätzt, als fiele ihr dies dort leichter, wo sie durch ihren Titel einen sicheren Abstand hat. Jahrelang hat sie sich mit ihren Träumen von all den Dingen schlafen gelegt, die sie später tun würde, wenn sie mehr Zeit hätte. Doch jetzt wacht sie nachts manchmal verzweifelt auf, weil ihr nicht mehr einfällt, wovon sie eigentlich geträumt hat. Sie wollte Kevin gern all das geben, was sie selbst als Kind nicht bekommen hatte, und ging immer davon aus, irgendwann noch genug Zeit zu finden, um mit ihm zu reden und ihm zuzuhören. Doch die Jahre vergingen rasch, und irgendwann zwischen ihren Arbeitszeiten und Kevins Eishockeytraining ist er erwachsen geworden. Sie hat nicht gelernt, wie man mit seinem Kind kommunizieren kann, wenn man den Kopf in den Nacken legen muss, um ihm in die Augen schauen zu können.

»Wir kommen zum Finale!«, verspricht sie ihm, wie nur eine Mutter es sagen kann, die in einer Welt lebt, in der es völlig unwahrscheinlich ist, dass irgendein Endspiel ohne die Teilnahme ihres Sohnes ausgetragen wird.

Die Cafeteria ist noch leer, auch wenn sich die Eishalle allmählich mit Zuschauern füllt. Mira kocht Kaffee und holt Beutel mit Brötchen für Hotdogs aus dem Gefrierschrank. Maya schaut aus dem Fenster.

»Nach wem hältst du denn Ausschau?«, zieht Ana sie auf.

Maya wirft ihr einen strengen Blick zu, woraufhin Ana die Hände vorm Mund zu einem Trichter formt und eine knisternde Flugzeugdurchsage nachahmt: »Meine Damen und Herren, wir müssen Sie leider bitten, während dieses Fluges ihre Snacks nicht zu öffnen, da wir Erdnussallergiker bei uns an Bord haben.«

Maya tritt ihr vors Schienbein. Ana weicht mit einem Sprung aus und knarzt mit derselben Stimme weiter: »Wir können Ihnen aber

MÖGLICHERWEISE erlauben, ganz vorsichtig das Salz von den Erdnüssen abzuleck–«

Mira sieht alles, hört alles und versteht auch fast alles, schweigt jedoch. Eigentlich ist es völlig unmöglich, sein eigenes Kind erwachsen werden zu lassen, doch das Problem besteht darin, dass man keine Wahl hat. Mira war auch einmal fünfzehn, und leider erinnert sie sich noch allzu gut daran, was ihr selbst damals so alles in den Sinn kam.

»Ich hol kurz die Milch aus dem Auto«, sagt sie entschuldigend, als sie sieht, dass Ana gerade etwas sagen will, was weder Mutter noch Tochter in der Gegenwart der jeweils anderen hören wollen.

Kevins Vater sitzt schon im Auto und bittet Kevin, sich auf den Beifahrersitz zu setzen, damit er ihm die Vokabeln für die Englischklausur am Montag abhören kann. Sein Vater strebt immer und überall nach Perfektion. Sein ganzes Leben gleicht einem Schachbrett, und er ist nicht zufrieden, solange er nicht mindestens zwei Züge vor seinem Gegner liegt. »Erfolg darf man nie dem Zufall überlassen. Mit Glück kannst du reich werden, aber nicht erfolgreich«, pflegt er immer zu sagen. Seine Rücksichtslosigkeit in geschäftlichen Belangen jagt den Leuten Angst ein, aber Kevin hat noch nie gesehen, dass er gegen irgendwen seine Hand erhoben oder auch nur jemanden angeschrien hätte. Wenn er will, kann er sogar recht charmant sein, ohne dabei irgendetwas von sich selbst preiszugeben. Er verliert nie die Fassung und regt sich auch nie auf, denn das muss man nicht, wenn man immer schon in der Zukunft lebt. Heute findet ein Eishockeyspiel statt, aber am Montag steht eine Englischklausur an. Immer zwei Tage vorausdenken.

»Meine Aufgabe ist es, dein Vater und nicht dein Freund zu sein«, hat er Kevin erklärt, als dieser vor vielen Jahren einmal erwähnte, dass sich Benjis

Mutter fast all ihre Spiele anschaute. Er musste es noch nicht einmal mit Nachdruck sagen, weil er wusste, dass Kevin ihn schon verstand: Benjis Mutter sponsert den Klub nicht jedes Jahr mit großen Beträgen und sorgt auch nicht dafür, dass die Beleuchtung in der Eishalle funktioniert. Somit hat sie vielleicht etwas mehr Zeit, um sich die Spiele ihres Sohnes anzuschauen.

Benji nimmt den Weg, der vom See wegführt, um in Ruhe eine rauchen zu können, ohne dass es jemand sieht, und damit Lyts Mutter nicht wieder eine Unterschriftensammlung starten muss, wie sie es in der Grundschule einmal getan hat, als Lyt petzte, wie viele Süßigkeiten Benji vertilgte. Lyts Mutter liegt viel an Gerechtigkeit und Gleichbehandlung, solange es genau ihrer Lebensanschauung entspricht. Das gilt allerdings für fast alle Eltern. Benji hatte schon immer den Eindruck, dass man es als erwachsener Mensch in dieser Stadt kaum aushalten kann. Er vergräbt seine Kippe im Schnee, bleibt mit geschlossenen Augen zwischen den Bäumen stehen und erwägt, einfach kehrtzumachen und in die andere Richtung zu gehen. Weg von allem. Ein Auto zu klauen und Björnstadt im Rückspiegel hinter sich zu lassen. Er fragt sich, ob es ihn glücklicher machen würde.

Der Parkplatz vor der Eishalle ist voller Menschen, und Kevins Vater hält ein Stück entfernt mit dem Wagen an.

»Wir haben heute keine Zeit für Smalltalk«, sagt er und nickt den anderen Sponsoren und Eltern auf dem Parkplatz zu, die vom Vermögen der Familie Erdahl ähnlich beeindruckt sind wie ihre Kinder von Kevins Eishockeyfähigkeiten.

Wenn man in einer Familie aufwächst, in der nie über Gefühle gesprochen wird, hört man aus solchen Sätzen feine Nuancen heraus.

Kevins Vater hätte seinen Sohn nicht um Entschuldigung dafür bitten müssen, dass er ihn nicht bis vor den Eingang fährt, tut es aber dennoch ganz bewusst. Sie klopfen einander kurz auf die Schulter, dann steigt Kevin aus.

»Wir hören hinterher voneinander«, sagt Kevins Vater.

Kevin ruft ihn nach allen Spielen unverzüglich an. Es gibt Väter, die fragen: »Habt ihr gewonnen?«, aber Kevins Vater fragt: »Wie hoch habt ihr gewonnen?« Kevin beobachtet ihn immer dabei, wie er sich Notizen macht, und ein ganzes Areal im Keller des Hauses ist für fein säuberlich gestapelte Kisten reserviert, die mit dicken Notizblöcken gefüllt sind. Über jedes Spiel, an dem Kevin teilgenommen hat, seit er ein kleiner Junge war, wurde sorgfältig Statistik geführt. Es gibt ganz sicher Leute, die es falsch finden, den Sohn zu fragen »Wie viele Tore hast du geschossen?« anstatt »Hast du auch ein Tor geschossen?«, aber sowohl Kevins Vater als auch Kevin selbst würden dazu nur folgende Gegenfrage stellen: »Und wie viele Tore schießen eure Söhne?«

Kevin fragt seinen Vater nicht, ob sie es womöglich noch schaffen, sich das erste Drittel anzuschauen, sondern schließt die Beifahrertür und wirft sich seine Sporttasche über die Schulter, als wäre heute irgendein beliebiger Samstag. Doch als das Auto wendet, dreht er sich um und schaut ihm nach, bis es verschwunden ist. Um ihn herum auf dem Parkplatz stehen mehr Eltern als Spieler. Und für sie alle ist heute kein beliebiger Samstag.

Kevins Mutter dreht sich aus irgendeinem Grund um und schaut durch die Heckscheibe, was sie normalerweise nicht tut, denn genau wie ihr Mann legt auch sie großen Wert darauf, nicht sentimental zu werden und Kevin Selbständigkeit beizubringen. Sie haben gesehen, wie die verwöhnten Kinder aus den Nachbarhäusern auf der Anhöhe zu triumphierendem

Mittelmaß heranwuchsen; unselbständige Jammerlappen, die ihr Leben lang an die Hand genommen werden müssen, und das wollen sie Kevin nicht antun. Auch wenn es mal weh tut, und auch wenn Kevin damals im Grundschulalter den ganzen Weg in der Dunkelheit von Hed aus allein zurücklaufen musste, weil sein Vater ihm zeigen wollte, was für Konsequenzen es hat, wenn man zu spät kommt. Und auch wenn seine Mutter sich schlafend stellen musste, als ihr Junge nach Hause kam, und still in ihr Kissen weinte. Das, was für die Eltern bequem ist, muss noch lange nicht das Beste fürs Kind sein, davon sind sie überzeugt, und Kevin ist stark geworden, weil sie ihm all dies nicht erspart haben.

Doch seine Mutter wird den Blick ihres Sohnes dort auf dem Parkplatz, als er ihnen nachgeschaut hat, für immer in Erinnerung behalten. Am wichtigsten Tag seines Lebens ist er der einsamste Junge auf der Welt.

Amat tut so, als käme er rein zufällig an der Cafeteria vorbei, was ihm ungefähr so gut gelingt, wie so zu tun, als hätte er seinem besten Freund aus Versehen gerade das Eis weggegessen. Mira ist in die Gegenrichtung unterwegs, begrüßt ihn jedoch fröhlich und sagt viel zu laut: »Hallo, Amat! Suchst du nach Maya?«

Amat kommt sich in dieser Situation definitiv nicht gerade wie James Bond vor. Mira deutet hilfsbereit in Richtung Cafeteria und verschwindet auf der Treppe nach unten, wo sie sich noch einmal umdreht und ruft: »Viel Glück heute!«

Dann spannt sie ihre Gesichtsmuskeln an und brummt dramatisch wie die anderen Fünfzehnjährigen, die sie in der Stadt gehört hat, als sie einander Glück wünschten: »Töte sie!«

Amat lächelt verlegen. Mira hört, wie sich Ana und Maya hinten in der Cafeteria in eine hitzige Diskussion steigern, und Mira beeilt sich, die

Treppe hinunterzugelangen, bevor eines der Mädchen noch irgendeine Bemerkung über Jungs macht, die das mütterliche Gehirn nachher mit Wasser, Seife und beträchtlichen Mengen Riesling wieder wegspülen müsste.

Benji steht unvermittelt neben Kevin, ohne dass der ihn hat kommen hören. Er legt seinem Freund die Hand auf die Schulter und verliert kein Wort über Kevins feuchte Augen. Kevin erwähnt im Gegenzug nichts von Jahrestagen und Friedhöfen. Das war auch nie nötig. Sie schauen einander nur in die Augen und sagen das, was sie vor einem Spiel immer sagen: »Was ist das Zweitgeilste auf der Welt, Kev?« Als Kevin nicht sofort antwortet, rammt Benji ihm seinen Ellenbogen in die Magengrube. »Was ist das ZWEITgeilste, was es gibt, Superstar?«

»Ficken …«, antwortet Kevin lächelnd.

»Aber zuerst werden du und ich in diese Eishalle gehen und das GEILSTE machen, was es gibt!«, brüllt Benji und schwingt seine Sporttasche in so hohem Bogen durch die Luft, dass Kevin sich ducken muss.

Als sie in Richtung Umkleideraum gehen, zieht Kevin eine Augenbraue hoch und fragt: »Bist du schon auf der Toilette gewesen, Benjamin?«

Als sie noch kleiner waren und eines ihrer ersten Spiele bestritten, hat sich Benji einmal auf der Spielerbank in die Hose gemacht. Nicht, weil er es nicht rechtzeitig bis zur Toilette geschafft hätte, sondern weil einer der Jungs aus der gegnerischen Mannschaft während des gesamten Spiels versuchte, Kevin zu foulen, und Benji sich weigerte, die Box zu verlassen, um keinen fliegenden Wechsel zu verpassen und Kevin auf dem Eis nicht ungeschützt zu lassen.

Benji lacht auf. Kevin ebenfalls. Dann nehmen sie ihre Schläger und gehen los, um sich dem Geilsten zu widmen, was es auf der Welt gibt.

»Hast du die neuen Songs schon gehört? Die sind völlig CRAZY! Da wird man schon vom Zuhören high!«, lacht Ana.

»Kapier es doch endlich! Ich mag kein Techno!«, brüllt Maya.

»Das ist auch kein TECHNO! Das ist HOUSE!«, ruft Ana gekränkt.

»Was auch immer. Ich mag nur Musik, bei der wenigstens EINER ein Instrument spielt und der Text aus mindestens FÜNF Worten besteht.«

»O Mann, wann hörst du endlich mal was, was nicht wie ’n Selbstmordsoundtrack klingt?«, fragt Ana und lässt sich die Haare ins Gesicht fallen, während sie mit unendlich langsamen Luftgitarrenakkorden und hingestöhntem Text Mayas Musikgeschmack nachahmt: »I’m so sad, wanna die, because my music suuucks …«

Maya lacht laut los und kontert mit einer in der Luft wedelnden Faust und den Fingern der anderen Hand auf einem unsichtbaren Laptop: »Okay, und dein Musikgeschmack klingt so: ›Untz-untz-untz … DRUGS! YEAH! Untz-untz-untz!‹«

Amat räuspert sich neben ihnen. Mittlerweile hüpfen sie wild in der Cafeteria herum, bis Ana einen ganzen Stapel Kisten mit Gummibärchen umstößt und Maya vor Lachen losbrüllt.

»Äh … alles okay mit euch?«, fragt Amat.

»Wir sind einfach nur sehr musisch interessiert«, antwortet Maya grinsend.

»Okay … ich … du weißt schon, ich bin nur grad vorbeigekommen, ich … darf heute vielleicht spielen«, sagt Amat.

Maya nickt. »Hab schon gehört. Glückwunsch.«

»Wahrscheinlich sitz ich sowieso die meiste Zeit nur auf der Ersatzbank. Aber ich bin … in … der Mannschaft … ich … aber wenn du hinterher noch nichts vorhast, dann … ich dachte, ich wollte fragen, ob wir … oder ob du … mit mir …«

Ana rutscht auf zwei Tüten Gummibärchen aus und stößt dabei fast den Kühlschrank mit den Softdrinks um. Maya lacht so hysterisch, dass sie sich fast übergeben muss.

»Sorry, Amat, was hast du gesagt?«

Amat will gerade antworten, kommt jedoch nicht dazu, denn plötzlich steht Kevin neben ihm, dem es völlig egal ist, ob es so aussieht, als sei er gerade zufällig vorbeigekommen. Er ist wegen Maya hier. Als sie ihn erblickt, hört sie abrupt auf zu lachen.

»Hi«, sagt er.

»Hi«, erwidert sie.

»Du heißt Maya, oder?«

Sie nickt abwartend und mustert ihn von oben bis unten.

»Ja. Und wie heißt du?«

Es dauert ein paar Sekunden, bis Kevin begreift, dass sie ihn auf den Arm nimmt. Alle in Björnstadt wissen schließlich, wer er ist. Dann lacht er auch.

»Ephraim von und zu Shitmagnet, zu Ihren Diensten.«

Er verbeugt sich theatralisch – er, der sonst nie herumalbert –, und sie lacht. Amat steht daneben und ärgert sich wahnsinnig darüber, dass ihr Lachen nicht ihm gilt, denn es gefällt ihm verdammt gut. Kevin betrachtet Maya fasziniert.

»Ich geb heut Abend ’n Mannschaftsfest bei mir zu Hause, um unseren Sieg zu feiern. Meine Eltern sind verreist.«

Maya zieht skeptisch eine Augenbraue hoch.

»Du scheinst dir ja ziemlich sicher zu sein, dass ihr gewinnt.«

Kevin sieht aus, als verstünde er ihren Einwand nicht.

»Ich siege immer.«

»So, so, tust du das, Ephraim Shitmagnet?«, fragt Maya lachend.

»VON UND ZU Shitmagnet, wenn ich bitten darf«, entgegnet Kevin lächelnd.

Maya lacht los.

Ana rappelt sich wieder vom Fußboden hoch und richtet verlegen ihre Frisur. »Kommt … Benji auch zum Fest?«

Maya verpasst ihr einen Tritt gegen das Schienbein.

Kevin nickt Maya zufrieden zu. »Na also. Bring deine Freundin mit. Wird bestimmt lustig.« Dann wendet er sich erstmalig an Amat und ruft aus: »Du kommst doch auch, oder? Bist ja jetzt schließlich ’n Teil der Mannschaft!«

Amat bemüht sich, selbstsicher dreinzublicken. Kevin ist zwei Jahre älter als er, und wenn sie nebeneinanderstehen, sieht man es überdeutlich.

»Kann ich auch einen Freund mitbringen?«, fragt er leise.

»Sorry, Ahmed! Das ist leider nur ’n Mannschaftsfest, das kapierst du doch, oder?«, entgegnet Kevin und klopft ihm freundschaftlich auf den Rücken.

»Ich heiße Amat«, sagt Amat, aber Kevin ist bereits gegangen.

Maya und Ana verschwinden lachend hinten in der Cafeteria, und Amat bleibt allein zurück.

Wenn er auch nur die kleinste Chance bekommen sollte, das Spiel heute Abend mit zu entscheiden, würde er alles dafür tun.

16

Der Stolz auf eine Mannschaft kann aus ganz unterschiedlichen Gründen entstehen. Beispielsweise aus dem Stolz auf einen Ort, auf eine Gemeinschaft oder einfach nur auf eine bestimmte Person. Wir klammern uns an den Sport, weil er uns daran erinnert, wie klein wir sind, und uns gleichzeitig größer macht.

Mira verlässt die Cafeteria und muss lachen. Wenn Peter wüsste, was sie selbst als Fünfzehnjährige mit ihren Freundinnen ausgetauscht hat, bräuchte er einen Defibrillator. Anfänglich waren sie immer ganz erstaunt über einander; sie nannte ihn »den einzigen schüchternen Eishockeyspieler der Welt«, während er sich die Ohren zuhielt, wenn sie mit anderen Barkeepern derbe herumflachste. Sie war es gewohnt, am Arbeitsplatz die einzige Frau zu sein; in der Kanzlei war es genauso wie hinter der Theke, und mit Testosteron hatte sie nie Probleme gehabt. Es war Peter, der zu hyperventilieren anfing, als ein schneidezahnloser Spieler der ersten Mannschaft einmal bei einem der wenigen Abendessen, zu denen die Frauen noch eingeladen waren, Mira in großkotzigem Ton darüber informierte, dass er jedes verdammte Glas hier mit seinem Schwanz entweiht hätte. Er hoffte wohl darauf, das Gesicht der Sportdirektorsgattin entgleisen zu sehen, aber Mira konterte, indem sie detailliert die weibliche Entsprechung dazu darlegte, bis sich der Zahnlose den gesamten restlichen Abend nicht mehr traute, sie auch nur anzuschauen. Peter schämte sich und schämt sich auch heute noch. Der letzte genierte Neandertaler. Nach all den

Jahren schaffen Peter und sie es noch immer, sich gegenseitig zu überraschen, was nicht das Schlechteste in einer Ehe ist.

Sie durchquert die Eishalle, um zum Parkplatz zu gelangen, hält jedoch auf halbem Weg inne und starrt einfach nur auf die Eisfläche. Sosehr sie sich auch bemüht, aber in dieser Welt wird sie immer nur Peters Anhang bleiben. Sie nimmt an, dass alle Erwachsenen hin und wieder über ein anderes Leben irgendwo dort draußen nachdenken, das sie anstelle ihres jetzigen gern führen würden. Und die Frage, wie oft man es tut, gibt womöglich Aufschluss darüber, wie glücklich man ist. Ihre Mutter sagte immer, Mira sei eine unverbesserliche Romantikerin und ein unverbesserlicher Wettkampftyp zugleich. Mira vermutet, dass es stimmt, jedenfalls im Hinblick auf die Tatsache, dass sie schon dreimal gegen Peter Bowling gespielt hat und immer noch mit ihm verheiratet ist. Nach dem dritten Mal googelten sie allerdings nachts um halb zwei nach »diensthabendem Paarberater«. Großer Gott, wie sehr er sie mitunter aufregt und wie sehr sie ihn liebt. Zwischen ihnen ist die Liebe nicht langsam gewachsen, sondern sie hat Mira regelrecht überwältigt. Auch heute empfindet sie es noch immer wie einen Ausnahmezustand. Sie wünscht sich nur sehnlichst, dass der Tag achtundvierzig Stunden hätte. Oder, okay, sie will gar nicht unmäßig sein und würde sich vielleicht auch mit sechsunddreißig zufriedengeben. Eigentlich möchte sie nur ein Mal in Ruhe austrinken und ein Mal eine Fernsehserie bis zum Ende anschauen, ist das zu viel verlangt? Sie möchte nur dazu kommen, eine ausreichend große Wolldecke anzufertigen.

Mira denkt viel zu oft darüber nach, wie ihr anderes Leben wohl aussehen könnte. Als Peter den Profivertrag erhielt, freute sie sich riesig für ihn, und als er wieder aufhörte, freute sie sich riesig für sich selbst. Weil sie endlich wieder Platz in seinem Leben einnahm. Ob sie ihm das je beichten

wird? Dass diese kurze Zeit, in der er weder Spieler noch Sportdirektor war, sondern Versicherungen verkaufte und nur darum bemüht war, damit glücklich zu werden, die beste ist, an die sie sich erinnern kann? Wie bringt man einem Mann, den man liebt, so etwas bei?

Als Isak starb, starben sie alle. Erstarb alles. Als Peters und ihre Lungen kollabierten, waren sie auf Liebe von außen angewiesen, eine Art künstliche Beatmung, so dass Mira die schwerste Entscheidung ihres Lebens fällte: Sie sah ein, dass sie Peter den Eishockeysport zurückgeben musste.

Zwischen Leben und Überleben besteht nur ein hauchdünner Unterschied, doch Romantikerin und Wettkampftyp zugleich zu sein, hat auch eine positive Nebenwirkung: Man gibt niemals auf. Mira geht zum Auto, holt die Milch heraus, hält inne und muss wieder im Stillen lachen. Sie stellt fest, dass sie das immer öfter tut. Dann greift sie sich einen grünen Fan-Schal mit der Aufschrift »Björnstadt Eishockey« und bindet ihn sich um den Hals. Auf dem Rückweg in die Eishalle begrüßt und umarmt sie Gleichgesinnte, und für einen Augenblick wird alles andere unwichtig. Man muss nicht alles übers Eis wissen, um es zu lieben, und man muss auch diese Stadt nicht lieben, um stolz auf sie zu sein.

Peter geistert wie ein eingeschlossenes Gespenst in der Eishalle umher. Sein ganzer Tag bestand schon aus lauter Momenten, in denen man einen Raum betritt und direkt wieder vergessen hat, was man dort eigentlich wollte. Im Korridor vor seinem Büro stößt er geradewegs mit Frack zusammen, was ein echtes Kunststück ist, denn Frack ist eigentlich nicht zu übersehen. Er ist gut zwei Meter groß und mittlerweile um die Taille herum um einiges breiter als damals, als sie gemeinsam im Finale der Schwedischen Meisterschaften standen. Er war schon immer der Typ, der sein mangelndes

Selbstbewusstsein damit kompensierte, so viel Aufmerksamkeit wie möglich auf sich zu ziehen. Er redet so laut wie ein Kind, das Kopfhörer trägt, und als sie Teenager waren, trug er auf Partys immer Anzüge, während alle anderen in Jeans kamen, weil er irgendwo gelesen hatte, dass es den Mädels gefallen würde. Als kurz vorm Abi einer der Sponsoren des Klubs starb und die ganze Mannschaft aufgefordert wurde, bei der Beerdigung im Anzug zu erscheinen, tauchte er im Frack auf. So kam er zu seinem Spitznamen.

Heute besitzt er mehrere große Supermärkte, einen in Björnstadt, einen in Hed und darüber hinaus noch ein paar weitere in Orten, die Peter schon wieder vergessen hat. Dennoch ist der Kerl aus sämtlichen Jagdgesellschaften ausgeschlossen worden, weil er nicht einmal im Wald den Mund halten kann. Als sie noch gemeinsam Eishockey spielten, gestikulierte er bei jeder Verwarnung so wild mit seinen langen Armen und schwankte dabei so abrupt zwischen Lachen, Weinen, Verzweiflung und Wut, dass Sune den Eindruck hatte, »einen Pantomimen, der niemals die Klappe hält«, zu coachen. Frack war nur ein mittelmäßiger Spieler, aber er liebte den Wettkampf. Als er mit dem Eishockeysport aufhörte, machte ihn diese Eigenschaft zu einem weitaus besseren als nur mittelmäßigen Verkäufer. Jetzt fährt er jedes Jahr ein neues Auto und hat eine Rolex so groß wie ein Blutdruckmessgerät am Handgelenk, Trophäen eines anderen Sports.

»Was für ’n Coup!«, ruft der beleibte Lebensmittelhändler und schaut zu ihm hinunter.

Sie treffen genau vor dem alten Mannschaftsfoto aufeinander, auf dem sie nebeneinanderstehen.

»Und jetzt bist du Sportdirektor und ich Hauptsponsor«, grinst Frack in einer Art und Weise, die Peter darauf verzichten lässt, ihn darauf

hinzuweisen, dass er nur Sponsor und nicht Hauptsponsor ist.

»Ja. Das war wirklich ein … Coup«, stimmt Peter ihm zu.

»Wir stehen füreinander ein, oder? Die Bären aus Björnstadt!«, grölt Frack, und noch bevor Peter antworten kann, redet er weiter: »Gestern hab ich zufällig Kevin Erdahl getroffen und ihn gefragt, ob er nervös ist. Weißt du, was er darauf geantwortet hat? ›Nein.‹ Also hab ich ihn nach seiner Spieltaktik gefragt, und weißt du, was er darauf geantwortet hat? ›Siegen.‹ Dann hat er mir direkt in die Augen geschaut und gemeint: ›Deshalb sponsern Sie den Klub doch, oder? Um mit Ihrer Investition Rendite zu erzielen.‹ Siebzehn Jahre alt! Haben wir mit siebzehn schon so geredet?«

Peter antwortet nicht. Er weiß nicht, ob er sich überhaupt noch daran erinnern kann, je so jung gewesen zu sein. Er steuert die Kaffeemaschine an, die wieder einmal zickt und nur unter lautem Scheppern und Schnarren eine Flüssigkeit ausspuckt, die die Farbe von durchweichtem Kautabak und die Konsistenz von Leim hat. Peter trinkt den Kaffee dennoch. Frack kratzt sich am Doppelkinn und dämpft seine Stimme.

»Wir haben uns gerade mit den Kommunalpolitikern getroffen, also einige von uns Sponsoren und ein paar Vorstandsmitglieder und … tja, du weißt schon, zu ’nem rein informellen Gespräch.«

Peter sucht nach der Kaffeesahne, während er bemüht ist, den Eindruck zu erwecken, dass er es gar nicht hören will, doch Frack nimmt nicht einmal Notiz davon.

»Wenn die Junioren das Finale gewinnen, wird das Leistungszentrum in Björnstadt gebaut. Sonst sähe es, was die PR anbelangt, eher ziemlich dämlich aus, du weißt schon. Und dann haben wir uns noch ein wenig über die Renovierung der Eishalle unterhalten …«

»Auch nur informell, nehme ich an«, murmelt Peter, weil er weiß, dass »informell« in der Politikersprache dieser Region bedeutet, dass man

seinem Gegenüber mit der einen Hand den Rücken krault, während man mit der anderen die Geldscheine einsackt.

Frack klopft ihm auf den Rücken und deutet mit einem Nicken in Richtung Kaffeemaschine.

»Wer weiß, Peter, vielleicht können wir uns dann sogar noch ’ne Espressomaschine für dich leisten!«

»Da wär ich euch sehr verbunden«, murmelt Peter.

»Ich nehme mal an, dass du da drinnen keinen Schnaps hast, oder?«, fragt Frack lachend mit einem Nicken in Richtung von Peters Büro.

»Wohl nervös vorm Spiel, was?«, fragt Peter lächelnd zurück.

»Hat da Vinci braune Farbe zum Sonderpreis gekriegt, als er die Mona Lisa malte, oder nicht?«

Peter lacht und nickt in Richtung des Büros neben seinem.

»Der Direktor hat bestimmt eine Flasche übrig.«

Fracks Miene hellt sich auf.

Peter ruft ihm hinterher: »Frack, aber heute behältst du dein Hemd an, okay? Nicht wie im Viertelfinale, ja? Die Eltern fanden es nämlich nicht gerade angemessen!«

»Versprochen!«, lügt Frack und fügt, ohne sich umzudrehen, rasch hinzu, als hätte er nicht schon die ganze Zeit daran gedacht: »Vorm Spiel trinken wir aber noch ’n kleines Gläschen zusammen, oder? Na ja, du musst wohl eher Wasser trinken oder Malzbier oder was auch immer. Aber ich hab noch ein paar der anderen Sponsoren hierher eingeladen und dachte, wir könnten ein wenig plaudern … natürlich rein informell.«

Frack kehrt mit einer Flasche Schnaps unterm Arm und dem Direktor im Schlepptau zurück, dessen Stirn bereits so stark glänzt wie eine frisch geglättete Eisfläche und unter dessen Achseln sich schon dunkle

Schweißflecken auf dem Oberhemd abzeichnen. Erst da merkt Peter, dass er in einen Hinterhalt geraten ist.

Fatima ist noch nie in der Eishalle gewesen, wenn sie voll besetzt war. Sie schaut sich Amats Spiele mit der Jugendmannschaft zwar an, doch zu denen kommen nur die Eltern der Spieler und gezwungenermaßen die kleineren Geschwister. Doch heute stehen erwachsene Menschen auf dem Parkplatz und betteln darum, Karten zum vierfachen des normalen Eintrittspreises zu erstehen. Amat hat schon weit im Voraus zwei gekauft, und Fatima hat ihn gefragt, warum er nicht wie immer zusammen mit Zacharias hingehen möchte, woraufhin er antwortete, dass er ihr gern zeigen wolle, mit wem er eines Tages einmal zusammenspielen würde. Das ist gerade mal eine Woche her, aber da war es noch vollkommen undenkbar, dass dieser Tag schon heute sein würde. Sie hält die Eintrittskarten fest mit der Hand umschlossen und bemüht sich, im Gedrängel niemandem im Weg zu stehen, doch offenbar gelingt es ihr nicht, sich unsichtbar zu machen, denn plötzlich ergreift eine Frau ihren Ärmel und fragt: »Sie da! Können Sie das da nicht wegmachen?«

Fatima dreht sich um. Maggan Lyt deutet wild gestikulierend und mit gestresster Miene erst auf sie und dann auf eine Glasflasche, die jemand auf den Fußboden geworfen hat.

»Können Sie nicht einen Handfeger holen? Sie wissen doch, dass da jemand reintreten kann. Womöglich sogar ein Kind!«

Die Frau, der die Flasche heruntergefallen ist, macht keine Anstalten, die Scherben selbst einzusammeln, sondern steuert stattdessen ihren Sitzplatz auf der Tribüne an. Fatima erkennt sie wieder; sie ist die Mutter eines anderen Spielers aus der Mannschaft.

»HÖREN Sie schlecht, oder was?«, ruft Maggan Lyt aus und packt Fatima beim Arm.

Fatima nickt und steckt ihre Eintrittskarte in die Jackentasche. Dann beugt sie sich zu den Scherben hinunter, wird jedoch von einer Hand auf ihrer Schulter daran gehindert.

»Fatima?«, spricht Mira sie freundlich an, bevor sie sich weitaus weniger freundlich an Maggan Lyt wendet: »Wo liegt Ihr Problem?«

»Mein Problem? Sie arbeitet doch hier!«, zischt Maggan.

»Aber nicht heute«, entgegnet Mira.

»Wieso nicht heute! Was machst die denn sonst hier?«

Fatima streckt ihren Rücken und macht einen winzigen Schritt vor, so dass es außer ihr selbst niemand bemerkt. Dann schaut sie Maggan in die Augen und antwortet: »Ich bin nicht ›die‹, und ich stehe nicht zufällig hier. Ich bin aus demselben Grund gekommen wie Sie. Nämlich um meinen Sohn spielen zu sehen.«

Mira hat noch nie einen stolzeren Menschen gesehen und Maggan noch nie so fassungslos erlebt. Als Mutter Lyt im Gedrängel verschwindet, sammelt Mira die Scherben auf dem Fußboden selbst auf.

Fatima fragt sie leise: »Entschuldigung, Mira, aber … ich bin es nicht gewohnt … ich wollte fragen … Dürfte ich mich heute vielleicht zu Ihnen setzen?«

Mira beißt sich auf die Lippe und drückt fest ihre Hand.

»Liebe Fatima, ich würde Sie gern fragen, ob *ich* mich zu *Ihnen* setzen dürfte.«

Sune sitzt auf dem obersten Rang der Tribüne. Die Sponsoren, die auf der Treppe an ihm vorbei in Richtung der Büros gehen, tun so, als sähen sie ihn nicht, und er weiß genau, worüber sie sich gleich unterhalten werden.

Merkwürdigerweise empfindet er keinerlei Wut mehr und auch keine Trauer. Angesichts der Vereinspolitik, des Geldes und all der Dinge in diesem Klub, die nichts mehr mit Sport zu tun haben, verspürt er einfach nur Mattheit. Er ist richtiggehend erschöpft. Vielleicht haben sie ja alle zusammen recht. Er passt hier einfach nicht mehr rein.

Er lässt seinen Blick übers Eis schweifen und atmet tief durch die Nase ein. Vereinzelte Spieler der gegnerischen Mannschaft, die sich vor lauter Nervosität vor dem Gegner schon früh umgezogen haben, fahren aufs Eis hinaus, um sich aufzuwärmen. Die nervliche Belastung ist für alle Beteiligten gleich hoch. Doch Sune findet Ruhe in dem Gedanken, dass hier unten in der Halle noch immer ein Sport ausgetragen wird, unabhängig davon, was die Männer oben im Büro versuchen, daraus zu machen. Ein Puck, zwei Tore und jede Menge Herzen, die sich für den Eishockeysport begeistern. Manche meinen, Eishockey sei wie eine Religion, doch das stimmt nicht. Eishockey ist eher ein Glaube. Religion ist etwas zwischen Menschen, das mit Deutungen, Theorien und Ansichten überfrachtet wird. Aber der Glaube existiert allein zwischen Mensch und Gott. Ihn spürt man, wenn der Schiedsrichter zwischen zwei Stürmern in den Mittelkreis hineingleitet, man deren Schläger aufeinanderschlagen hört und dann die schwarze Scheibe zwischen ihnen aufs Eis hinuntersegeln sieht. Etwas, das nur zwischen dem Spieler und dem Eishockey stattfindet. Denn Kirschbäume riechen immer nach Kirschbäumen, während Geld stinkt.

David steht im Spielerkorridor und sieht die Sponsoren die Treppe zu den Büros hinaufgehen. Er kennt ihre Meinung über sich selbst und weiß, wie sie über seinen Erfolg denken, aber er weiß auch, wie schnell sie schon im nächsten Jahr ihre Meinung ändern können, wenn die erste Mannschaft nicht wieder dasselbe hohe Niveau erreicht. Großer Gott, begreift eigentlich

irgendjemand in dieser Stadt, wie unglaublich gut diese Juniorenmannschaft ist? Beim Eishockey gibt es keine Aschenputtel-Märchen mehr, die großen Klubs werben den kleinen die Spieler ab, noch bevor diese das Teenageralter erreicht haben, und zerstören sie damit. Selbst in Björnstadt, wo alle Junioren auf wundersame Weise geblieben sind, gibt es nur einen einzigen wirklich herausragenden Spieler; der Rest dürfte in hundert von hundert Spielen von den besten Spielern des Landes rausgekickt werden. Aber noch sind sie hier. Und sie bilden eine Mannschaft, die Feuer unterm Hintern hat.

David wird ständig gefragt, worin sein »taktisches Geheimnis« besteht. Doch er kann es nicht benennen, weil die Leute es nicht begreifen würden. Sein taktisches Geheimnis ist die Liebe. Er wurde Kevins Trainer, als dieser ein ängstlicher kleiner Siebenjähriger war, den die älteren Spieler draußen auf dem Eis totgeschlagen hätten, wenn Benji nicht da gewesen wäre, um ihn zu schützen. Benji, der schon damals der mutigste Teufel war, dem David je begegnet ist, und Kevin, sein bester Spieler. David hat ihnen das Eislaufen beigebracht, sowohl rückwärts als auch vorwärts. Er hat ihnen beigebracht, dass das Annehmen des Pucks genauso wichtig ist wie das Schießen. Er hat Benji während mehrerer Trainingseinheiten ohne Schläger spielen lassen und Kevin mehrere Wochen lang gezwungen, mit einem falsch gewinkelten Schläger zu spielen. Aber er vermittelte ihnen auch, dass sie einander brauchten und dass der Einzige auf der Welt, auf den man sich wirklich verlassen kann, der Junge neben dir auf dem Eis ist. Dass die Einzigen, die sich weigern, in den Bus zu steigen, bevor du auch da bist, deine Mannschaftskameraden sind.

David hat den Jungs beigebracht, ihre Schläger zu tapen und die Kufen ihrer Schlittschuhe zu schleifen, aber er war es auch, der ihnen zeigte, wie man eine Krawatte bindet oder wie man sich rasiert. Zumindest im Gesicht.

Den Rest brachten sie sich selbst bei. Er muss noch immer jedes Mal loslachen, wenn er an Bobo denkt, an den kleinen verlorenen, hyperaktiven Brummer, der sich als Dreizehnjähriger in der Umkleide einmal zu Benji umdrehte und ihn fragte, ob man sich auch den Arsch rasieren müsste, wenn man mit dem Sack fertig war. »Finden die Mädels es wichtig, dass es zusammenpasst?« Als David selbst noch Junior war, gehörte es zum Einstandsritual, den jüngeren Spielern die Schamhaare abzurasieren, während man sie festhielt. Er hat den Verdacht, dass sich die Teenager heutzutage eher davor fürchten, an einen Stuhl gefesselt und gezwungen zu werden, ihre Schamhaare wachsen zu lassen.

Der Eishockeysport verändert sich stetig, weil sich die Menschen verändern, die ihn betreiben. Als David Junior war, forderte der Trainer, dass in der Kabine Totenstille herrschte, während Davids eigene Mannschaft sie immer mit Lachen erfüllt hat. Er wusste, dass Humor die Menschen vereinen kann, also hat er seinen Jungs, als sie noch klein waren, unmittelbar vorm Spiel immer Witze erzählt, wenn sie aufgeregt wurden. Ihr Lieblingswitz lautete damals: »Weißt du, wie man ein U-Boot aus Hed versenkt? Man schwimmt runter und klopft an die Tür. Und weißt du auch, wie man es noch mal versenkt? Man schwimmt runter und klopft an die Tür, woraufhin die Leute aus Hed erneut öffnen und sagen: ›Neeneenee, darauf fallen wir kein zweites Mal rein!‹« Als die Jungs dann etwas älter wurden, lautete ihr Lieblingswitz: »Weißt du, woran man erkennt, dass man auf einer Hochzeit in Hed ist? In der Kirche sitzen alle auf derselben Seite.« Danach wurden sie alt genug, um eigene Witze zu reißen, und David verließ die Kabine immer öfter. Denn manchmal kann die Abwesenheit des Trainers eine Gruppe ebenfalls zusammenschweißen.

Er schaut auf die Uhr und zählt die Minuten bis zum Anpfiff. Die Sponsoren oben auf der Tribüne werden seine Taktik nie verstehen, weil sie

nie begreifen werden, was die Jungs in der Mannschaft bereit sind, füreinander zu opfern. Während die Sponsoren David aufforderten, seiner Mannschaft »mehr Freiraum« zu geben und sie »offensiver spielen« zu lassen, hat er seinen Spielern geduldig eindeutige Rollen zugewiesen. Er hat er sie auf Schusslinien und exakte Positionen gedrillt, im Stellungsspiel und auf Risikoeliminierung. Er hat ihnen beigebracht, dass sie gewinnen können, wenn es ihnen gelingt, die Gegner ihrer technischen Überlegenheit und Schnelligkeit zu berauben und sie auf ihr eigenes Niveau herunterzuschrauben, wenn sie sie frustrieren und irritieren – denn sie haben einen außergewöhnlichen Spieler in ihren Reihen, den sonst niemand hat: Kevin. Sobald er eine Chance bekommt, schießt er gleich zwei Tore hintereinander, und solange er Benji an seiner Seite weiß, bekommt er mindestens eine Chance.

»Pfeift drauf, was oben auf der Tribüne passiert, und pfeift auf das, was die Leute sagen«, hat David ihnen wiederholt eingebläut. Seine Taktik erfordert Unterwerfung, Demut und Zuversicht. Zehn Jahre Training und Drill. Auch wenn Björnstadt in jeder Statistik verliert, außer in der, die die Anzahl der Tore aufweist, wird David jedem einzelnen Spieler in der Kabine versichern, dass er seinen Job gut gemacht hat. Und sie vertrauen ihm. Sie lieben ihn. Als sie sieben Jahre alt waren, hat er ihnen versprochen, dass er sie einmal bis hierher bringen wird, und obwohl alle anderen ihn damals auslachten, hat er sein Versprechen gehalten.

Bevor er sich umdreht und in Richtung Kabine geht, sieht er Sune ganz oben auf der Tribüne sitzen. Ihre Blicke begegnen sich flüchtig, und sie nicken einander zu. Denn sooft sie sich auch gestritten haben, weiß David dennoch, dass dieser sture alte Kauz der Einzige im Klub ist, der diese Liebe wirklich versteht.

17

Es gibt Leute, die sagen, dass alles beim Eishockey entweder schwarz oder weiß ist. Aber denen fehlt der Überblick. Fatima und Mira haben ihre Plätze schon eingenommen, als Mira sich plötzlich entschuldigt und aufspringt, bis zur Treppe vorläuft und einen Mann mittleren Alters anhält, von dem Fatima weiß, dass er einer der Manager in der Fabrik ist. Mira zupft irritiert an seinem roten Schal und ruft: »Aber lieber Krister, denken Sie doch mal nach. Den da müssen Sie unbedingt abnehmen!«

Der Mann, der es offensichtlich nicht gewohnt ist, zurechtgewiesen zu werden, schon gar nicht von Frauen, starrt sie an: »Ist das Ihr Ernst?«

»Meinen SIE das ernst!?«, ruft Mira, so dass sich die Leute auf der Treppe zu ihr umdrehen.

Der Mann schaut sich mit errötenden Wangen unsicher um. Alle starren ihn an. Er weiß nicht genau, wer hinter ihm murmelt: »Ja, Krister, sie hat verflucht nochmal recht!«, aber mehrere andere stimmen sogleich ein. Krister nimmt langsam seinen Schal ab und steckt ihn in die Jackentasche. Seine Frau beugt sich zu Mira vor und flüstert entschuldigend: »Ich hab auch versucht, es ihm zu sagen. Aber Sie wissen ja, wie die Männer sind. Manchmal haben sie wirklich keinen blassen Schimmer vom Eishockey.«

Mira kehrt lachend zu ihrem Platz zurück und setzt sich wieder neben Fatima.

»Mit ’nem roten Schal. Der ist ja wohl nicht mehr ganz bei Trost, oder? Sorry, worüber haben wir gerade geredet?«

In Björnstadt ist nichts schwarz oder weiß. Es ist entweder rot oder grün. Und Rot ist die Farbe von Hed.

Amats Fingerkuppen fahren am Saum seines Spielertrikots entlang. Es ist dunkelgrün mit silbernen Ziffern auf dem Rücken und dem braunen Bären auf der Brust. Die Farben von Björnstadt: der Wald, das Eis, der Boden. Er trägt die Nummer einundachtzig; in der Jugendmannschaft hatte er die Nummer neun, doch die gehört hier Kevin. In der Kabine um ihn herum herrscht Chaos. Während Benji, die Nummer sechzehn, wie gewöhnlich in einer Ecke auf dem Fußboden liegt und schläft, hocken alle anderen Junioren mit eingezogenen Köpfen auf ihren Bänken. Davor stehen ihre Eltern und versuchen verzweifelt, sich Gehör zu verschaffen, während ihre technischen Instruktionen vor dem herannahenden Countdown immer lauter und hitziger werden. In jedem Sport kommt irgendwann einmal der Punkt, an dem die Eltern glauben, dass ihre Expertise automatisch zunimmt, während ihr Kind sich sportlich verbessert. Als wäre es nicht genau andersherum.

Der Geräuschpegel ist unerträglich hoch, und am lautesten keift Maggan Lyt, die meint, sich dieses Privileg herausnehmen zu können, weil ihr eigener Sohn in der ersten Reihe spielt. Benjis Mutter hingegen hat noch nie ihren Fuß in die Kabine gesetzt, und Kevins Mutter kommt sowieso kaum je in die Eishalle, so dass Maggan hier schon jahrelang das alleinige Sagen hat. Früher hat sie ihrem kleinen William nach jedem Spiel die Schlittschuhe aufgeschnürt, bis er dreizehn wurde. Sie und ihr Mann haben einen Zweitwagen und die jährliche Auslandsreise geopfert, um die Villa neben der Familie Erdahl kaufen zu können, damit ihre Söhne beste Freunde würden. Doch ihre Frustration darüber, dass es William nie

gelungen ist, sich zwischen Kevin und Benji zu schieben, beginnt allmählich in reine Aggression umzuschlagen.

Als David den Raum betritt, explodiert dieser förmlich angesichts der Beschimpfungen, Nachfragen und Forderungen der Erwachsenen. David bahnt sich ohne Umschweife einen Weg zwischen ihnen hindurch, als existierten sie nicht, und Bengt folgt ihm, wobei er alle Eltern in Richtung Tür schiebt. Maggan Lyt reagiert so beleidigt, dass sie seine Hand wegschlägt.

»Wir sind schließlich hier, um die Mannschaft zu unterstützen!«

»Dafür gibt es die Tribünen«, antwortet David, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen.

Daraufhin verliert sie die Beherrschung.

»Und Sie, David! Sie! Was sind das eigentlich für Trainerqualitäten, ausgerechnet in diesem Spiel die Mannschaft neu aufzustellen?«

David schaut sie an und zieht verständnislos eine Augenbraue hoch, während William Lyt dreinblickt, als würde er am liebsten im Erdboden versinken.

»Was hat ER eigentlich hier zu suchen?«, will Maggan wissen und deutet geradewegs auf Amat.

Amat sieht aus, als teile er Williams Wunsch. David spricht extra leise, um alle Erwachsenen zum Schweigen zu bringen.

»Ich werde meine Mannschaftsaufstellung vor niemandem rechtfertigen.«

Der Puls an Maggans Schläfe schlägt so heftig wie eine Kirchenglocke.

»Vor mir werden Sie sie aber rechtfertigen müssen, nur damit Ihnen das klar ist! Seit zehn Jahren spielen diese Jungs schon für Sie, und im wichtigsten Match aller Zeiten stellen Sie einen Spieler aus der JUGENDMANNSCHAFT auf?«

Sie macht eine ausladende Geste in Richtung der anderen Eltern im Raum, womit es ihr gelingt, diese zu einem Nicken und zustimmendem Gemurmel zu bewegen, bevor sie ihren Blick erneut auf David heftet und fragt: »Haben Sie überhaupt eine Ahnung, wie wichtig dieses Spiel für uns ist? Für uns alle? Kapieren Sie denn nicht, was wir alles fürs Eishockey geopfert haben?«

Amat windet sich, als wolle er auf der Stelle den Raum verlassen, in den Korridor hinauslaufen und die Eishalle hinter sich lassen, um nie wieder zurückzukehren. Und die Tatsache, dass David so rasch und heftig vor Zorn errötet, dass Maggan schlagartig in Richtung Wand zurückweicht, macht es auch nicht gerade besser.

»SIE wollen mir sagen, was Sie geopfert haben?«, schnaubt David und geht geradewegs auf sie zu, ohne ihr auch nur die geringste Möglichkeit zu einer Antwort zu geben. »Schauen Sie ihn an!«, fordert er sie auf und deutet auf Amat, und noch bevor Maggan reagieren kann, hat er ihren Arm ergriffen und sie quer durch den Raum gezerrt, bis sie direkt vor dem Jungen steht. »Schauen Sie ihn an! Wollen Sie allen Ernstes behaupten, dass Ihr Sohn es eher verdient hätte als er? Wollen Sie etwa behaupten, Sie hätten denselben Weg bis hierher zurückgelegt? Oder mir sagen, dass Ihre Familie härter dafür gekämpft hätte als seine? SCHAUEN SIE IHN AN!!!«

Maggan Lyts Arm zittert, als er ihn loslässt. David klopft Amat flüchtig auf die Schulter, wobei sein Daumen den Hals des Jungen berührt, während er ihm in die Augen schaut. Er sagt kein Wort, sondern lässt allein die Geste sprechen.

Dann durchquert der Trainer den Raum, legt seine Hand auf William Lyts Wange und flüstert: »Wir spielen für uns, William, und nicht für

irgendwen anders. Du und ich, wir spielen für uns. Wir haben es aus eigener Kraft bis hierher geschafft, ohne fremde Hilfe.«

William nickt und wischt sich mit der Hand über die Augen.

Bobos Füße trommeln unaufhörlich auf den Boden. Er kann einfach nicht stillsitzen. Nachdem Bengt alle Eltern inklusive Maggan rausgeschmissen hat, wird die Stille so durchdringend, dass es kaum zu ertragen ist. Bobo kann einfach nicht länger seinen Mund halten, was er im Übrigen noch nie gekonnt hat. Da er weder Kevin noch Benji ist, musste er sich in der Kabine immer in den Mittelpunkt kämpfen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Solange er zurückdenken kann, hat er schon Angst vor Ecken gehabt. Angst, vergessen zu werden und keine Bestätigung zu erfahren. Er sieht, wie die Köpfe all seiner besten Freunde zur Brust hinabsinken, und würde sich so gern vor sie hinstellen und eine inspirierende Brandrede halten, wie man es in Filmen sieht, aber ihm fehlen die Worte und auch die Stimme dafür. Er will einfach nur die Stille vertreiben. Also steht er auf, räuspert sich und ruft: »Hey, Jungs, was sagte der eine lesbische Vampir zum anderen lesbischen Vampir?«

Die Junioren heben erstaunt ihren Blick und richten ihn auf Bobo. Der antwortet grinsend: »Wir sehen uns in einem Monat wieder!«

Einige Jungs beginnen zu lachen, was Bobo als Ermunterung genügt, um weiterzumachen: »«Wisst ihr, warum ’ne Lesbe auf der Heizung sitzt?«

Daraufhin kichern noch ein paar weitere Jungs los.

»Weil der Klempner gesagt hat, die leckt!«, brüllt Bobo und stürzt sich unmittelbar ins große Finale: »Und wisst ihr auch, warum Lesben keine Chance bei Castingshows haben? Weil sich kein Schwanz für sie interessiert!«

Jetzt grölt der gesamte Umkleideraum mit ihm oder auch über ihn, was ihm jedoch einerlei ist, solange sie lachen. In einem Augenblick des Übermuts wendet er sich an David, der bislang keine Miene verzogen hat, und ruft: »Hast du vielleicht noch ’n paar gute auf Lager, Coach?«

In der Kabine wird es wieder still. David bleibt unbeweglich sitzen, woraufhin Bobo erst errötet und dann leichenblass wird. Es ist Bengt, der ihn zugleich rettet und vernichtet, indem er sich räuspert, von seiner Bank aufsteht und ruft: »Wisst ihr, warum Bobo nach dem Sex immer heult und Ohrenschmerzen hat?«

Bobo windet sich verwirrt. Einige der Jungs kichern erneut erwartungsvoll los. Bengt grinst besorgniserregend breit.

»Pfefferspray und Überfallalarm!«

Die Lachsalve sämtlicher Junioren lässt den Raum geradezu erbeben. Schließlich lächelt selbst David, und er wird im Nachhinein noch viele Male daran zurückdenken: Ob ein Witz immer nur ein Witz ist und ob dieser womöglich zu derb war, ob innerhalb der Kabine eigene Regeln gelten, ob es akzeptabel ist, die Grenze zu überschreiten, um Spannungen vor einem Spiel abzubauen und den Jungs die Nervosität zu nehmen, oder ob er Bengt hätte stoppen und dazwischengehen sollen, sie alle zurechtweisen. Aber er tut es nicht und lässt alle einfach nur weiterlachen. Er wird noch daran denken, wenn er nach Hause kommt und seiner Freundin in die Augen schaut. Eigentlich wird er es niemals vergessen.

Währenddessen sitzt Amat in der Ecke und hört sich selbst mitgrölen, weil es ihm Erleichterung verschafft und ihn spüren lässt, dass er Teil der Gruppe ist. Weil es ihm gefällt, genauso zu klingen wie alle anderen um ihn herum. Doch er wird sich immer und ewig dafür schämen.

Benji kommt erst wieder zu sich, als Kevin ihn wachrüttelt. Während Maggan Lyts aggressivem Auftritt und Bengts Stimmungsmache einfach weiterschlafen zu können ist eine seiner wertvollsten Fähigkeiten, und es tun zu dürfen, ist ein Privileg. Es hat immer Eltern gegeben, die Benjis Verhalten sowohl auf dem Eis als auch außerhalb in Frage stellten, doch David antwortet darauf immer dasselbe: »Wenn die anderen Spieler mir auch nur einen Bruchteil dessen zeigen würden, was Benji mir jeden Abend auf dem Eis zeigt, würde es mich nicht mal kümmern, wenn sie auf der Bank schlafen.«

Als Bobo wieder auf seine Bank hinuntersackt, so zunichtegemacht, wie es nur einem Teenager widerfahren kann, der vor seinen besten Freunden von einem Erwachsenen heruntergeputzt wird, setzt sich ein anderer Erwachsener neben ihn und legt ihm seine Hand auf die Schulter, berührt mit dem Daumen seinen Hals. Bobo schaut auf. David lächelt ihn an.

»Du bist der selbstloseste Spieler, den ich in dieser Mannschaft habe, weißt du das eigentlich?«

Bobo presst die Lippen aufeinander, und David neigt seinen Kopf weit zu ihm hinunter.

»Du wirst heute Abend im dritten Verteidigerpaar spielen, und ich weiß, dass du darüber enttäuscht bist.«

Bobo kämpft gegen die Tränen an. Während seiner gesamten Kindheit war er der beste Verteidiger der Mannschaft, weil er von seiner Größe und Kraft profitierte, doch in den letzten Jahren hat ihn sein schlechter Eislaufstil enttarnt. Zuerst musste er in die zweite Reihe wechseln und jetzt in die dritte. David legt ihm sanft die Hand in den Nacken und nimmt Augenkontakt zu ihm auf, als er sagt: »Aber ich brauche dich. Deine

Mannschaft braucht dich. Du bist wichtig. Deshalb möchte ich, dass du mir heute Abend alles gibst, was du hast, und zwar bei jeder Einwechslung. Ich will jeden einzelnen Blutstropfen haben. Wenn du mir das gibst und auf mich vertraust, verspreche ich dir, dich niemals im Stich zu lassen.«

Als David aufsteht, trommeln Bobos Füße erneut auf den Boden. Wenn David ihn in diesem Augenblick darum bitten würde, rauszugehen und jemanden umzubringen, würde er es ohne zu zögern, tun. Und als sich der Trainer mitten im Raum aufstellt, gibt es keinen Jungen darin, der nach zehn gemeinsamen Jahren nicht dasselbe empfindet. Er schaut ihnen einen nach dem anderen in die Augen.

»Ich will gar nicht viel sagen. Ihr wisst ja, mit wem ihr es zu tun haben werdet. Und ihr wisst, dass wir besser sind. Ich erwarte nur eines. Und ich akzeptiere auch nur eines. Kommt nicht wieder zurück in die Kabine, bevor ihr es mir nicht gezeigt habt.«

Er nimmt Augenkontakt mit Kevin auf und durchbohrt ihn förmlich mit seinem Blick, als würde er ihn in einen Schraubstock spannen.

»Siegen.«

»Siegen!«, entgegnet Kevin mit finsterer Miene.

»SIEGEN!«, wiederholt David mit geballten, in die Luft gereckten Fäusten.

»SIEGEN!!!«, brüllt die gesamte Kabine mit vereinten Stimmen.

Sie springen regelrecht von den Bänken auf, bereit dazu, sich wie ein marschierendes, trommelndes, wutschnaubendes Heer von ihrem Mannschaftskapitän anführen zu lassen. David geht an ihnen vorbei und klopft jedem Einzelnen fest auf den Helm, und als er ganz vorne angekommen ist, bleibt er mit den Fingern um den Türgriff geschlossen stehen und flüstert so leise, dass nur der Junge mit der Nummer neun es hören kann: »Ich bin stolz auf dich, Kevin. Ich hab dich lieb. Ganz egal,

wie es heute Abend läuft, ob du dein bestes oder dein schlechtestes Match spielst, gibt es keinen Spieler auf der Welt, den ich dir vorgezogen hätte.«

Dann öffnet er die Tür, doch Kevin läuft nicht aufs Eis hinaus.

Er erstürmt es regelrecht.

18

Einsamkeit ist eine unsichtbare Krankheit. Seit Holger sie verlassen hat, ist Ramona den Tieren in den Dokumentarfilmen immer ähnlicher geworden, die sie sich nachts im Fernsehen anguckt, wenn die Schlaftabletten nicht wirken. Sie werden so lange in Käfigen gehalten, bis man alle Gitter um sie herum entfernen kann, ohne dass sie versuchen zu fliehen. Alle lebenden Geschöpfe, die lange genug hinter Mauern oder Zäunen gehalten werden, haben letztendlich mehr Angst vor dem Unbekannten als vor ihrem eigenen Gefängnis. Am Anfang blieb Ramona nur deshalb immer zu Hause, weil sie dort Holgers Lachen und seine Stimme noch immer so deutlich hörte und nicht zuletzt sein Fluchen, wenn er sich wieder einmal den großen Zeh an der Schwelle hinter der Theke angestoßen hatte. Selbst nach einem ganzen gemeinsamen Leben in diesem Gebäude schaffte er es nicht, dieser verfluchten Schwelle auszuweichen. Aber man bleibt schneller isoliert, als man denkt, und die Tage fließen ineinander, wenn man mehr nach innen als nach außen gewandtlebt. Draußen auf der anderen Straßenseite vergingen die Jahre, während sie verzweifelt darum bemüht war, im »Bärenpelz« und in der Wohnung eine Treppe höher alles genauso zu belassen, wie es war, bevor Holger starb. Sie hatte Angst davor, einfach ihr Leben weiterzuleben und ihn womöglich zu vergessen, wenn sie nach dem Einkaufen wieder nach Hause käme und feststellte, dass sein Lachen nicht mehr da war. Und eines Morgens waren plötzlich elf Jahre vergangen, und alle außer ihren Jungs glauben mittlerweile, dass sie den Verstand verloren hat. Sie ist zu einer Zeitreisenden geworden, die in ihrem Raumschiff gefangen ist.

Manche meinen, Trauer sei etwas Seelisches und Sehnsucht eher körperlich. Trauer gleiche einer Wunde, Sehnsucht einem amputierten Körperteil; ein welkes Blatt das eine, ein gespaltener Baumstamm das andere. Eine Pflanze, die nah genug neben einer anderen wächst, zu der sie sich hingezogen fühlt, bildet gemeinsame Wurzeln mit ihr aus. Man kann zwar über den Verlust sprechen, man kann ihn verarbeiten und darauf hoffen, dass die Zeit die Wunden heilt, aber die Biologie zwingt uns noch immer, uns gewissen Gesetzen zu unterwerfen: Pflanzen, die in der Mitte geteilt werden, heilen nicht wieder, sondern sterben ab.

Ramona steht direkt vor der Tür ihrer Kneipe im Schnee und raucht. Drei am Stück. Von hier aus sieht sie das Dach der Eishalle, und das Grölen, als die Björnstädter Junioren das 1:0 erzielen, ist so laut, als würde es jeden Moment die Fugen aller Gebäude in der Einkaufsstraße sprengen oder den gesamten Wald entwurzeln und ins Wasser des Sees hinunterschleudern. Ramona versucht einen Schritt in Richtung Straße zu machen, nur einen einzigen, um näher an den Bürgersteig heranzukommen. Doch als sie nach der Mauer hinter sich tastet, beginnt ihr Körper unkontrolliert zu zittern, und der Schweiß durchtränkt trotz der Minusgrade ihre Kleidung. Sie begibt sich wieder zurück in die Wärme, schließt die Tür hinter sich, löscht das Licht in der Bar und legt sich mit dem Foto von Holger in den Händen auf den Fußboden. Direkt neben die Schwelle.

Die Leute sagen, dass sie verrückt geworden ist, denn so bezeichnen es diejenigen, die nicht wissen, wie sich Einsamkeit anfühlt.

Amat ist ganz starr vor Angst, und dabei hat er noch nicht eine einzige Sekunde selbst spielen dürfen. Als er der restlichen Mannschaft hinter Kevin hinaus aufs Eis folgte und die Fans auf der Tribüne aufsprangen und jubelten, bis es ihm in den Ohren dröhnte, fuhr er in der festen

Überzeugung in Richtung Box, sich jeden Augenblick übergeben zu müssen. Eines Tages wird er auf den Moment zurückblicken und feststellen, dass dieses Gefühl nie ganz verschwindet, egal, wie erfolgreich man ist.

Kevin schießt gleich in der ersten Minute das 1:0, was kein Zufall ist, denn in jedem Spiel bleibt ihm anfänglich ein kleines Zeitfenster, bevor die gegnerischen Verteidiger begreifen, wie gut er wirklich ist, wie flexibel in den Handgelenken und wie flink in der Seitwärtsbewegung. Sie lassen ihm einen Zentimeter Spielraum, doch diesen Fehler begehen sie nicht noch einmal. Während des restlichen Matchs ersticken sie ihn förmlich mit einer so engen Manndeckung, dass sie genausogut seine Schlittschuhe teilen könnten. Die Gegner wenden das Spiel in kürzester Zeit zu einem verdienten 1:2, da sie verdammt gut sind und kraftvoll und methodisch eine Angriffswelle nach der anderen starten, und Amat ist jedes Mal überrascht, wenn er auf die Anzeigetafel schaut, dass sie mit bloß einem Tor in Führung liegen. Sie sind die stärkste und technisch versierteste Mannschaft, die er je gesehen hat, und er ist sich fast sicher, dass sie sogar die erste Mannschaft von Björnstadt schlagen könnten. Alle anderen sehen es auch. Bei jeder Auswechslung sinken die Spieler um Amat herum etwas mutloser auf die Ersatzbank hinunter und knallen ihre Schläger immer verzagter gegen die Bande, und sogar Bengt flucht immer leiser. Als Amat in der Pause zwischen dem zweiten und dritten Drittel auf die Kabine zusteuert, hört er die Erwachsenen auf der Tribüne resigniert auflachen: »Na ja, Halbfinale ist schließlich keine Schande, vielleicht kriegen wir in der nächsten Saison ja eine bessere Mannschaft zusammen.« Er ist selbst erstaunt, wie wütend es ihn macht und wie sehr es ihn aufrüttelt. Als er in der Umkleide ankommt, könnte er auf der Stelle alles kurz und kleinschlagen. Doch David ist der Einzige, dem es auffällt.

Robban Holts steht voller Selbsthass allein auf der Straße. Er wäre heute nicht mal freiwillig vor die Tür gegangen, wäre sein Alkoholvorrat nicht zur Neige gegangen. Als er das Dach der Eishalle erblickt, rechnet er sich im Kopf aus, in welcher Phase sich das Spiel jetzt befinden müsste. Wenn man die größten Augenblicke seines Lebens schon mit siebzehn hinter sich hatte, lebt man in einer besonderen Art von Beklemmung. Seine ganze Jugend hindurch prophezeiten ihm alle, dass er einmal Profi werden würde, und er vertraute so fest darauf, dass es ihm jetzt vorkommt, als wäre es nicht seine eigene Schuld, dass er es nicht geworden ist, sondern als hätten ihn alle im Stich gelassen. Jeden Morgen wacht er mit dem Gefühl auf, eines besseren Lebens beraubt worden zu sein, und er empfindet einen unerträglichen Phantomschmerz darüber, nicht der geworden zu sein, der er so gern gewesen wäre. Bitterkeit kann sich in die Seele hineinfressen und Erinnerungen auslöschen wie die Spuren an einem Tatort, bis man letztlich nur noch sieht, was zum Motiv passt.

Robban geht die Stufen der Treppe zum »Bärenpelz« hinunter, hält dann jedoch inne, denn drinnen brennt kein Licht. Ramona kippt gerade einen letzten Whisky hinunter und wirft sich eine Jacke über.

»Gut, dass du kommst«, flüstert sie.

»Warum? Wolltest du irgendwohin?«, fragt er verwirrt, denn er weiß genau, dass die kauzige Alte schon seit einem ganzen Jahrzehnt nicht mehr als nur ein paar Schritte vor die Tür der Kneipe gemacht hat.

»Ich werde zu einem Eishockeyspiel gehen«, sagt sie.

Robban beginnt zu lachen, denn etwas anderes kommt ihm gar nicht in den Sinn.

»Und du möchtest, dass ich derweil ein Auge auf die Kneipe habe?«

»Ich möchte, dass du mitkommst.«

Er hört abrupt auf zu lachen. Aber sie muss erst alle Biere streichen, die sie ihm in den letzten vier Monaten angeschrieben hat, bevor er nur einen Schritt zur Tür hinaus setzt.

Frack bleibt die ganze Zeit stehen, obwohl er einen Sitzplatz hat, aber keiner der Zuschauer in der Reihe hinter ihm hat noch länger den Nerv, ihn zurechtzuweisen.

»Dieser verfluchte William Lyt! Selbst Leute im Zeugenschutzprogramm findet man schneller als diesen Kerl auf dem Eis!«, faucht er gegenüber den anderen Sponsoren.

»Was sagten Sie?«, ruft Maggan Lyt zwei Reihen unter ihm.

»Ich sagte ZEUGENSCHUTZPROGRAMM, Maggan!«, wiederholt Frack.

Alle, die in der Reihe zwischen den beiden sitzen, wünschen sich in diesem Augenblick, genau in diesem Programm einen Platz zu ergattern. Eishockey ist in Björnstadt nicht so wichtig. Es bedeutet einfach nur alles.

Bobo sitzt noch immer sprachlos auf der Spielerbank, als das dritte Drittel beginnt; er kann seine Spielminuten an einer Hand abzählen. Er weiß nicht, wie man ein Teil der Gruppe sein kann, wenn man nicht Teil des Spiels ist. Er versucht sich zu beherrschen, aber er liebt diese Mannschaft, er liebt sein Trikot und seine Spielernummer. Doch als er sieht, was alle anderen offenbar nicht sehen, und es nicht begreifen kann, packt er William Lyt in der Box schließlich beim Arm und ruft: »Der Verteidiger will dich unbedingt dazu zwingen, innen durchzulaufen, siehst du das denn nicht? Sie WOLLEN, dass es in der Mitte eng wird, damit für Kevin kein Raum bleibt. Täusch sie einfach und versuch es endlich mal außen rum, dann versprech ich dir, dass …«

William rammt Bobo seinen Handschuh geradewegs in die Fresse.

»Halt die Klappe, Bobo! Was glaubst du eigentlich, wer du bist? Du spielst doch nur im letzten Verteidigerpaar und hast uns in der ersten Reihe gar nichts zu sagen. Geh und hol mir lieber meine Wasserflasche!«

Sein Blick ist so kalt und herablassend, dass Bobo kaum noch das höhnische Gelächter der anderen Spieler hört. Der schmervollste Sturz ist für alle Menschen der Absturz in der Hierarchie. Bobo kennt Lyt schon sein ganzes Leben lang, und die Art und Weise, wie sein Freund ihn jetzt anschaut, hinterlässt ihre Spuren und weckt eine nagende Bitterkeit in ihm. Manch einen lässt diese Bitterkeit nie wieder los und später als Erwachsenen womöglich morgens aufwachen und erkennen, dass man eines besseren Lebens beraubt wurde. Bobo geht los und holt die Wasserflasche, und Lyt nimmt sie ohne ein Wort entgegen. Bobo ist der größte Spieler in der Mannschaft, doch als er sich wieder hinsetzt, fühlt er sich wie der kleinste auf der Ersatzbank.

Ramona bleibt vor der Eishalle im Schnee stehen und flüstert zitternd: »Ich … entschuldige bitte, Robban, aber ich kann … ich … nicht weiter als bis hierher.«

Robban hält ihre Hand. Es war nicht vorgesehen, dass sie so leben muss. Eigentlich sollte Holger dort in der Eishalle sitzen, eigentlich sollte dies hier ihr gemeinsamer großer Tag sein. Robban legt seinen Arm um sie, wie es nur jemand tun kann, der ebenso wie sie seines Lebens beraubt wurde.

»Wir können wieder nach Hause zurückgehen, Ramona. Das macht doch nichts.«

Sie schüttelt den Kopf und durchbohrt ihn förmlich mit ihrem Blick.

»Der Deal war, dass ich die Rechnungen streiche und du zum Spiel gehst, Robban. Ich will unverzüglich hören, wie es ausgegangen ist. Ich

bleibe hier stehen und warte.«

Robban hat viele Eigenschaften, aber genügend Mut, um ihr zu widersprechen, hat er nicht.

Im Leben aller Spieler gibt es eine richtungweisende Situation, in der sie erfahren, wie gut oder wie schlecht sie genau sind. William Lyt erlebt diese zu Beginn des dritten Drittels. Er war noch nie schnell genug für dieses Niveau, doch jetzt wird auch noch offensichtlich, dass er nicht ausdauernd genug ist. Er kommt einfach nicht mit, und die Gegner können ihn dominieren, ohne ihm auch nur nahe kommen zu müssen. Kevin ackert für zwei und scheint immer vier Arme zu haben, die ihm gleichzeitig aus den Schultern wachsen. Benji beherrscht die ganze Eisfläche wie ein Tornado, doch Björnstadt braucht mehr Raum. Lyt gibt zwar alles, was er hat, doch das reicht einfach nicht.

David hat schon während der ganzen unbegreiflichen Saison seine Mannschaftsphilosophie darauf aufgebaut, nicht auf den Zufall zu vertrauen. Sie hoffen nicht einfach nur auf das Beste. Nach dem Bully spielen sie nicht einfach drauflos, sondern verfolgen mit jedem Muster und jeder Bewegung einen bestimmten Plan, eine Strategie und einen Gedanken. Doch es ist wie Sune, der alte Teufel, immer betont: »Der Puck gleitet nicht nur, er hüpft auch.«

Lyt ist gerade unterwegs zu seiner Box, als er gefoult wird. Im Stürzen sieht er noch, wie der Puck auf dem Eis über das Schlägerblatt seines Gegners hüpft, und schiebt ihn aus einem reinen Reflex heraus weiter. Der Puck hüpft über drei weitere Schlägerblätter, und Kevin streckt sich danach, wird aber mit einem brutalen Bodycheck aufs Eis hinuntergepresst. Niemand hat eine Chance, die stürzenden Spieler zu umrunden, doch glücklicherweise ist Benjamin Ovich keiner, der an anderen vorbeiläuft. Er

ist ein Mittendurch-Spieler. Der Puck liegt schon im Tor, als Benji von der Latte am Hals getroffen wird und selbst hineinkracht. Doch selbst wenn es ein zweischneidiges Schwert gewesen wäre statt der metallenen Latte, hätte er den Schmerz nicht gespürt.

2:2. Maggan Lyt steht bereits unten vor der Tür des Sekretariats und hämmert dagegen, um sicherzugehen, dass William als Torvorbereiter aufgeführt wird.

David nickt stumm und klopft Amat auf den Helm. Bengts Pupillen weiten sich aus purem Stress, als er realisiert, was David vorhat.

»Verdammt, David, das meinst du doch nicht ernst, oder?«

Doch David meint es so ernst wie einen Warnschuss.

»Lyt braucht demnächst eine Sauerstoffflasche und danach gleich die letzte Ölung. Wir brauchen mehr Geschwindigkeit.«

»Lyt hat gerade eine Torvorlage gegeben!«

»Das war Glück. Aber wir spielen nicht auf gut Glück. AMAT!«

Amat starrt seinen Trainer nur an. David packt ihn am Helm: »Beim nächsten Bully in unserer Zone will ich, dass du losrennst. Ich scheiß drauf, ob du den Puck erreichst oder nicht, ich will nur, dass sie mitkriegen, wie schnell du bist.«

Er deutet auf die gegnerische Box, und Amat nickt zögerlich. David lässt ihn nicht aus den Augen.

»Willst du, dass aus dir was wird, Amat? Willst du der gesamten Stadt beweisen, dass du ein ganz Großer werden kannst? Dann zeig es ihnen jetzt.«

Beim nächsten Bully in der Abwehrzone flankieren Benji und Amat Kevin. Maggan Lyt steht unterdessen mit beiden Handflächen an der

Plexiglasscheibe klebend vor der Box und brüllt, dass n-i-e-m-a-n-d ihren Sohn in einem Halbfinale ungestraft auswechselt. Bengt schaut David an.

»Wenn wir dieses Spiel verlieren, wird sie dich kastrieren.«

David lehnt sich entspannt gegen die Bande.

»Siegern wird in dieser Stadt großzügig verziehen.«

Draußen auf dem Eis macht Benji genau das, was ihm gesagt wurde: Er schnappt sich den Puck und holt ihn sofort aus der neutralen Zone heraus, so dass er in Richtung der kurzen Bande der Gegner gleitet. Amat tut ebenfalls, was ihm gesagt wurde: Er rennt los. Doch schon während der ersten Schritte verhakt er sich unmittelbar mit einem gegnerischen Verteidiger, und als er sich wieder losgerissen hat, macht es eigentlich keinen Sinn mehr, dem Puck nachzujagen. Aber er tut es dennoch. Durch die Gruppe der Fans auf den Zuschauerrängen, die etwas von Eishockey verstehen, geht ein Raunen. Diejenigen, die nichts davon verstehen, seufzen tief. Der gegnerische Torwart gleitet entspannt aus seinem Tor heraus und nimmt den Puck entgegen. Infolgedessen wird jetzt auf das Tor der Björnstädter geschossen. Als der Schiedsrichter abpfeift, und der Linienrichter einen weiteren Bully durchführt, steht Amat ganz allein sechzig Meter entfernt in der Angriffszone. Die Sponsoren brummen: »Braucht der ’nen Kompass, oder was?«, aber Frack sieht genau das, was David auch sieht. Und was auch Sune gesehen hat.

»Flink wie ein Wiesel mit Feuer unterm Hintern! Den holen sie nicht ein!«, ruft er lächelnd.

Als Amat wieder auf dem Rückweg ist, beugt sich David über den Rand der Bande und ruft: »Noch mal.«

Amat nickt. Der Bully kommt, aber diesmal gelingt es Benji nicht einmal, den Puck aus der neutralen Zone zu befördern, doch Amat rast

trotzdem in voller Fahrt geradewegs auf das gegnerische Tor zu und kommt nicht zum Stehen, bevor er die Bande auf der anderen Seite erreicht hat. Er hört die Buhrufe und das höhnische Gelächter von der Tribüne her: »Hast du dich verlaufen? Der Puck ist ja nicht mal in der Nähe!« Aber er schaut beharrlich zu David rüber. Der Torwart der Björnstädter blockiert den Puck, so dass es erneut einen Bully gibt. David beschreibt mit dem Zeigefinger einen kleinen Kreis in der Luft. »Noch mal.«

Als Amat zum dritten Mal übers Eis rennt, spielt es keine Rolle, wo sich der Puck befindet, denn jetzt wird eine weitere Person in der Eishalle auf seine Geschwindigkeit aufmerksam und ahnt, was gleich passieren wird. Der gegnerische Trainer reißt seinem Assistenten einen Packen Unterlagen aus den Händen und brüllt: »Wer zum Teufel ist das denn? Wer zur Hölle ist die Nummer einundachtzig?«

Amat gelingt es, einen kurzen Blick auf die Tribüne zu riskieren, wo er unmittelbar unterhalb der Cafeteria Maya erblickt, die auf der Treppe steht. Seit seinem ersten Tag in der Grundschule hat er sich danach gesehnt, und jetzt schaut sie ihn endlich an. Er verliert für einen kurzen Augenblick den Fokus, so dass er erst hört, wie Bobo seinen Namen ruft, als er schon unmittelbar neben seiner Box steht.

»AMAT!«

Bobo hängt über der Bande, zerrt am Kragen seines Trikots und ruft: »Täusch einfach nach innen an und fahr außen rum!«

Für eine halbe Sekunde begegnen sich ihre Blicke, und Bobo braucht nicht zu sagen, was er dafür geben würde, in diesem Moment selbst auf dem Eis zu stehen. Amat nickt wie nach einem Versprechen, und sie klopfen einander auf die Helme. Maya steht noch immer oben auf der Treppe. Beim nächsten Bully kreisen Kevin und Benji um die neutrale Zone und bleiben schließlich vornübergebeugt auf Amats Höhe stehen.

»Hast du noch Mumm in deinen kleinen Hühnerbeinchen?«, fragt Kevin grinsend.

»Gib mir den Puck, dann wirst du es sehen«, antwortet Amat mit blutunterlaufenen Augen.

Kevin hätte den Bully nicht verloren gegeben, auch wenn man ihm die Hände hinterm Rücken gefesselt und eine Pistole an die Schläfe gehalten hätte. Benji spielt den Puck an der Bande entlang und jagt ihm hinterher. Morgen werden seine Oberschenkel so weh tun, dass er nicht einmal mehr aus dem Bett kommt, aber jetzt spürt er rein gar nichts und schüttelt mit einem Check gleich zwei Gegner auf einmal ab. Amat täuscht eine Bewegung nach innen an, schlägt den Puck jedoch weit nach oben in die Luft und rast so schnell außen an seinem Verteidiger vorbei, dass einer der beiden Bewacher von Kevin gezwungen ist, sich von der Nummer neun zu entfernen und stattdessen der Nummer einundachtzig hinterherzujagen. Das ist alles, was Björnstadt braucht. Amat muss mehrere Schlägerhiebe auf die Unterarme einstecken, die sich anfühlen, als würde ihm jemand die Hände abhacken, aber er erreicht den Puck in der Bandenecke und umrundet das Tor. Beim nächsten Atemholen schafft er es, kurz aufzuschauen, und wartet, bis Kevins Schläger das Eis berührt. Dann schießt er den Puck los und wird umgehend zu Boden gestoßen. Damit erhält Kevin zwei Zentimeter Platz, was doppelt so viel ist, wie er benötigt.

Als die rote Lampe hinterm Tor aufleuchtet, purzeln auf den Rängen der Tribüne gestandene Leute übereinander und kommen zu Fall. Sponsoren knallen ihre Kaffeebecher über mehrere Stuhlreihen hinweg als High Five gegeneinander. Zwei fünfzehnjährige Mädchen stellen vor Freude eine ganze Cafeteria auf den Kopf, und ein alter Trainer der ersten Mannschaft, der sonst nie lacht, sitzt lächelnd ganz oben auf der Tribüne. Fatima und

Mira umarmen einander, bis sie auf dem Boden liegen und nicht recht wissen, ob sie noch jubeln oder schon weinen.

Vor der Eishalle steht Ramona allein im Schnee und vernimmt die Schallwellen des lauten Jubels, die ihr entgegenschlagen. »Ich liebe dich«, flüstert sie Holger zu. Dann macht sie kehrt und geht mit einem Lächeln im Herzen allein wieder zurück nach Hause. All dies passiert zwischen den Menschen und dem Eishockey, zwischen einer Stadt, die an den Sieg glaubt, und einer Welt, die ihr jahrelang eingeflüstert hat, den Glauben aufzugeben. Im ganzen Gebäude gibt es keinen einzigen Atheisten mehr.

Kevin dreht sich um und fährt geradewegs auf seine Box zu, wobei er seine Mannschaftskameraden wegstößt, die versuchen, ihn zu umarmen, und stattdessen über die Bande springt, wo er sich geradewegs in Davids Arme stürzt.

»Für dich!«, flüstert der Junge, und David hält ihn fest, als wäre er sein eigenes Kind.

Zwanzig Meter entfernt rappelt sich Amat wieder vom Eis hoch. Er könnte sich ebenso gut in einer ganz anderen Halle befinden, denn niemand würdigt ihn auch nur eines Blickes. Direkt nach seinem Pass hat ihm der Verteidiger mit voller Kraft den Schläger und den Ellenbogen in den Nacken gerammt, und Amat ist so hart mit dem Kopf aufs Eis geknallt, als hätte ihn jemand kopfüber in einen leeren Swimmingpool gestoßen. Er hat nicht mal gesehen, wie das Tor gefallen ist. Als er schließlich wieder auf die Knie hochgekommen ist, liefen bereits alle Spieler aus Björnstadt hinter Kevin her in Richtung Box, und alle Zuschauer auf der Tribüne folgten mit dem Blick der Nummer neun. Inklusive Maya.

Die Nummer einundachtzig, die Zahl, die er sich ausgesucht hat, weil seine Mutter in diesem Jahr geboren wurde, steht noch am Rand des

Spielfelds und betrachtet die Anzeigetafel. Es ist der schönste und zugleich schlimmste Augenblick, den Amat je auf dieser Eisfläche erlebt hat. Er rückt seinen Helm zurecht und stößt sich mit zwei einsamen Schritten ab, um ebenfalls zur Box zu fahren und sich hinzusetzen, als sich jemand von hinten auf Schlittschuhen nähert und ihm zweimal auf den Helm klopft.

»Das Mädchen wird dich sehen, wenn wir das Finale gewinnen«, ruft Benji lächelnd.

Noch bevor Amat etwas entgegnen kann, ist Benji schon weitergefahren und hat sich in Erwartung des nächsten Bullys an die Mittellinie gestellt. Lyt will gerade über die Bande aufs Eis springen, als David ihn stoppt und Amat zuruft, auf dem Eis zu bleiben. Als Kevin in den Mittelkreis gleitet, nicken Nummer neun und Nummer einundachtzig einander kurz zu. Amat ist jetzt einer von ihnen, und für ihn spielt es keine Rolle, wie viele Leute auf der Tribüne es in diesem Moment begreifen.

Peter verliert nach dem Abpfiff völlig die Orientierung. Während er in der einen Sekunde noch einem anderen Zuschauer grölend in den Armen liegt, stürzt er in der nächsten mit dem Kopf voran über einen ganzen Tribünenabschnitt und rappelt sich schließlich mit Ohrensausen wieder auf, weil alle um ihn herum lauthals schreien: Alte wie Junge; Leute, die diesen Sport lieben, aber auch solche, denen er sonst egal ist. Als er plötzlich in den Armen eines laut jubelnden Fremden liegt, hat er keine Ahnung, wie es zugegangen ist, doch als er aufschaut, sieht er, dass es Robban Holts ist, mit dem er gerade auf der Treppe tanzt. Sie halten kurz inne und schauen einander an, und dann fangen sie an zu lachen, ohne wieder aufhören zu können. Einen einzigen Abend lang sind sie wieder siebzehn.

Eishockey ist nur ein lächerliches unbedeutendes Spiel, dem wir uns Jahr für Jahr hingeben, ohne darauf hoffen zu können, im Gegenzug irgendetwas zurückzubekommen. Wir opfern alles, was wir haben, brennen fürs Eishockey, bluten und weinen im vollen Bewusstsein darüber, dass das absolut Größte, was uns dieser Sport geben kann, im besten Fall unbegreiflich klein und wertlos ist: Es sind nur ein paar vereinzelte Augenblicke. Das ist alles.

Aber was zum Teufel macht das Leben sonst aus?

19

Das Adrenalin bewirkt merkwürdige Dinge im Körper. Als der Abpfiff ertönt, springen Mütter und Väter über die Bande, seriöse Unternehmer und Fabrikdirektoren rutschen auf ihren glatten Schuhsohlen auf dem Eis herum und umarmen einander wie übermüdete Kleinkinder. Als Kevin Benji und sich selbst in eine riesige grüne Fahne einhüllt und die beiden eine Ehrenrunde drehen, sind die Ränge der Tribüne vor ihnen bereits leer. Die Eisfläche ist angefüllt mit den Bewohnern des gesamten Ortes. Überall sind Menschen, die gemeinsam mit Freunden aus Kindertagen, Klassenkameraden, Eltern, Geschwistern, Verwandten oder Nachbarn auf dem Eis herumrutschen, hinfallen, lachen, jubeln und weinen. Wie lange wird sich die Stadt daran erinnern? Nicht besonders lange. Einfach nur für immer.

Wenn man beim Eishockey verliert, fühlt es sich an wie ein Kopfstoß mitten ins Herz. Wenn man gewinnt, gehören einem die Wolken. Heute Abend ist Björnstadt einfach himmlisch.

Peter bleibt an der Bandenecke stehen, setzt sich ganz allein aufs Eis und lacht. All die Stunden im Büro, all der Ärger, die schlaflosen Nächte und angsterfüllten Morgenstunden sind es angesichts dieses Augenblickes wert gewesen, und zwar jede einzelne davon. Er sitzt noch immer da, als sich die Eisfläche langsam leert. Robban Holts setzt sich neben ihn, und beide müssen grinsen.

Das Adrenalin bewirkt merkwürdige Dinge, besonders wenn es sich allmählich wieder abbaut. Peter bekam in seiner Zeit als Spieler immer eingetrichtert, wie wichtig es sei, »den Adrenalinspiegel unter Kontrolle zu behalten«, was er nie begriff, denn bei ihm stellte sich der absolute Fokus auf dem Eis, die nötige Konzentration und die Fähigkeit, sich ganz aufs Hier und Jetzt zu konzentrieren, immer von selbst ein. Erst als er sich zum ersten Mal ein Spiel von der Tribüne aus ansehen musste, begriff er, wie eng der Adrenalinausstoß mit dem Gefühl aufkommender Panik zusammenhängt. Die biologischen Instinkte, die den Körper in Kampfbereitschaft und Leistungsfähigkeit versetzen, sind dieselben, die einem auch Todesangst einflößen können.

Während seiner aktiven Karriere musste Peter beim Abpfiff eines Spiels immer an eine Achterbahn denken, die am Ziel angekommen ist. Manche, die darin sitzen, denken »gut, dass es vorbei ist«, während andere am liebsten weiterfahren würden und sich wünschen »noch mal!«. Sein erster Wunsch nach einem Spiel lautete immer, weiterzuspielen. Doch jetzt als Sportdirektor muss er Migränetabletten einnehmen, um danach überhaupt einigermaßen zu funktionieren.

Als die letzten Fans, Eltern und Sponsoren mehr als eine Stunde danach im Siegestaumel die Eishalle verlassen und laut grölend »WIR SIND DIE BÄREN, WIR SIND DIE BÄREN, WIR SIND DIE BÄREN, DIE BÄREN AUS BJÖRNSTADT!« auf den Parkplatz hinaustorkeln, bleiben Peter und Robban mit ihren Erinnerungen allein zurück.

»Hast du Lust, noch mit ins Büro hochzukommen?«, fragt Peter, und Robban lacht auf.

»Mein Lieber, das hier ist unser erstes Date. So ’n Mädel bin ich nicht.«

Peter muss ebenfalls lachen. »Sicher? Wir könnten Tee trinken und uns alte Mannschaftsfotos angucken!«

Robban streckt ihm seine Hand hin.

»Grüß deine Jungs von mir, okay? Sag ihnen, dass heute Abend ein stolzer alter Hase hier war und sie bewundert hat.«

Peter drückt seine Hand. »Komm doch mal zum Abendessen vorbei. Mira würde sich auch freuen, dich wiederzusehen!«

»Klar!«, lügt Robban, und sie wissen es beide.

Dann trennen sich ihre Wege. Das Leben besteht immer nur aus Augenblicken.

Die Kabine ist fast leer. Nach all dem Adrenalinausstoß der jungen und alten Männer mit bloßen Oberkörpern und Bier in den Haaren, nach ihrem Gegröle und ihren Tanzeinlagen, dem Herumspringen auf den Bänken und dem Hämmern mit den Fäusten gegen die Wände herrscht jetzt eine ohrenbetäubende Stille. Nur Amat ist noch da. Er geht umher und sammelt Tapereste vom Fußboden auf. Peter kommt den Gang entlang und bleibt überrascht stehen.

»Was machst du denn noch hier, Amat?«

Der Junge errötet.

»Sagen Sie es bitte nicht weiter, okay? Ich meine, dass ich hier den Dreck wegmache. Ich will nur kurz das Gröbste einsammeln.«

Peter verspürt vor Scham einen Kloß im Hals. Er erinnert sich noch an die Zeit, in der er den Jungen dabei beobachtete, wie er auf der Tribüne Dosen einsammelte, damit Fatima ihrem damals acht- oder neunjährigen Sohn überhaupt eine neue Eishockeyausrüstung kaufen konnte. Sie war zu stolz, um Almosen anzunehmen, so dass sich Peter und Mira gezwungen sahen, gefälschte Anzeigen im Lokalblatt aufzugeben, woraufhin jedes Jahr wie durch Zufall günstige abgelegte Klamotten genau in Amats Größe

auftauchten. Mira baute damals ein Netzwerk von Menschen bis nach Hed auf, die abwechselnd als Verkäufer agierten.

»Nein … natürlich nicht, Amat, mir würde nie in den Sinn kommen, es den anderen weiterzusagen«, murmelt er.

Amat schaut verständnislos auf und schnaubt verächtlich.

»Den anderen? Ich pfeif drauf, was Sie den anderen sagen. Aber erzählen Sie es bloß nicht meiner Mutter! Sie ist nämlich stinksauer, wenn ich ihren Job mache!«

Peter wünscht, er könnte dem Jungen irgendetwas Anerkennendes sagen. Beispielsweise, wie unfassbar stolz er ihn heute Abend auf dem Eis gemacht hat. Aber ihm fehlen die Worte, und er weiß nicht, wie er anfangen soll. Als er es versucht, kommt er sich wie ein miserabler Schauspieler vor. Manchmal ist er so neidisch auf Davids Fähigkeit, seine jungen Spieler dazu zu bringen, ihn zu lieben, dass es ihn fast in den Wahnsinn treibt. Sie vertrauen David und vergöttern ihn. Peter beneidet ihn wie ein Vater, der verloren auf dem Spielplatz steht und andere einfallsreiche Eltern beneidet, die alle Kinder dazu bringen, vor Lachen loszukreischen.

Also behält er seine Gedanken für sich, lächelt nur und sagt mit einem Nicken: »Du bist wahrscheinlich der einzige Teenager auf der Welt, der von seiner Mutter geschimpft bekommt, weil er zu viel aufräumt.«

Amat reicht ihm das Oberhemd eines Erwachsenen.

»Jemand von den Sponsoren hat es hier vergessen.«

Es stinkt nach Alkohol. Peter schüttelt sachte den Kopf.

»Du … Amat … ich …«

Ihm fehlen erneut die Worte, so dass er nur sagt: »Ich denke, du solltest lieber auf den Parkplatz rausgehen. Du hast diese Eishalle noch nie nach einem solchen Match verlassen. Ich finde, du solltest … Dort erwartet dich

etwas, das … nur ganz wenigen vergönnt ist. Du wirst wie ein … Sieger durch die Tür schreiten.«

Amat wird erst begreifen, was es damit auf sich hat, als er seine Sachen zusammenpackt, in den Korridor hinausgeht und das Gebäude verlässt. Erwachsene Menschen jubeln und applaudieren, als sie ihn erblicken, einige ältere Mädels aus seiner Schule rufen laut seinen Namen, Bobo umarmt ihn, Benji fährt ihm anerkennend mit den Fingern durchs Haar, und alle wollen ihm die Hand geben. Ein Stück entfernt sieht er Kevin stehen, der gerade von der Lokalzeitung interviewt wird und danach für eine Horde von Kindern Autogramme schreibt, deren Mütter ihn aufgeregt darum bitten, jeweils zwei Fotos machen zu dürfen: eines mit Kevin und ihrem Kind und ein weiteres mit Kevin und ihr selbst.

Amat wird durch alle Umarmungen und anerkennenden Schläge auf den Rücken hin und her geschubst und hört sich schließlich selbst den Schlachtruf »WIR SIND DIE BÄREN AUS BJÖRNSTADT« mitgrölen, bis es in seinem Brustkorb zu brennen beginnt und er merkt, dass die anderen noch lauter grölen, weil er es tut und sie an dem teilhaben wollen, was er jetzt verkörpert.

Der Rausch verursacht ein Prickeln in seinem ganzen Körper, die Endorphine kochen über, und im Nachhinein wird er sich daran erinnern, wie er in diesem Augenblick dachte: »Wie kann man so etwas nur erleben, ohne zu glauben, man wäre unsterblich?«

Mira räumt die Cafeteria auf. Maya und Ana kommen umgezogen und frisch geschminkt aus der Damentoilette und lachen erwartungsfroh.

»Ich … übernachte heute bei Ana. Wir wollen zusammen … lernen«, zwitschert Maya lächelnd.

Ihre Tochter lügt natürlich, was die Mutter daraufhin ebenfalls tut, indem sie vorgibt, es nicht zu merken. Beide balancieren gerade auf dem schmalen Grat im Leben, wo sie sich gleichviel umeinander sorgen. Der Kindheit folgen im Teenageralter ein paar Jahre der Ebenbürtigkeit, bevor sich dieses Gleichgewicht verschiebt und Maya alt genug sein wird, um sich mehr um ihre Eltern zu sorgen als andersherum. Bald ist sie nicht mehr Miras kleines Mädchen, sondern Mira wird Mayas kleine Mama sein. Als Erwachsener braucht es nicht viel, um sein Kind loszulassen. Einfach nur alles.

Peter betritt das Büro des Direktors, das überfüllt ist mit herumtorkelnden, betrunkenen erwachsenen Männern.

»Aaah, danach hab ich schon die ganze Zeit gesucht!«, brüllt Frack und nähert sich Peter schwankend mit nacktem Oberkörper, um ihm sein Hemd aus der Hand zu reißen.

Peter wirft ihm einen finsteren Blick zu.

»Ich will nie wieder hören, dass du Alkohol in die Kabine mitnimmst. Das sind schließlich noch Kinder, Frack!«

»Ach was, das sind keine Kinder mehr, Peter, hör auf! Lass die Jungs doch feiern!«

»Ich lass sie ja auch feiern, aber ich glaube, dass hier einige erwachsene Jungs ihre Grenzen kennen sollten.«

Frack wischt die Worte weg wie kleine nervtötende Insekten. Zwei Männer hinter ihm mit Bierdosen in den Händen sind gerade in eine enthusiastische Diskussion über die Spieler der ersten Mannschaft des Klubs vertieft und bezeichnen einen ihrer Stürmer als »so bekloppt, dass er nicht mal ohne Begleitung beim Bäcker ’n Brot kaufen kann«, sowie einen Torwart mit den Worten: »Mensch, was ’n Schwachkopf, der hat doch glatt ’ne Frau geheiratet, von der alle wissen, dass sie vor ihm mit der halben

Mannschaft gepennt hat und nach ihm ganz sicher die andere Hälfte flachlegt.« Peter weiß nicht genau, ob die Männer Sponsoren oder nur Freunde von Frack sind, aber er hat diese Art von Gesprächen schon tausendmal gehört und sich noch immer nicht an die Hierarchien in diesen Räumen gewöhnt. Die Spieler dürfen über den Schiedsrichter herziehen, aber nie über den Trainer, der Trainer darf die Spieler kritisieren, aber nie den Sportdirektor, der Sportdirektor kritisiert den Klubdirektor nicht, der Klubdirektor nicht den Vorstand, und der Vorstand nicht die Sponsoren. An der Spitze befindet sich also eine Gruppe Anzugträger, die gerade hier im Raum stehen und völlig ungeniert über die Spieler herziehen, als wären es Rennpferde. Oder Produkte.

Frack zieht Peter liebevoll am Ohrläppchen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

»Jetzt spiel nicht die beleidigte Leberwurst, Peter, heute ist doch dein Abend! Erinnerst du dich noch daran, als du vor zehn Jahren sagtest, du würdest hier im Klub die Jugendarbeit aufbauen? Als du meintest, dass wir eines Tages eine Juniorenmannschaft haben, die sich mit den besten des Landes messen kann? Damals haben wir dich ausgelacht. Alle haben dich ausgelacht. Und jetzt stehen wir hier! Heute ist dein Abend, Peter. DU hast das hier vollbracht!«

Peter windet sich aus dem Würgegriff, in den der betrunkene, ausgelassene Frack seinen Kopf gezwängt hat. Die anderen Sponsoren beginnen, einander mit lautstarken Kommentaren die Trophäen aus ihren jeweiligen Eishockeykarrieren in Form von Narben und Zahnersatz zu zeigen. Doch niemand fragt Peter danach. Er hat auch keine Narben, hat nie irgendwelche Zähne verloren und sich auch nie geprügelt. Er ist nie gewaltbereit gewesen.

Dann beginnt eines der Vorstandsmitglieder, ein sechzigjähriger bierseliger Geschäftsführer eines Lüftungsherstellers, wild im Raum herumzuspringen, wobei er Peter auf den Rücken klopft und grinsend ruft: »Frack und ich haben uns mit den Kommunalpolitikern getroffen! Sie waren heute Abend auch hier! Und ich kann rein informell berichten, dass es VERDAMMT gut aussieht für deine neue Espressomaschine!«

Peter seufzt, entschuldigt sich und verlässt das Büro. Als er draußen im Gang David erblickt, ist er erleichtert, obwohl ihn die anhaltend arrogante Art des Juniorentrainers normalerweise in den Wahnsinn treibt, denn momentan ist er der einzig Nüchterne in der Nähe.

»David!«, ruft er.

David geht weiter, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, und Peter versucht ihn im Laufschritt einzuholen.

»David! Wohin willst du?«

»Ich schau mir jetzt die Aufnahme des Spiels an«, antwortet der Trainer automatisch.

Peter lacht auf.

»Willst du denn gar nicht mitfeiern?«

»Ich feiere erst, wenn wir das Finale gewonnen haben. Dafür habt ihr mich doch eingestellt. Um es zu gewinnen.«

Seine Arroganz ist sogar noch stärker als sonst. Peter seufzt und schiebt unbeholfen seine Hände in die Hosentaschen.

»David … nun komm schon. Ich weiß, dass wir beide nicht immer einer Meinung gewesen sind, aber das hier ist dein Sieg. Du hast ihn dir verdient.«

Davids Augen verengen sich zu schmalen Schlitzen, er deutet mit dem Kinn in Richtung des Büros mit den Sponsoren und entgegnet: »Nein, Peter.

Es ist genau so, wie alle da drin sagen: Das hier ist DEIN Abend. Du bist doch der Star in diesem Klub, oder? So ist es schon immer gewesen.«

Peter bleibt mit einem zunehmenden Unwohlsein in der Magengegend stehen, von dem er nicht recht weiß, ob es durch Scham oder eher Wut verursacht wird. Seine Stimme klingt aufgebrachter als beabsichtigt, als er David hinterherruft: »Ich wollte dir doch nur gratulieren!«

David dreht sich um und lacht resigniert.

»Du solltest besser Sune gratulieren. Er hat schließlich vorhergesagt, dass du und ich es schaffen können.«

Peter räuspert sich.

»Ich … er … ich hab ihn auf der Tribüne nirgends entdecken können …«

David blickt Peter in die Augen, bis Peter den Kopf senkt. David nickt ernüchtert.

»Er hat auf seinem Platz gesessen wie immer. Und das weißt du auch. Von deinem Büro aus hättest du eigentlich ’n Umweg machen müssen, um nicht direkt an ihm vorbeizukommen.«

Peter flucht im Stillen und macht kehrt. Davids Worte hallen ihm hinterher: »Ich weiß, was hier läuft, Peter, ich bin kein naiver kleiner Junge mehr. Ich werde Sunes Job übernehmen, weil es an der Zeit ist und weil ich es verdient habe. Aber ich weiß auch, dass es mich zu einem Schwein macht. Nur vergiss nicht, wer es ist, der ihm die Tür weist. Versuch dir ja nicht einzureden, dass es nicht deine Entscheidung ist.«

Peter fährt mit geballten Fäusten herum.

»Pass gut auf, was du jetzt sagst, David!«

David weicht nicht zurück.

»Was passiert sonst? Hast du etwa vor, mich zu schlagen?«

Peters Kinn zittert, während David unbeweglich stehen bleibt. Schließlich schnaubt David herablassend. Auf seinem Kinn prangt eine lange Narbe, und in der Falte zwischen Wange und Kinn eine weitere.

»Nein, hab ich's mir doch gedacht. Du bist ja schließlich Peter Andersson. Du lässt immer die anderen deine Strafminuten absitzen.«

David knallt nicht einmal die Tür hinter sich zu, als er in sein Büro geht, sondern schließt sie lautlos. Dafür und weil er recht hat, hasst Peter ihn am meisten.

Kevin wirkt während des Interviews durch die Lokalzeitung völlig unberührt. Andere Jungs in seinem Alter würden vor Nervosität fast platzen, aber er bleibt ganz ruhig und professionell. Er schaut der Journalistin ins Gesicht, aber nicht in die Augen, sondern richtet seinen Blick entweder auf ihre Stirn oder auf die Nasenwurzel, gibt sich entspannt, aber nicht lässig, ist nicht unhöflich, aber auch nicht übertrieben nett und antwortet auf alle Fragen, ohne irgendetwas von sich preiszugeben. Als sie ihn zum aktuellen Spiel befragt, murmelt er, dass es darum gehe, »viele Kilometer auf dem Eis zurückzulegen, den Puck möglichst oft ins Tor zu schießen und alle Chancen zu nutzen«. Auf die Frage hin, was seiner Meinung nach ein Sieg im Finale für die Stadt und die Menschen hier bedeuten würde, betet er roboterhaft herunter: »Wir konzentrieren uns jeweils auf das nächste Match und darauf, Eishockey zu spielen.« Und als sie ihn schließlich darauf hinweist, dass einer der gegnerischen Spieler, den sein Mannschaftskamerad Benjamin Ovich kurz vor Spielende gefoult hat, eine Gehirnerschütterung erlitten hat, behauptet Kevin, ohne mit der Wimper zu zucken: »Die Situation hab ich nicht mitbekommen.«

Er ist siebzehn Jahre alt und bereits mediengeschult wie ein Politiker. Dann lässt er sich von der Menschenmenge wegtragen, noch bevor die

Reporterin ihm weitere Fragen stellen kann.

Amat entdeckt seine Mutter irgendwo im Gedrängel und küsst sie auf die Stirn. Sie flüstert ihm mit Tränen in den Augen zu: »Geh nur, geh!« Er umarmt sie lachend und verspricht ihr, pünktlich wieder zu Hause zu sein. Sie weiß, dass er lügt, aber es macht sie überglücklich.

Zacharias steht ganz hinten auf dem Parkplatz am äußersten Rand der Zugehörigkeitsskala, während sein bester Freund zum ersten Mal im innersten Kreis steht. Die Erwachsenen steigen nach und nach in ihre Autos und fahren davon; sie lassen die Jugendlichen mit ihrem größten Abend allein, und als die Spieler in Gesellschaft diverser Mädchen zur Party aufbrechen, an der fast alle teilnehmen, wird schmerzhaft offensichtlich, wer dazugehört und wer nicht.

Zacharias wird Amat nicht fragen, ob der ihn vergessen hat oder schlicht und einfach auf ihn pfeift. Aber einer von beiden geht los, während der andere zurückbleibt, und nichts ist mehr so, wie es einmal war.

Peter begegnet Maya und Ana auf dem Weg zur Cafeteria. Zu seinem Erstaunen wirft sich seine Tochter ihm an den Hals, was sie zuletzt getan hat, als sie fünf war und er nach der Arbeit nach Hause kam.

»Ich bin so stolz auf dich, Papa«, flüstert sie.

Er hat sie selten so widerwillig losgelassen wie in diesem Augenblick. Nachdem die Mädchen die Treppe hinuntergerannt sind, herrscht in der Eishalle eine Stille, die nur von seinen eigenen Atemgeräuschen und dann von der Stimme seiner Frau unterbrochen wird:

»Bin ich jetzt dran, Superstar?«, ruft Mira.

Peter lächelt melancholisch und geht auf sie zu. Sie nehmen sich sachte an den Händen und beginnen langsam in kleinen Kreisen zu tanzen, bevor

Mira mit beiden Händen Peters Gesicht umschließt und ihn so heftig küsst, dass ihm fast peinlich ist. Das kann sie noch immer bei ihm bewirken.

»Du siehst nicht so glücklich aus, wie du eigentlich solltest«, flüstert sie.

»Doch, doch«, versucht er es.

»Geht es um Sune?«

Er verbirgt sein Gesicht an ihrem Hals.

»Die Sponsoren wollen nach dem Finale öffentlich machen, dass David übernimmt. Und sie wollen Sune dazu zwingen, selbst zu gehen. Sie glauben, dass es in den Medien einen schlechten Eindruck macht, wenn er gefeuert wird.«

»Das ist aber nicht deine Schuld, Liebling. Du kannst nicht alle retten und auch nicht die ganze Welt auf deinen Schultern tragen.«

Er antwortet nicht. Sie krault ihm den Kopf und lächelt.

»Bist du übrigens deiner Tochter begegnet? Sie hat vor, bei Ana zu ›lernen‹.«

»Ziemlich viel Schminke, um Gleichungen zu lösen, oder?«, murmelt Peter.

»Teenagern zu glauben ist ziemlich schwierig, wenn man selbst mal einer gewesen ist. Ich weiß noch, wie ich mit ’nem anderen Jungen …«

»Ich will es gar nicht hören!«

»Jetzt reiß dich zusammen, Liebling, ich hatte ja schließlich auch ein Leben vor dir.«

»NEIN!«

Er hebt sie so unvermittelt mit beiden Armen vom Boden hoch, dass ihr die Luft wegbleibt. Das kann er noch immer bei ihr bewirken. Sie kichern wie zwei Jugendliche.

Durchs Fenster der Cafeteria sehen sie Maya und Ana gemeinsam mit den Eishockeyspielern und ihren Klassenkameraden die Straße hinuntergehen und schließlich im Schneetreiben verschwinden. Jetzt, wo es dunkel ist, fällt die Temperatur schnell.

Noch weiß es keiner, aber es wird ein Sturm aufkommen.

20

Adrenalin bewirkt merkwürdige Dinge. Überstrapazierte Lautsprecher lassen die Fensterscheiben in der Villa von Familie Erdahl vibrieren, und das Erdgeschoss füllt sich so rasch mit Partygästen, als würden sie durch Löcher in der Decke fallen. Die meisten Spieler sind bereits hoffnungslos betrunken, und die übrigen Gäste sind auch nicht mehr weit davon entfernt. Kevin ist kein Anfänger darin, sturmfreie Bude zu haben. Alle trinken aus Pappbechern, die Bilder an den Wänden sind abgehängt, zerbrechliche Gegenstände entfernt und die Möbel in Folie gehüllt worden. Zwei Junioren stehen die ganze Nacht lang abwechselnd Wache an der Treppe zum Obergeschoss und sorgen dafür, dass niemand hinaufgeht. Über Kevin kann man sagen, was man will, aber er glaubt genau wie sein Trainer an Vorbereitung und Planung und überlässt nichts dem Zufall. Die Putzfrau kommt früh am nächsten Morgen, und sie pflegt immer zu sagen, dass Kevin in diesem Haus jemanden ermorden könnte, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen. Sie wird gut dafür bezahlt, dass sie seinen Eltern nichts weitersagt, und auch die Nachbarn, die sich an einem Abend wie diesem mit Ohrenstöpseln schlafen legen, werden so tun, als wären sie gar nicht zu Hause gewesen, falls jemand fragt.

Keiner der Gäste wundert sich inzwischen noch darüber, dass Kevin der Einzige zu sein scheint, der auf seiner eigenen Party keinen Spaß hat. Während sich im Wohnzimmer Teenager grölend und bei zunehmendem Verlust von Kleidungsstücken betrinken, ist es auf der anderen Seite der gut isolierten Hauswände im Garten fast still. Kevin, der noch immer einen

Schuss nach dem anderen aufs Tor abgibt, tropft der Schweiß vom Gesicht herunter. Nach einem Spiel fällt es ihm jedes Mal schwer, wieder runterzukommen, aber nach einem Sieg wird er zumindest nicht aggressiv. Nach einer Niederlage hingegen sind die ganze Terrasse und die kleine Eisbahn mit zerbrochenen Schlägern und jeder Menge Glasscherben übersät. Benji sitzt wie immer mit völlig gleichgültiger Miene an einem Kunststofftisch und rollt eine Zigarette nach der anderen flink zwischen seinen Fingerspitzen, um den Tabak hinauszubefördern, ohne die Papierhülle zu zerstören. Dann füllt er den Hohlraum mit Gras, rollt die Spitze wieder zusammen, umschließt den Filter vorsichtig mit den Zähnen, zieht ihn heraus und ersetzt ihn mit einem zusammengefalteten Stückchen dünner Pappe. Er muss diese Technik anwenden, weil die Besitzerin des Tabakladens in Björnstadt die Schwester des Schulleiters ist und er dort nicht mehr Zigarettenpapier als Tabak kaufen kann, ohne dass jemand misstrauisch wird. Es übers Internet zu bestellen ist ausgeschlossen, denn Benjis Mutter kontrolliert die eingehende Post wie ein Sprengstoffspürhund. Obwohl niemand Kevin je hat rauchen sehen, lässt er sich schon seit mehreren Jahren auf all seinen Partys zwei Zigaretten pro Person aushändigen, um Benji etwas zum Drehen geben zu können. Merkwürdigerweise entspannt es Kevin, seinen Idioten von Freund so auf seine Drogenproduktion konzentriert zu sehen.

»Irgendwann werd ich dich noch an eine dieser Kinderarbeitsfabriken in Asien verkaufen. Mit deinen kleinen Fingern könntest du schneller Fußbälle zusammennähen als irgend ’ne andere kleine Rotznase«, sagt Kevin grinsend.

»Soll ich dir vielleicht ’n größeres Netz knüpfen, damit du irgendwann mal das Tor triffst?«, fragt Benji, und ohne aufschauen zu müssen, duckt er sich blitzschnell, als Kevin einen Puck um Haaresbreite so heftig über ihn

hinwegschießt, dass die Holzwand hinter ihm noch mehrere Minuten lang schwingt.

»Vergiss nicht, auch ’n paar für die Putzfrau zu drehen«, erinnert ihn Kevin.

Benji vergisst es nicht, denn es ist schließlich nicht das erste Mal, dass sie eine Party geben.

Amat betritt das Haus mit offenstehendem Mund.

»Äh, wie jetzt? Hier wohnt nur … EINE Familie?«

Bobo und Lyt lachen und schieben ihn weiter in Richtung Küche. Lyt ist schon so betrunken, dass er nicht einmal mehr einen Magneten an eine Kühlschranktür heften könnte. Sie trinken »Knockshots«. Amat weiß nicht genau, was sie enthalten, aber sie schmecken nach selbstgebranntem Schnaps und Halspastillen, und jedes Mal, wenn man einen runtergekippt hat, muss man seinem Gegenüber mit der Faust auf den Brustkorb schlagen und »KNOCKSHOT« brüllen. Nachdem man fünf oder sechs davon getrunken hat, kommt es einem wie die normalste Sache der Welt vor.

»Du kannst heute Abend ALLE Mädels hier flachlegen; jetzt nach unserem Sieg sind das ALLES Eishockeyhuren!«, lallt Lyt mit einer Geste über das dichte Gedrängel im Haus hinweg und zerrt im nächsten Augenblick heftig an Amats Pulli, während er brüllt: »Aber nur, wenn nicht Kevin, Benji oder ich sie haben wollen. Die erste Reihe hat die erste Wahl!«

Amat wird sich später daran erinnern, dass Bobo angesichts von Lyts Worten ebenso peinlich berührt wirkt wie er selbst. Es ist das erste Mal, dass er Bobo unsicher erlebt. Als Lyt davontorkelt und grölt: »Ich hab heut Abend ’ne Torvorlage gemacht! Wer will ficken?«, stehen sich die beiden anderen Jungs in der Küche betreten gegenüber. Dann trinken sie weiter, schlagen einander auf die Brust und brüllen »KNOCKSHOT«, um nichts

sagen zu müssen, denn beide sind überzeugt davon, dass man ihrer Stimme anhört, dass sie noch unschuldig sind.

Maya und Ana sind unter den Letzten, die zur Villa kommen, denn Ana musste unterwegs ungefähr zwei Dutzend Mal stehen bleiben und ihr Make-up kontrollieren. Jeden Monat ist sie von einem anderen ihrer Körperteile besessen, und im Augenblick sind es gerade ihre Wangenknochen. Vor nicht allzu langer Zeit war es noch ihr Haaransatz, und da hatte sie Maya allen Ernstes gezwungen, ihr bei der Recherche zu helfen, ob man seine Stirn per OP höher machen könnte.

Bevor sie das Haus betreten, bleibt Maya auf der Straße stehen und bewundert die Aussicht. Von der Straße aus, in der Familie Erdahl wohnt, schaut man auf den See hinunter und weiter bis auf den Wald am anderen Ufer. Dort ist die Natur wilder, die Bäume stehen dichter, und selbst der Schnee scheint kompakter zu fallen. Dahinter erstrecken sich weite verschneite Flächen, die einen als Kind glauben lassen können, man wäre der letzte Mensch auf Erden. In Björnstadt lernt man schnell, dass man genau dort hingehen muss, wenn man außerhalb der Sicht- und Hörweite der Erwachsenen irgendetwas anstellen will. Maya weiß es deswegen, weil Ana sie beide auf jener Seite des Sees schon mehrfach fast umgebracht hätte, als sie noch kleiner waren. Mit zwölf klaute sie einmal ein Schneemobil und fuhr mit Maya die ganze Nacht damit herum. Maya hat es zwar nie zugegeben, aber sie hat sich nie freier gefühlt als damals.

Im Jahr darauf hörte Ana auf zu googeln, wie man die Zündung von Schneemobilen kurzschließt, und fing an, sich über Diäten zu informieren. Maya nimmt sich, bevor sie zur Party hineingeht, einen Augenblick, in dem sie einfach nur dasteht und um die beiden Mädchen trauert, die damals zusammen auf der anderen Seite des Sees gespielt haben. Wenn sie wüsste,

dass sie in ein paar Stunden als völlig anderer Mensch aus diesem Haus wieder herauskommen wird, würde sie hier und jetzt übers Eis fliehen.

Kevin steht auf der Rasenfläche und sieht durch die großen Fenster im Wohnzimmer, wie Maya den Flur betritt. Er schaut sie geradewegs an und merkt nicht, dass Benji ihn währenddessen beobachtet und ihm die Reaktion vom Gesicht abliest. Als Kevin entschlossen auf die Terrassentür zugeht, packt Benji irritiert seine Sachen in den Rucksack und folgt ihm. Die beiden zwängen sich wortlos, aber mit unterschiedlichen Zielen durchs Gedränge im Wohnzimmer. Kevin bleibt vor Maya stehen, bemüht darum, sich seinen rasenden Herzschlag unterm Pulli nicht ansehen zu lassen, während sie ihr Bestes gibt, um ihm nicht zu zeigen, wie glücklich sein Anblick sie macht und wie sehr sie es genießt, dass eine ganze Gruppe älterer Mädchen sie von der Küche aus sehen und dafür hassen.

»Madame«, begrüßt Kevin sie lächelnd und verbeugt sich tief.

»Herr von und zu Shitmagnet, angenehm!«, entgegnet sie lachend und verbeugt sich ebenfalls.

Kevin öffnet den Mund, hält jedoch inne, als er Benji durch die Haustür verschwinden sieht. Er wirkt ebenso enttäuscht darüber wie die Mädchen in der Küche, doch die Enttäuschung in Anas Blick ist am größten und dürfte eigentlich nicht mehr zu steigern sein, ohne dabei entzweizugehen.

Draußen auf der Straße setzt Benji seinen Rucksack auf, schützt die Flamme seines Feuerzeugs gegen den Wind und wartet darauf, dass der Rauch in seine Lungen dringt und sie ausfüllt. Er hört Kevin rufen, dreht sich aber nicht um.

»Jetzt komm schon, Benji, du Idiot! Mach dich nicht lächerlich!«

»Ich feiere nicht mit Kleinkindern, Kev, und das weißt du auch. Wie alt sind sie? Gerade mal fünfzehn?«

Kevin hebt hilflos die Arme.

»Ach, reg dich ab, von mir haben sie die Einladung nicht!«

Benji dreht sich um und schaut seinem besten Freund in die Augen. Es dauert fast zehn Sekunden, bis Kevin loslacht. Einen Versuch war es zumindest wert.

»Du kannst mich nicht anlügen, Kev.«

»Bleibst du trotzdem?«, bittet Kevin ihn grinsend.

Benji schüttelt ruhig den Kopf.

Kevin blinzelt traurig.

»Und was hast du stattdessen vor?«

»Meine eigene Party machen.«

Kevin wirft einen Blick auf seinen Rucksack.

»Rauch nicht so viel, damit du nicht wieder kleine Kobolde mit Messern und so ’nem Scheiß im Wald siehst, okay? Ich hab nämlich keine Lust, rauszugehen und nach dir suchen zu müssen, nur weil du wieder laut heulend und schreiend auf irgendeinem verdammten Baum hockst.«

Benji lacht auf.

»Das ist EIN einziges Mal passiert, und da lag es nicht am Gras.«

»Kannst du dich noch daran erinnern, wie du mich angerufen und geschrien hast ›ICH WEISS NICHT MEHR, WIE MAN BLINZELT!!!‹?«

»Darüber macht man keine Witze. Das war wirklich ’n saublödes Gefühl.«

Kevin sieht aus, als wolle er ihm auf die Schulter klopfen, lässt es aber bleiben.

»Und wenn du irgendeine Karre klaust, dann bitte nicht in dieser Straße, okay? Papa wird nämlich stinksauer!«

Benji nickt, verspricht es aber nicht. Dann zieht er einen Joint aus der Tasche und schiebt ihn Kevin sachte hinters Ohr.

»Für heute Nacht. Mit etwas Tabak drin, so wie du ihn gern magst.«

Dann umarmt Kevin ihn so flüchtig, dass man es kaum sieht, aber dennoch fest genug, dass deutlich wird, wie viel er in diese Umarmung hineinlegt. Nach Eishockeyspielen kann er nie einschlafen, und dann raucht er ausnahmsweise. Nur beste Freunde wissen Dinge wie diese voneinander. Nur zwei Jungs, die früher mit Comics und Taschenlampen zusammen unter der Bettdecke lagen und dabei begriffen, dass sie sich nur deshalb immer als Außenseiter fühlten, weil sie Superhelden waren.

Als Benji in der Dunkelheit von dannen zieht, schaut Kevin ihm lange neidisch hinterher. Er weiß, dass sich die Mädels nur in ihn verlieben, weil er gut Eishockey spielt, und dass er ohne diese Fähigkeit bloß ein ganz normaler siebzehnjähriger Junge wäre. Benji hingegen nicht. In ihn verlieben sie sich aus ganz anderen Gründen. Er hat etwas, was alle haben wollen, eine Ausstrahlung ganz unabhängig davon, was er auf dem Eis macht. Seine Augen signalisieren einem, dass er jeden Augenblick wieder gehen kann, wenn ihm danach ist, ohne auch nur einen letzten Blick über die Schulter zurückzuwerfen. Er fühlt sich nichts und niemandem verpflichtet, und es kümmert ihn rein gar nichts. Während Kevin panische Angst vor Einsamkeit hat, heißt Benji sie wie einen natürlichen Zustand willkommen. Seit seiner Kindheit hat Kevin Angst davor, eines Tages aufzuwachen und festzustellen, dass der andere Superheld verschwunden ist und ihm die Freundschaft mit Kevin gar nichts bedeutet hat.

Benjis Blut hat eine andere Zusammensetzung als das anderer Menschen. Als er auf dem Weg hinunter zum See im Wald verschwindet, denkt Kevin, dass dieser Typ das einzige freie Geschöpf ist, das er kennt.

Es ist das letzte Mal in ihrer Kindheit, dass sie einander sehen. Denn heute Nacht wird sie enden.

21

Maya folgt jeder noch so kleinen Bewegung von Kevin, als er ins Haus zurückkommt. Zuerst sieht er aus wie ein Katzenjunges, das man draußen im Regen ausgesetzt hat. Verlassen und vergessen, obwohl sonst niemand, dem sie je begegnet ist, so stark im Mittelpunkt steht wie er. Im nächsten Augenblick kippt er draußen in der Küche zwei volle Gläser hinunter und brüllt gemeinsam mit Bobo und Amat »KNOCKSHOT!«, und dann springt er mit dem Arm um Lyts Schulter wie wild im Raum umher und grölt »WIR SIND DIE BÄREN!«, bis der Fußboden vibriert.

Sie weiß nicht mehr, wann er ihr den ersten Drink gereicht hat, sondern nur, dass der Inhalt des zweiten Glases nicht mehr ganz so widerwärtig schmeckt. Er wettet mit Lyt ein ums andere Mal, wer seinen Shot am schnellsten runterkippen kann, wobei Kevin jedes Mal gewinnt, bis Maya sarkastisch lächelt und sagt: »Ihr Eishockeyjungs könnt ja nicht mal was trinken, ohne gleich ’n Wettkampf draus zu machen.«

Kevin schaut sie unvermittelt an, als wären sie allein, und scheint es als Herausforderung aufzufassen.

»Hol noch mehr Shots«, fordert er Lyt auf.

»Ja! Renn los, Lyt, ich nehm die Zeit!«, ruft Maya voller Ironie und klatscht dabei in die Hände.

Lyt läuft geradewegs gegen die nächste Wand, und Kevin lacht so schallend, bis er selbst nach Luft ringt. Maya ist fasziniert von ihm, weil er stets im Hier und Jetzt zu leben scheint. Auf dem Eis wirkt es immer so, als denke er an nichts anderes als an Eishockey, während er in anderen

Situationen an gar nichts Bestimmtes zu denken, sondern eher seinen Instinkten zu folgen scheint. Sie wünscht, sie wäre so wie er.

Sie weiß nicht, wie viel sie insgesamt trinken, und wird sich hinterher nur daran erinnern, dass sie gegen Lyt gewonnen hat, weil sie am schnellsten drei Shots hintereinander hinunterkippen konnte, und dass sie später auf einem Stuhl gestanden und triumphierend die Arme in die Luft gereckt hat, als hielte sie einen gigantischen Pokal in Händen.

Kevin gefällt es, dass sie anders ist. Dass ihre Augen ständig in Bewegung sind und alles beobachten. Dass sie zu wissen scheint, wer sie ist. Er wünscht, er wäre so wie sie.

Ana hört nach dem ersten Shot auf zu trinken. Sie weiß nicht genau, warum, aber sie ist eigentlich nur wegen Benji hergekommen, und der ist plötzlich verschwunden. Sie steht mit Maya in der Küche, doch ständig schieben sich irgendwelche Leute zwischen sie. Ana registriert jedes Mal die Blicke der älteren Mädchen, die irgendetwas zwischen Verachtung und Morddrohung widerspiegeln, wenn Kevin über irgendeinen Spruch lacht, den Maya äußert, während sie selbst Lyts zudringliche Hände auf ihrem Po spürt und immer weiter an die Wand zurückweicht. Sosehr sie auch versucht, ihre eigenen Ecken und Kanten abzuschleifen, so dünn und klein sie sich auch macht, sie wird nie hier hineinpassen.

Benji geht übers Eis, bis er die Mitte des Sees erreicht hat. Dort bleibt er rauchend stehen und sieht die Lichter der Stadt erlöschen und ein Haus nach dem anderen dunkel werden. Die harte Eisfläche gibt leicht unter seinen Füßen nach; es ist fast zu spät im Winter, um nachts allein noch so weit draußen zu stehen, selbst hier oben in Björnstadt. Doch er hat schon immer mit dem Gedanken gespielt, wie es wohl wäre, einzubrechen und

unter der Wasseroberfläche in der Kälte und Dunkelheit zu verschwinden, selbst als Kind. Er fragt sich, ob alles, was ihm weh tut, dort unten womöglich weniger schmerzt. Erstaunlicherweise hat ihm der Tod seines Vaters keine Angst vor dem eigenen Tod vermittelt, im Gegenteil. Das Einzige, was Benji nie begriffen hat, ist die Frage, warum sein Vater unbedingt ein Gewehr benutzen musste. Der Wald, das Eis, der See, die Kälte; diese Stadt bietet tausend Möglichkeiten, um eines natürlicheren Todes zu sterben.

Er bleibt dort draußen stehen, bis der Rauch und die Minusgrade ihn äußerlich und innerlich verstummen lassen, dann geht er zurück in den Ort, biegt in eines der kleineren Villenviertel ein und klaut ein Moped, mit dem er nach Hed fährt.

»Warum magst du Eishockeyspieler eigentlich nicht?«, fragt Kevin.

»Weil ihr nicht besonders clever seid«, antwortet Maya.

»Was meinst du damit?«, fragt er aufrichtig interessiert.

»Ihr habt zum Beispiel den Helm erst siebzig Jahre nach dem Sackhalter erfunden«, sagt sie.

»Wir setzen eben Prioritäten!«, entgegnet er lächelnd.

Sie trinken weiter, und als sie wetten, gewinnt er. Er verliert nie.

»Scheune« ist ein schlechter Name für eine Kneipe, insbesondere, wenn sie tatsächlich in einer Scheune liegt. Aber es ist, wie Katias Chef immer zu sagen pflegt: Man hat noch nie jemandem aus Hed vorwerfen müssen, er hätte ZU VIEL Phantasie. Auf der Bühne spielt eine Band vor einer Handvoll sichtlich uninteressierter Männer fortschreitenden Alters wie Alkoholisierungsgrades. Katia steht hinter der Theke, als der Türsteher auf sie zukommt.

»Besitzt dein Bruder ein Moped?«

»Nein.«

Der Türsteher grinst.

»Dann sollte ich ihn wohl besser darum bitten, es hinter die ›Scheune‹ zu stellen.«

Katia, die zweitälteste große Schwester des kleinen Bruders, der ihnen allen eines schönen Tages garantiert den Tod bringen wird, seufzt nur, als Benji reinkommt. Sie weiß zwar nicht genau, ob er die Probleme anzieht oder die Probleme eher ihn, aber sie weiß, dass man bei ihm das eine nie ohne das andere findet. Glück für ihn, dass seine älteste Schwester nicht hier ist, denkt sie, denn dann läge er jetzt mit gebrochenem Genick da. Katia selbst kann ihm einfach nicht böse sein; sie hat es noch nie gekonnt.

»Immer mit der Ruhe, ich werd das Moped schon wieder zurückbringen«, verspricht Benji und bemüht sich zu lächeln, obwohl seine Laune, wie sie ihm ansieht, im Lauf des Abends immer weiter abgestürzt ist.

»Ich hab gehört, dass ihr heute gewonnen habt. Was machst du also hier?«, fragt seine Schwester.

»Ich feiere, das siehst du doch«, antwortet er bitter, woraufhin sie sich vorbeugt und ihn fest aufs Haar küsst.

»Bist du bei Papa gewesen?«

Er nickt. Ihr geliebter kleiner Bruder; sie versteht nur allzu gut, dass sich alle Mädchen in ihn verlieben. »Traurige Augen, wildes Herz; auf diese Art von Männern warten nichts als Probleme«, sagt ihre Mutter immer, und die weiß es aus Erfahrung. Katia ist nie am Grab ihres Vaters gewesen, nicht ein einziges Mal, aber sie denkt manchmal an ihn und daran, wie es wohl gewesen sein muss, sich so schlecht zu fühlen, es aber niemandem

anvertrauen zu können. Es muss schrecklich sein, ein großes Geheimnis vor den Menschen zu haben, die man liebt.

Wenn Benji sich wegen irgendetwas ärgert, taucht er bei seiner jüngsten großen Schwester Gaby auf und spielt mit deren Kindern, bis sein Ärger schließlich an ihm hinabrinnt. Wenn er einfach nur schweigen und nachdenken will, fährt er hoch zu seiner ältesten Schwester Adri mit der Hundezucht. Aber wenn er verletzt ist, kommt er hierher. Zu Katia. Sie tätschelt ihm die Wange, anstatt mit ihm zu schimpfen.

»Könntest du dich kurz hinter die Theke stellen? Ich muss dringend was im Büro erledigen. Du kannst dann später mit zu mir kommen. Die Jungs klären die Sache mit dem Moped«, sagt sie und nickt den Türstehern zu.

Morgen früh werden zwei Männer, mit denen man sich nur ungern anlegt, das Moped wieder an seinen Besitzer zurückgeben und ihm erklären, dass derjenige, der es entwendet hat, »offenbar das falsche genommen und es hier in Hed vergessen hat«. Wenn er es zur Reparatur bringt, wird die Werkstatt für die Kosten aufkommen. Hier in der Gegend hinterfragt man solche Dinge nicht weiter.

»Und lass die Finger vom Bier!«, warnt Katia ihn.

Benji geht hinter die Theke und wartet, bis seine Schwester im Büro verschwunden ist, bevor er sich ein Bier öffnet. Die Band auf der Bühne spielt Coverversionen von alten Rocksongs, denn die muss man spielen, wenn man in Hed auftreten will. Alle Bandmitglieder sehen aus, wie man es hier erwartet; übergewichtig, unterbegabt und ziemlich alltäglich. Alle außer dem Bassisten, der überhaupt nichts Alltägliches an sich hat. Trotz seiner schwarzen Haare und schwarzen Klamotten strahlt er förmlich. Während die anderen ihren Instrumenten krampfhaft etwas entlocken, scheint er einfach nur zu spielen. Er steht auf einer Fläche von anderthalb Quadratmetern, eingeklemmt zwischen einem Verstärker und einem

Zigarettenautomaten, aber er tanzt dort wie in seinem eigenen Königreich. Als stünde die »Scheune« nicht am Ende der Welt, sondern am Anfang.

Der Bassist erblickt den jungen Barmann mit den verwuschelten langen Haaren in der Pause zwischen zwei Stücken. Das restliche Lokal könnte auch ebenso gut leer sein.

Als Ana wieder aus der Toilette herauskommt, steht Lyt direkt vor der Tür. Er lehnt seinen muskulösen Körper gegen ihren und versucht, sie beide durch den Türrahmen wieder hineinzuschieben. Wäre er nicht so betrunken, wäre es ihm vielleicht gelungen, doch Ana entzieht sich ihm mit einer geschmeidigen Bewegung und springt in den Flur hinaus, während er nach der Kante des Waschbeckens tastet, um sich überhaupt auf den Beinen halten zu können.

»Komm schon! Ich hab heut verdammt nochmal ’ne Vorlage gemacht; kriegt man denn gar nichts dafür?«

Ana weicht zurück und linst instinktiv in beide Richtungen des kurzen Flurs, wie Waldtiere es tun, wenn sie nach Fluchtwegen Ausschau halten.

Lyt hebt hilflos die Arme und lallt mit schwerer Zunge: »Ich hab gesehen, wie du Benji angestarrt hast. Voll okay, aber der kommt heut Abend nicht mehr zurück, er ist ’n Junkie, versch… verscht… STEHSU! Er kommt heut nicht mehr zurück zu diesem PLANETEN! Also scheiß auf ihn und konsen … konzen … konzentrier dich lieber auf MICH! Ich hab heut Abend verdammt nochmal ’ne … Vorl… ’ne Vorlage gemacht, und wir ham GEWONNEN!«

Ana knallt ihm die Tür vor der Nase zu und läuft in Richtung Küche. Sie hält nach Maya Ausschau, kann sie aber nirgends entdecken.

Benji schenkt an der Bar Bier aus. Die Band hat aufgehört zu spielen, und Katia hat stattdessen eine Country-CD aufgelegt. Benji dreht sich so abrupt zum nächsten Kunden um, dass er ihm fast ein Glas ins Gesicht rammt. Der Bassist lächelt, und Benji zieht eine Augenbraue hoch.

»Ein Musiker an meiner Bar, sieh mal einer an. Wozu darf das Haus denn einladen?«

Der Bassist legt den Kopf schräg. »Ein Whisky Sour?«

Benjis Grinsen reicht von einem Ohr zum anderen.

»Was glaubst du denn, wo du hier bist? In Hollywood? Du kannst ’n Jackie Cola kriegen.«

Er mixt ihn, während er redet, und schiebt dann mit einer geübten Bewegung das Glas über die Theke. Der Bassist schaut lange darauf, ohne zu trinken, bis er zugibt: »Äh, sorry. Ich mag Whisky nicht mal besonders. Wollte eigentlich nur wie ’n verdammter Rocker klingen.«

»Whisky Sour ist aber gar nicht so verdammt rockig«, klärt Benji ihn auf.

Der Bassist fährt sich mit der Hand durchs Haar.

»Ich hab mal ’nen Barkeeper getroffen, der gesagt hat, dass man alle Menschen als Drinks betrachtet, wenn man nur lange genug auf deiner Seite der Theke steht. Wie ’ne schräge Version dieser Totemtiere, mit denen sich Weissagerinnen und solche Typen beschäftigen. Verstehst du, was ich meine?«

Benji muss laut loslachen, was er nur selten tut.

»Dein Totemtier ist jedenfalls nicht Whisky, das kann ich dir versprechen.«

Der Bassist nickt und beugt sich diskret vor.

»Ich bin auch ehrlich gesagt mehr an brennenden Dingen interessiert als an flüssigen und hab von jemandem hier gehört, dass du mir damit

vielleicht weiterhelfen könntest.«

Benji kippt den Drink des Bassisten runter und nickt.

»Und an was hast du gedacht?«

Amat und Bobo haben eigentlich gar nicht vor, in den Garten rauszugehen. Es ergibt sich einfach so. Beide sind nicht gerade die Partylöwen und wissen nicht recht, wie sie sich verhalten sollen, und so ist es nur natürlich, dass sie sich etwas suchen, womit sie sich auskennen und besser umgehen können. Letztendlich stehen sie also jeder mit einem von Kevins Schlägern in der Hand im Garten und schießen abwechselnd aufs Tor.

»Wie wird man eigentlich so schnell wie du?«, fragt Bobo mit betrunkener Stimme.

»Indem man in der Schule oft vor Typen wie dir wegläuft«, antwortet Amat halb im Scherz und halb ernstgemeint.

Bobo lacht auf, ebenfalls halb im Ernst und halb im Scherz. Amat fällt auf, dass Bobo härter schießt als erwartet, wenn er still steht und in Ruhe zielen kann.

»Sorry … ich … du weißt schon, dass alles nur ’n Scherz ist, oder? Du weißt doch … es ist einfach so … die erste Mannschaft hackt auf uns rum, und wir hacken auf euch rum …«

»Ja, ja. Nur ’n Scherz …«, pflichtet Amat ihm halbherzig bei.

Bobo schießt beim nächsten Mal schuldbewusst noch härter.

»Du spielst ja jetzt in der ersten Reihe. Also wirst du jetzt meine Klamotten in die Dusche werfen und nicht umgekehrt.«

Amat schüttelt den Kopf.

»Um deine Klamotten auch nur anzurühren, stinken sie mir viel zu übel, Bobo.«

Bobos lautes Lachen, das diesmal echt ist, hallt zwischen den Häusern wider. Amat lächelt ihn an.

Dann senkt Bobo plötzlich die Stimme: »Ich muss unbedingt bis zum Herbst schneller werden, sonst kann ich's vergessen, weiterzuspielen.«

Diese Saison ist Bobos letzte; danach ist er zu alt für die Juniorenmannschaft. In anderen Städten gibt es zwar Juniorenmannschaften für Spieler bis zwanzig, aber in Björnstadt nicht, weil nach dem Schulabschluss nicht genügend Jungs im Ort bleiben. Einige gehen zum Studieren weg, andere wegen des Jobs. Die besten Spieler wechseln zu den Erwachsenen, und der Rest bleibt übrig.

»Du kommst in die erste Mannschaft!«, versucht Amat es, doch Bobo schnaubt verächtlich.

»Ich werd nie in die erste Mannschaft kommen. Das ist meine letzte Saison, wenn ich nicht schneller werde. Dann muss ich in die Autowerkstatt von meinem Vater, und zwar lebenslänglich.«

Amat sagt nichts, denn es ist nicht nötig. Alle, die als Kind auch nur fünf Minuten lang Eishockey gespielt haben, wünschen sich, um jeden Preis weiterspielen zu dürfen. Sie haben Feuer gefangen, da dieses Spiel das Beste an Sport überhaupt in sich vereint: Geschwindigkeit und Kraft, ausgefeilte Technik und absolute Kampfbereitschaft sowie hundertprozentigen Einsatz von Hirn und Herz. Ein schöneres Spiel gibt es einfach nicht. Und einen größeren Rausch auch nicht. Es ist eine unwiderstehliche Droge. Amat holt tief Luft und sagt etwas, was er nie auch nur irgendwem anders eingestehen würde: »Ich hatte heute Angst, Bobo. Das ganze Spiel über hatte ich eine Scheißangst. Und als wir gewonnen haben, konnte ich mich nicht mal freuen, sondern ich war nur erleichtert. Ich … shit, kannst du dich noch daran erinnern, wie wir als Kinder im Winter auf dem zugefrorenen See Eishockey gespielt haben? Damals hat es

einfach nur Spaß gemacht. Man hat gar nicht weiter drüber nachgedacht; es war das Einzige, worauf man Lust hatte. Und jetzt ist es zwar immer noch das Einzige, worauf ich Lust hab. Ich weiß nicht mal, was ich sonst tun sollte, wenn ich nicht spielen würde. Eishockey ist das Einzige, worin ich gut bin. Aber jetzt … jetzt kommt es mir nur noch vor wie ’n …«

»Job«, fügt Bobo ein, ohne ihn anzuschauen.

Amat nickt.

»Ich hab einfach nur andauernd Angst. Klingt das bescheuert?«

Bobo schüttelt den Kopf. Dann reden sie nicht mehr darüber und schießen schweigend weiter ihre Pucks aufs Tor. Klack, klack, klack, klack, klack. Schließlich räuspert sich Bobo und wechselt das Thema.

»Kann ich dich was fragen?«

»Klar.«

»Woher weiß man eigentlich, ob man ’nen guten Schwanz hat?«

Amat starrt Bobo an, um zu ergründen, ob er ihn verarschen will. Doch es sieht nicht so aus.

»Wie viel hast du eigentlich getrunken?«

Bobo errötet.

»Ich … ach, keine Ahnung. Alle Jungs reden immer über die Titten der Girls. Und ich frag mich, ob die wohl immer über unsere Schwänze reden. Woher weiß man denn, ob man ’n geilen hat? Glaubst du, dass es wichtig für die Mädels ist, dass man einen besonders großen hat?«

Amat feuert drei Pucks unmittelbar hintereinander ab. Bobo steht daneben, baumstark und zugleich ängstlich wie ein kleiner Hundewelpe im Wartezimmer beim Tierarzt. Amat lächelt und klopft ihm auf die Schulter.

»Weißt du was, Bobo? Ich glaub, du solltest dir einfach weniger Gedanken machen. Das wäre für alle Beteiligten besser.«

Bobo nickt und grinst. Sie sind jetzt fünfzehn und siebzehn Jahre alt, aber in zehn Jahren werden sie sich an diesen Abend zurückerinnern, an dem alle anderen drinnen im Haus Party gemacht haben, während sie beide hier draußen standen und Freunde geworden sind.

Die Nacht ist sternenklar und windstill, und sie stehen zwischen den Bäumen hinter der »Scheune« und rauchen. Benji vermeidet es eigentlich, in Gesellschaft Fremder high zu werden, denn für ihn ist das eine sehr persönliche Angelegenheit, aber er weiß selbst nicht genau, warum er ausgerechnet heute eine Ausnahme macht. Vielleicht liegt es daran, wie sich der Bassist seinen eigenen Freiraum auf der Bühne geschaffen hat, als bewegte er sich in einer anderen Dimension. Benji hat sich gewissermaßen darin wiedererkannt, denn er sehnt sich ebenfalls nach einer anderen Dimension.

»Was hast du eigentlich mit deinem Gesicht gemacht?«, fragt der Bassist und deutet auf die Narbe auf seinem Kinn.

»Eishockey«, antwortet Benji.

»Du bist also ’n Fighter?«

Sein Dialekt verrät, dass er nicht aus diesem Teil des Landes stammt. Und seine Frage zeigt, dass er anscheinend zum ersten Mal hier in der Kneipe zu Gast ist.

»Um das zu beurteilen, darfst du nicht nach Narben im Gesicht suchen. Da musst du nach Narben auf den Fingerknöcheln Ausschau halten«, antwortet Benji.

Der Bassist nimmt einen tiefen Lungenzug und bläst sich die Haare aus dem Gesicht.

»Von allen Sportarten, bei denen ich einfach nicht verstehe, warum man sie ausübt, kapier ich Eishockey am wenigsten.«

Benji schnaubt verächtlich.

»Ist Bass nicht was für Leute, die zu schlecht Gitarre spielen?«

Der Bassist lacht laut auf, so dass sein Lachen zwischen den Bäumen widerhallt und Benji ebenso unerwartet im Kopf wie auch im Herzen trifft. Den Effekt haben bei ihm nur sehr wenige Menschen. Wie Tequila und Champagner zugleich.

»Wohnst du schon immer in Hed? Bekommt man in so ’nem kleinen Kaff nicht Platzangst?«, fragt der Bassist lächelnd.

Sein Blick wandert abwechselnd scheu und gierig über Benjis Lippen. Benji bläst Rauch aus, der an seinen Wangen aufsteigt.

»Ich wohne in Björnstadt. Dagegen ist Hed ’ne Großstadt. Und was machst du hier?«

Der Bassist zuckt mit den Achseln und versucht sich locker zu geben, aber Benji nimmt dennoch den Schmerz in seinem Inneren wahr.

»Der Sänger der Band ist mein Cousin. Der Bassist hat angefangen zu studieren, also haben sie mich gefragt, ob ich für ’n paar Monate herkommen und mitspielen kann. Sie sind zwar sauschlecht, und wir kriegen nur ’nen Kasten Bier als Gage, aber ich hatte gerade … ich hab ’ne miese Beziehung hinter mir und musste mal raus.«

»Schwierig, noch weiter rauszukommen als bis hierher«, sagt Benji.

Der Bassist lauscht dem Schnee, der auf die Bäume fällt, und Benji sieht vereinzelte Flocken auf seinen Händen landen. Die Stimme des Bassisten tastet sich im Dunkeln vor: »Hier ist es schöner, als ich dachte.«

Benji raucht mit geschlossenen Augen. Er wünscht, er hätte noch mehr geraucht oder getrunken. Vielleicht würde er sich dann mehr trauen. Doch so sagt er nur: »Aber bestimmt nicht so schön wie da, wo du herkommst.«

Der Bassist atmet Benjis Rauch ein und nickt mit gesenktem Kopf.

»Wir spielen nächsten Sonntag wieder hier. Falls du auch kommen willst. Wär wirklich … Ich würd jedenfalls gern jemanden kennenlernen. Hier.«

Die schwarzen Klamotten flattern sacht an seinem schlaksigen Körper. Seine Bewegungen sind sanft, leicht und ohne jede Anstrengung, so dass er fast schwerelos wirkt. In einem Wald voller Raubvögel steht er wie ein besonders seltenes Exemplar auf der Schneedecke. Sein Atem ist kalt, als dieser Benjis Wange streift. Benji löscht die Glut in seiner Hand und weicht zwei Schritte zurück.

»Ich muss gehen, bevor meine Schwester noch mitkriegt, dass ich hier draußen rumstehe.«

»Du bist ’n großer tougher Eishockeykämpfer und hast Angst vor deiner Schwester?«, fragt der Bassist lächelnd.

Benji zuckt entspannt mit den Achseln.

»Hättest du bestimmt auch. Was glaubst du wohl, wer mir das Kämpfen beigebracht hat?«

»Sehen wir uns nächsten Sonntag?«, ruft ihm der Bassist hinterher.

Doch er erhält keine Antwort.

Maya steht in der Küche und stellt plötzlich fest, dass Ana verschwunden ist. Sie geht los, um nach ihr zu suchen. Die Jungs sehen, wie sie sich an der Wand abstützt, um das Gleichgewicht zu halten, während der Alkohol sie hin und her schleudert wie einen Pinguin auf einer schwankenden Eisscholle. Lyt beugt sich zu Kevin vor und flüstert ihm ins Ohr: »Die Tochter des Sportdirektors, Kev, die wirst du verdammt nochmal nie flachlegen!«

»Wollen wir wetten?«, entgegnet Kevin grinsend.

»Hundert Kröten«, meint Lyt nickend.

Sie schlagen ein.

Im Nachhinein wird sich Maya an merkwürdige Details erinnern wie an die Tatsache, dass Kevin etwas von seinem Drink auf seinen Pulli gespritzt hat und der Fleck wie ein Schmetterling aussah. Doch niemand wird es hören wollen. Hinsichtlich dieses Abends werden alle nur wissen wollen, wie viel sie getrunken hat und ob sie betrunken war. Ob sie seine Hand gehalten und gewisse Signale ausgesendet hat. Ob sie freiwillig mit ihm nach oben hinaufgegangen ist.

»Verlaufen?«, fragt er, als er sie am Fuß der Treppe erblickt.

Zu diesem Zeitpunkt hat sie schon drei Runden durchs Erdgeschoss gedreht, ohne die Toilette finden zu können. Sie lacht, hebt hilflos die Arme und vergisst Ana.

»Dieses Haus ist wirklich völlig abgefahren. Du wohnst ja wie auf Hogwarts! Wie viel Geld haben deine Eltern eigentlich?«

»Willst du mal das Obergeschoss sehen?«, fragt er.

Sie wird niemals aufhören zu wünschen, dass sie ihm diese Treppe nicht hinaufgefolgt wäre.

Beim achten oder neunten Versuch springt Katias Wagen endlich widerwillig an.

»Du schläfst heute Nacht oben bei Adri und den Hunden.«

»Nein, fahr mich nach Hause«, bittet Benji sie schläfrig.

Sie tätschelt ihm die Wange.

»Nein, mein Kleiner. Du musst verstehen, dass Adri und ich unseren kleinen Bruder lieben. Und wenn du noch ein einziges Mal nach Hause kommst und Mama deinen Bier- und Grasgeruch riecht, werden wir keinen kleinen Bruder mehr haben.«

Er brummelt vor sich hin, entledigt sich seiner Jacke, knäult sie zu einem Kissen zusammen und klemmt es zwischen Kopf und Seitenscheibe. Sie piekst ihn unterhalb seines T-Shirt-Ärmels herausfordernd in den Arm, wo das Tattoo mit dem Bären prangt, und sagt: »Der Bassist war ziemlich süß. Aber ich nehme an, dass er wie jedes Mal nicht dein Typ war, oder?«

Benji antwortet mit geschlossenen Augen.

»Er mag kein Eishockey.«

Sie muss lachen, aber nachdem ihr kleiner Bruder eingeschlafen ist, blinzelt Katia ihre Tränen weg. Schon zu Sandkastenzeiten und eigentlich seine gesamte Kindheit und Jugend hindurch hat sie immer wieder beobachtet, wie ihm die Mädels hinterherschauen. Weil sie offenbar davon träumen, ihn zügeln zu können, oder vielleicht auch, weil sie ahnen, dass es nicht möglich sein wird. Sie begreifen nur nicht, warum.

Mit jedem Jahr, das Benji älter wurde, hat Katia ihm sehnlicher ein anderes Leben gewünscht. An einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit hätte er vielleicht ein anderer Junge werden können. Ein sanfterer und harmloserer. Aber nicht hier in Björnstadt. Hier trägt er zu viel in seinem Inneren mit sich herum, was keiner sieht, aber hier hat er auch das Eishockey. Seine Mannschaft, die Jungs, Kevin. Sie sind ihm das Wichtigste, und deswegen versucht er, all das zu sein, was sie in ihm suchen. Es ist schlimm.

Es ist schlimm, Geheimnisse vor den Menschen zu haben, die man liebt.

Alle reden davon, wie es ist. Die Schulkrankenschwester, die bemitleidenswerte Lehrerin, die den Sexualkundeunterricht gibt, die beunruhigten Eltern, die Schauspieler in den Fernsehserien und das gesamte

Internet. Einfach alle. Man erfährt genau, wie es abläuft, und dennoch sagt einem vorher keiner, wie es sich anfühlt.

Maya liegt auf dem Rücken auf Kevins Bett, wo sie das erste Mal einen Joint raucht. Es ist ganz anders, als sie es sich vorgestellt hat. Als hätte Wärme einen Geschmack. Der Rauch scheint ihr direkt in den Kopf zu steigen anstatt in die Lungen hinunter. An sämtlichen Wänden in Kevins Zimmer hängen Poster von berühmten Eishockeyspielern, und in allen Regalen stehen Pokale, aber in einer Ecke steht ein alter Plattenspieler. Ausgerechnet an den wird sie sich erinnern, weil er nicht zum Rest passte.

»Er hat mal meinem Vater gehört. Ich mag seinen Klang, dieses … Knistern, wenn man ’ne Platte startet …«, sagt er, als wolle er sich dafür entschuldigen.

Er legt eine LP auf, an deren Titel sie sich im Nachhinein nicht mehr erinnern wird, nur noch an das Knistern. In zehn Jahren wird sie noch immer nur das Knistern eines Plattenspielers hören müssen, ob in der Ecke irgendeiner Bar oder in einem Klamottenladen auf der anderen Erdhalbkugel, und sofort wieder hier sein, an genau diesem Ort zu genau dieser Zeit. Sie spürt das Gewicht seines Körpers auf ihrem und lacht. Daran wird sie sich erinnern. Dann küssen sie sich, und später wird man ihr diese beiden Fragen öfter stellen als je irgendeine andere Frage in ihrem Leben: Wer hat wen geküsst? Hast du seinen Kuss erwidert? Es ist Kevin, der sie küsst. Und ja, sie erwidert seinen Kuss, doch als er ihr die Hose herunterziehen will, hindert sie ihn daran. Doch er scheint davon auszugehen, dass es bloß ein Spiel ist, so dass sie seine Hand etwas fester umschließt.

»Ich will nicht, nicht heute Abend, ich hab noch nie …«, flüstert sie.

»Natürlich willst du«, entgegnet er.

Sie wird wütend.

»Bist du taub, oder was? Ich hab Nein gesagt!«

Sein Griff um ihr Handgelenk wird fester, erst kaum merklich, doch dann so, dass es weh tut.

Katia biegt mit dem Wagen in die kleine Straße ein, die kurz hinter dem Willkommensschild von Björnstadt in den Wald hinaufführt, und fährt in Richtung der Hundezucht. Hier draußen stehen keine Straßenlaternen, und als Benji schlaftrunken aus dem Fenster späht, begreift er erst, was er gesehen hat, als sie schon vorbeigefahren sind.

»Halt an«, murmelt er.

»Was?«, fragt Katia nach.

»HALT AN!«, ruft Benji.

Erschreckt stoppt sie den Wagen. Ihr kleiner Bruder hat bereits die Beifahrertür aufgerissen und springt in die Dunkelheit hinaus.

Alle reden davon, wie es ist. Überall kann man alle Details genau erfahren: Man wird beim Joggen überfallen, im Urlaub in einer dunklen Gasse zu Boden gestoßen und weggeschleift, in einer Bar mit Drogen vollgepumpt oder irgendwo im Slum einer beliebigen Großstadt von fremden Männern festgehalten.

Alle warnen einen immer wieder davor, indem sie den jungen Mädchen sagen: So kann es gehen! Und so läuft es ab!

Nur erzählt einem niemand, dass es auch anders ablaufen kann, nämlich mit jemandem, den man kennt, dem man vertraut und mit dem man gerade eben noch gemeinsam gelacht hat. Noch dazu oben in seinem Jugendzimmer unter den Postern von Eishockeyspielern, während sich unten im Erdgeschoss jede Menge Klassenkameraden tummeln. Kevin

küsst sie auf den Hals und schiebt ihre Hand weg. Sie wird sich daran erinnern, wie er ihren Körper berührte, als gehörte er nicht ihr. Als wäre er eine Ware, die er erstanden hätte. Als wären ihr Kopf und ihr Körper zwei verschiedene Objekte, die völlig unabhängig voneinander existierten. Doch niemand wird sie danach fragen. Man wird sie nur fragen, wie viel Widerstand sie geleistet und ob sie dies auch »deutlich genug« signalisiert hat.

»Jetzt stell dich nicht so an. Du bist schließlich mit mir hier hochgekommen, oder?«, fragt er lachend.

Sie will seine Hand von sich wegschieben, doch er ist unendlich viel stärker als sie. Sie versucht sich aus seinem Griff zu winden und vom Bett aufzustehen, doch seine Knie umschließen ihre Taille fest.

»Hör auf, Kevin, ich will ni–«

Sein Atem hallt in ihren Gehörgängen wider.

»Ich bin auch ganz vorsichtig, versprochen. Ich dachte, du magst mich.«

»Das tue ich auch … aber ich hab noch nie … hör auf, bitte!«

Sie zerrt so verzweifelt an seiner Hand, dass ihre Fingernägel zwei tiefe Kratzer in seine Haut reißen. Sie wird sich daran erinnern, wie sie ganz langsam die Blutstropfen daraus hervorquellen sah, während er es nicht einmal zu merken schien. Er hält sie allein mit Hilfe seines Körpergewichts auf die Matratze gepresst und muss sich nicht einmal anstrengen, und dann verändert sich sein Ton schlagartig: »Jetzt komm schon, verdammt, stell dich nicht so an! Ich bräuchte nur runterzugehen und könnte mir jedes x-beliebige Mädchen holen und stattdessen mit ihr rumficken!«

Maya reißt mit letzter Kraft eine Hand los und schlägt ihm mit voller Wucht auf die Wange.

»Dann tu’s doch! Tu es!!! Und LASS MICH LOS!!!«

Doch er lässt sie nicht los. Sein Blick wird nur noch finsterer. Es ist, als wäre der Junge, mit dem sie den ganzen Abend lang herumgeflachst hat, gar nicht mehr anwesend. Als sie versucht, seine Hand abzuwehren, schließt sich seine andere wie eine Eisenklaue um ihren Hals, und als sie schreien will, hält er ihr den Mund zu. Der Sauerstoffmangel lässt sie phasenweise das Bewusstsein verlieren, und hinterher wird sie sich an merkwürdige Dinge erinnern, nach denen sie allerdings keiner fragen wird. Dass ein Knopf von ihrem Top abgerissen ist, als Kevin daran zerrte, und dass sie hörte, wie er irgendwo auf dem Fußboden gelandet und mehrfach gehüpft ist, während sie dachte: »Wie soll ich den nachher nur wiederfinden?«

Sie werden sie nach ihrem Alkohol- und Marihuanakonsum befragen und nicht nach der bodenlosen Angst, die sie nie wieder loslassen wird. Auch nicht nach dem Anblick seines Zimmers mit dem Plattenspieler und den Postern, den sie nie ganz vergessen wird, oder nach dem irgendwo auf dem Fußboden herumliegenden Blusenknopf. Und auch nicht nach der Panik, die sie immer und ewig verfolgen wird. Sie weint lautlos unter seinem Körper und schreit stumm unter seiner Handfläche.

Für den Täter dauert die Vergewaltigung nur wenige Minuten. Für das Opfer endet sie nie.

22

Es ist Samstagnacht, und es ist bereits passiert. Ana weiß es nur noch nicht. Sie weiß nur, dass die älteren Mädels in der Küche höhnisch über sie lachen, als sie nach Maya fragt.

»Die kleine Hure? Die ist mit Kevin abgezogen. Aber mach dir keine Sorgen, Süße, er wird sie schon wieder rausrücken, wenn er mit ihr fertig ist. Keiner in der Mannschaft gibt sich lange mit den kleinen Fischen ab!«

Ihr Lachen durchbohrt förmlich Anas Lungen und schnürt ihr die Kehle zu. Sie könnte natürlich losgehen und nach ihrer besten Freundin suchen, doch stattdessen steht sie mit dem Phone in der Hand mehrere Minuten lang da, ohne es zu benutzen. Dann gewinnt ihre Wut die Oberhand. Nur wenige Enttäuschungen können sich mit dem messen, was man empfindet, wenn einen die beste Freundin wegen eines Typen sitzenlässt, und es gibt keinen einsameren Weg als den, den man nach einer Party allein nach Hause zurücklegt, wenn man fünfzehn ist.

Ana und Maya haben einander schon als Kinder gesucht und gefunden, als sie sich gegenseitig das Leben retteten; die eine hat die andere aus einem Eisloch gezogen, während die andere im Gegenzug die eine aus der Einsamkeit holte. Sie waren in vieler Hinsicht gegensätzlich, aber beide tanzten gern wild, sangen gern laut und sausten gern mit dem Schneemobil in der Landschaft herum. So etwas schweißt zusammen. Beste Freundinnen. Sisters before Misters. Und von all den Dingen, die sie einander versprochen haben, war das Wichtigste: Wir lassen einander nie im Stich.

Die Mädchen in der Küche lachen noch immer über Ana. Sie ziehen über ihre Kleidung und ihren Körper her, aber sie hört nicht mehr hin, denn sie kennt das alles schon aus den Schulkorridoren und hat es in den Kommentarfeldern gelesen. Als Lyt um die Ecke getorkelt kommt und Ana erblickt, murmelt sie: »Fahr zur Hölle.« Denn sie wünscht alle zusammen genau dorthin.

Als sie das Haus verlässt, erwägt sie ein letztes Mal, Maya anzurufen oder vielleicht doch ins Obergeschoss hinaufzugehen und nach ihr zu suchen. Aber sie hat nicht vor, um ihre Aufmerksamkeit zu betteln. Selbst in einer Stadt, in der ein Dreivierteljahr lang Schnee liegt, ist es im Schatten eines Menschen, der etwas beliebter ist als man selbst, unerträglich kalt. Ana stellt ihr Handy auf lautlos und lässt es in ihre Tasche gleiten. Die Menschheit ist mit vielen Giften behaftet, aber keines ist stärker als der Stolz.

Als sie Amat erblickt, ergreift sie ihn an der Schulter. Er ist so betrunken, dass er nicht einmal mehr die oberste Reihe auf einer Optikertafel entziffern könnte. Ana seufzt.

»Wenn du Maya siehst, sag ihr, dass ich keine Lust mehr hab zu warten, bis sie sich entschieden hat, ob sie Erdnüsse mag oder nicht.«

Amat stottert verwirrt: »Äh … wie … was … äh, wem?«

Ana verdreht die Augen.

»Maya. Sag ihr, dass ich gegangen bin.«

»Wo … äh, wo ist sie denn?«

Seine Frage lässt seinen Blick wieder klar werden und seine Stimme nüchtern klingen. Ana tut er fast leid.

»Mensch, Amat, bist du schwer von Begriff? Probier’s mal in Kevins Zimmer!«

Amat zerbricht innerlich in tausend unsichtbare Scherben, doch Ana bringt es nicht über sich zu warten. Sie will nicht mehr in diesem Haus sein, wenn sie ebenfalls zerbricht. Nachdem die Haustür hinter ihr ins Schloss gefallen ist, streicht die nächtliche Kälte über ihre Wangen. Ihre Atmung beruhigt sich unmittelbar, und ihr Herzschlag wird langsamer. Sie ist überwiegend draußen aufgewachsen und kam sich in Räumen schon immer wie im Gefängnis vor. Soziale Bindungen, der Versuch, Freunde zu finden und akzeptiert zu werden, der Zwang, zu hungern und sich auch sonst dünner zu schleifen – von alldem wird sie klaustrophobisch. Sie nimmt in der Dunkelheit den Weg durch den Wald, wo sie sich unendlich viel sicherer fühlt als in einem Haus voller Menschen. Die Natur hat ihr noch nie in irgendeiner Hinsicht zugesetzt.

Hinter einer geschlossenen Tür im Obergeschoss der Villa von Familie Erdahl bleibt das einzige Geheimnis verborgen, das Maya ihrer besten Freundin je vorenthalten hat. Dass sie sich bis zum Schluss, während sie unter Kevins Körper zu ersticken drohte, wie ein Mantra einredete: »Nur keine Angst. Ana wird mich schon finden. Ana lässt mich nie im Stich.«

Amat wird die Gründe für sein Handeln nie genau benennen können. Vielleicht lag es an seiner Eifersucht, vermutlich aber am Stolz des Geschlagenen, möglicherweise auch an seinem Minderwertigkeitskomplex, aber ganz bestimmt an seiner Verliebtheit. Neben der Treppe schieben zwei Junioren Wache, und als sie ihm erklären, dass er nicht an ihnen vorbei ins Obergeschoss hinaufdarf, brüllt er unversehens: »Und in welcher verdammten Reihe spielt IHR eigentlich?!« Er ist von sich selbst überrascht.

Während all seiner Jahre in den Mini- und Jugendmannschaften hat man ihm attestiert, er hätte flinke Füße, aber die waren es nicht, die ihn bis hierher gebracht haben. Es war vielmehr sein Blick. Seine Augen waren schon immer schneller als die der anderen, er sah mehr als alle anderen Spieler und erinnerte sich bei jedem Angriff an alle Einzelheiten: an die jeweiligen Positionen der gegnerischen Verteidiger, die Bewegungen des Torwarts und selbst an das kleinste Zucken im Augenwinkel eines Mannschaftskameraden, der seinen Schläger aufs Eis setzte.

Die Junioren weichen eingeschüchtert zurück. Die Treppe besteht aus drei Abschnitten. Auf Höhe des ersten Absatzes hängen Fotos der gesamten Familie Erdahl an der Wand und weiter oben Bilder von Kevin allein. Überall hängen Bilder von ihm. In seiner Eishockeyausrüstung, als er fünf war. Als er sechs war. Mit sieben. Jedes Jahr dasselbe Lächeln und derselbe Blick.

Man wird Amat fragen, was er genau gehört hat und wo genau er sich befand. Doch er wird nicht sagen können, ob ihn ein »Nein« oder ein »Hör auf« oder auch nur ein gedämpfter verzweifelter Aufschrei unter vorgehaltener Hand aufmerken ließ. Vielleicht auch nichts dergleichen. Vielleicht hat er rein instinktiv die Tür geöffnet. Man wird ihn fragen, ob er betrunken war, und man wird ihn missbilligend anschauen und fragen: »Aber stimmt es denn nicht, dass du schon seit mehreren Jahren in dieses Mädchen verliebt bist?« Das Einzige, wozu sich Amat in der Lage sieht, ist zu antworten, dass sein Blick schneller ist, und zwar schneller als seine Füße.

Er drückt die Klinke hinunter und steht im Türrahmen von Kevins Zimmer, von wo aus er sofort das gesamte Gewaltszenario erblickt: die zerrissenen Klamotten, die Tränen und die feuerroten Abdrücke der Finger am Hals des Mädchens. Ein Körper, der sich des anderen gegen dessen

Willen bemächtigt. Amat sieht alles, und im Nachhinein wird er sogar von den allermerkwürdigsten Einzelheiten träumen, zum Beispiel welche Poster mit welchen NHL-Spielern darauf an den Wänden hingen. Er wird sich aus einem ganz einfachen Grund daran erinnern: Denn die gleichen Poster hängen auch in seinem Zimmer über seinem eigenen Bett.

Als Amat in den Raum stürmt, ist Kevin für zwei Sekunden abgelenkt. Das ist doppelt so viel, wie Maya benötigt. Sie wird es im Nachhinein nicht als bewusste Reaktion ansehen, sondern als Todeskampf aus einem reinen Überlebensimpuls heraus. Es gelingt ihr, Kevin das Knie in den Unterleib zu rammen, so dass sie einen winzigen Spielraum erhält, um ihn von sich wegzuschieben. Dann schlägt sie mit voller Kraft auf seinen Hals ein und stürmt davon. Sie weiß nicht mehr genau, wie es ihr gelingt, sein Zimmer zu verlassen, wem sie unterwegs begegnet und ob sie die beiden Junioren, die die Treppe bewachen, zur Seite stößt oder mit Füßen tritt. Vielleicht sind die Partygäste aber auch schon viel zu betrunken, um überhaupt auf sie aufmerksam zu werden, oder vielleicht tun sie nur so, als sähen sie sie nicht. Jedenfalls stürzt sie durch die Haustür hinaus und rennt, so schnell sie kann, davon.

Obwohl es schon Mitte März ist, liegt der Schnee am Straßenrand noch so hoch, dass sie knöcheltief einsackt, als sie in der Dunkelheit voranstapft. Die heißen Tränen, die unter ihren Augenlidern hervorquellen, sind schon fast gefroren, als sie von ihrem Kinn hinuntertropfen.

»Man kann in dieser Stadt nicht leben, man kann hier nur überleben«, sagt ihre Mutter immer. Nie hat sie diesen Ausspruch als so wahr empfunden wie in dieser Nacht.

Maya zieht ihre Jacke fester um ihren Oberkörper; sie weiß nicht einmal, wie es ihr gelungen ist, sie mitzunehmen. Ihr Top darunter ist zerrissen, und

auf der Haut an ihrem Hals und an ihren Handgelenken zeichnen sich bereits schwarze Flecken ab. Sie hört Amat hinter sich rufen, wird jedoch nicht langsamer. Der Junge legt die letzten stolpernden Schritte im Schnee völlig außer Atem zurück, bis er auf die Knie hinuntersinkt. Betrunken und völlig verzweifelt ruft er ein weiteres Mal ihren Namen. Schließlich bleibt sie stehen, dreht sich mit geballten Fäusten zu ihm um und starrt ihn an. Jetzt rinnen ihr die Tränen ebenso sehr vor Wut wie aus Verletztheit an den Wangen hinab.

»Was ist denn passiert?«, fragt Amat flüsternd.

»Na, was wohl?«, faucht sie zurück.

»Wir müssen … du musst …«

»Was? Was muss ich, Amat? Was zum Teufel muss ICH tun?«

»Es jemandem sagen … der Polizei … oder wem auch immer, du musst …«

»Es ist doch ganz egal, Amat. Es spielt doch keine Rolle, was ich sage, mir wird sowieso keiner glauben.«

»Und warum nicht?«

Sie fährt sich mit der Rückseite ihres Handschuhs über die Augen, die vom Eyeliner verschmiert ganz dunkel werden. Amat hat jetzt ebenfalls angefangen zu weinen. Sie sind gerade mal fünfzehn, doch im Verlauf eines einzigen Abends ist für beide eine ganze Welt zusammengebrochen. Als ein einsames Auto an ihnen vorbeifährt, blitzt Mayas Blick im Scheinwerferlicht auf. Und als es wieder in der Dunkelheit verschwindet, ist sowohl in ihren Augen als auch in ihrer Seele etwas erloschen.

»Weil diese Stadt eine verdammte Eishockeystadt ist«, flüstert sie.

Amat hockt noch immer im Schnee, als sie weitergeht und schließlich in der Dunkelheit verschwindet. Bevor ihre Konturen von der Nacht

verschluckt werden, kommt sie an dem Schild mit der Aufschrift »Willkommen in Björnstadt« vorbei.

Bald wird sie hier nicht länger willkommen sein.

Ana öffnet die Haustür, die in den frischgeölten Angeln ohne zu Knarren lautlos aufgleitet. Ihr Vater schläft schon, und ihre Mutter wohnt nicht mehr hier. Das Mädchen geht durch die Küche hindurch geradewegs in den Schuppen, wo sie die Jagdhunde mit ihren kalten Nasen und warmen Herzen begrüßen. Sie tut, was sie schon tausendmal in ihrer Kindheit getan hat, wenn es im Haus nach Alkohol roch und ihre Eltern sich nur angeschrien haben. Sie schläft bei den Tieren. Denn die Tiere haben ihr noch nie etwas angetan.

Menschen, die nie dort gelebt haben, wo Dunkelheit und Kälte an der Tagesordnung sind und alles andere eine Ausnahmeerscheinung ist, können nur schwer nachvollziehen, dass man jemanden mit offenstehender Jacke oder sogar nackt erfroren auffinden kann. Doch wenn man stark auskühlt, ziehen sich die Blutgefäße zusammen, und der Körper versucht mit aller Kraft, das Blut daran zu hindern, in die erfrorenen Körperteile zu gelangen und somit auf dem Rückweg zum Herzen heruntergekühlt zu werden. Es ist wie bei einer Eishockeymannschaft, die nach einer Matchstrafe in Unterzahl weiterspielen muss: Man muss seine Ressourcen schonen, defensiv spielen und das Herz, die Lungen und das Gehirn schützen. Wenn schlussendlich die Verteidigung Lücken bekommt, also die Unterkühlung einsetzt, bricht das Formationsspiel irgendwann zusammen, der Torwart wird unaufmerksam, die Verteidiger kommunizieren nicht mehr miteinander, und die Körperteile, die eben noch von der Blutzirkulation

abgeschnitten waren, werden plötzlich wieder mit Blut versorgt. In dem Moment, wenn das warme Blut vom Herzen in die erfrorenen Hände und Füße zurückströmt, empfindet man dies als extreme Hitzewallung. Deswegen schüttelt man sich in dem Glauben, überhitzt zu sein, und entledigt sich seiner Kleidung. Doch sobald das kalte Blut zum Herzen zurückfließt, ist alles vorbei. Ungefähr alle zwei Jahre kommt es vor, dass ein Bewohner aus Björnstadt nach einem Fest betrunken nach Hause torkelt und dabei die Abkürzung übers Eis nimmt oder sich im Wald verläuft, wo er sich kurz hinsetzt, um sich auszuruhen, und am nächsten Morgen schließlich leblos in einer Schneewehe gefunden wird.

Als Maya klein war, fand sie es oft merkwürdig, dass sich ihre Eltern, die zu den überbehütendsten im ganzen Universum gehören, ausgerechnet hier niedergelassen haben, an einem Ort, an dem die Natur jeden Tag aufs Neue versuchte, ihre Tochter umzubringen. Als sie älter wurde, hat sie festgestellt, dass Ermahnungen wie »Geh nicht allein aufs Eis hinaus« oder »Halt dich nicht allein im Wald auf« mehr als alles andere die Voraussetzungen für eine Mannschaftssportart schaffen. Denn alle Kinder in Björnstadt wachsen mit der Dauerwarnung auf, dass man sterben kann, sobald man allein ist.

Maya versucht Ana anzurufen, doch die geht nicht ran. Sie bringt es einfach nicht über sich, den Weg über die Hauptstraße in den Ort zu nehmen, so dass sie ihre Jacke noch fester um ihren Oberkörper zieht und stattdessen die kleine Straße durch den Wald entlangläuft.

Als das Auto in der Dunkelheit an ihr vorbeifährt und fünfzig Meter vor ihr abrupt stehen bleibt, schlägt die Panik mit voller Wucht zu. Das Adrenalin in ihrem Körper reagiert unverzüglich auf ihre innere Überzeugung, dass jeden Moment jemand herausspringen, sie packen und ihr alles noch ein weiteres Mal antun könnte.

Eines von all den Dingen, die dem Mädchen in dieser Nacht genommen werden, ist der Ort, an dem es keine Angst zu haben braucht. Alle Menschen haben einen solchen sicheren Ort, bis er ihnen irgendwann genommen wird. Danach kann man ihn nirgends wiederfinden. Maya wird von jetzt an überall Angst haben.

Benji schaut schlaftrunken aus dem Seitenfenster. Niemand benutzt diese Straße nachts freiwillig, und er sieht, dass das Mädchen hinkt. Er zwingt Katia anzuhalten und ist bereits rausgesprungen, bevor sie den Wagen zum Stehen gebracht hat. Maya versteckt sich hinter einem Baum. Bei starken Minusgraden kann man nicht länger als eine Minute stillstehen, da die Kälte den Körper dazu zwingt, wenigstens kleine Bewegungen zu machen, um die Blutzirkulation in Gang zu halten, ob man es nun will oder nicht. Benji, der in diesen Wäldern schon mit seinen Schwestern zum Jagen unterwegs war, seit er ein Gewehr in Händen halten konnte, erblickt sie sofort. Und Maya weiß, dass er sie sieht. Katia ruft ihm vom Auto aus hinterher, doch zu Mayas Verwunderung ruft Benji zurück: »Ach, falscher Alarm, Schwesterherz. Sorry. Ich hab … ich dachte, ich hätte … äh, ich glaub, ich hab wohl einfach nur zu viel geraucht!«

Maya schaut ihn direkt an. Er steht nur zehn Schritte von ihr entfernt, und ihre Tränen gefrieren genauso schnell wie seine. Doch er deutet nur mit einem Nicken in die Dunkelheit, dreht sich um und verschwindet.

Er weiß einfach zu genau, wie es sich anfühlt, wenn man sich versteckt, um jemand anderen, der sich ebenfalls versteckt, auffliegen zu lassen.

Als sich die roten Rücklichter des Autos in der Nacht entfernen, bleibt Maya mit der Stirn gegen den Baumstamm gelehnt stehen und weint

hysterisch, ohne dabei auch nur einen Laut von sich zu geben oder Tränen zu vergießen. Ihr Herz hört auf zu schlagen, ohne dass sie zu Boden fällt.

In Björnstadt gibt es tausend Arten zu sterben. Vor allem innerlich.

23

Peter und Mira wachen fröhlich auf und lachen. Genau das werden sie von diesem Tag in Erinnerung behalten, und dafür werden sie sich selbst hassen. Die absolut schrecklichsten Ereignisse im Leben einer Familie haben den Effekt, dass sich ihre Mitglieder für immer viel deutlicher an den letzten glücklichen Augenblick erinnern, bevor ihre Welt zusammenbricht, als an alles andere. Die Sekunde vor der Explosion, das Eis an der Tankstelle kurz vor dem Autounfall, das letzte Bad im Meer im Urlaub, bevor man nach Hause zurückkehrt und die Krankheitsdiagnose erhält. Es sind diese allerbesten Stunden, auf die uns unser Gedächtnis Nacht für Nacht zwingt, zurückzuschauen und uns zu fragen: »Hätte ich etwas anders machen können? Warum bin ich nur so fröhlich und nichtsahnend herumgelaufen? Wenn ich gewusst hätte, was passieren würde, hätte ich es dann verhindern können?«

Alle Menschen hegen tausend Wünsche vor einer Tragödie, aber nur einen einzigen danach. Wenn ein Kind geboren wird, träumen die Eltern davon, dass es so einzigartig wie möglich werden möge, bis es krank wird und sie plötzlich nur noch davon träumen, dass alles wieder so normal wie möglich wird. Noch mehrere Jahre nachdem Isak gestorben war, plagte Mira und Peter jedes Mal ein furchtbar schlechtes Gewissen, wenn sie lachten. Und es geschieht mitunter heute noch, dass sie vor Scham innehalten, wenn sie Glück empfinden, und sich fragen, ob es womöglich ein Verrat an ihrem Kind ist, dass sie nicht den Boden unter den Füßen verloren haben, als es starb. Eine der schrecklichen Auswirkungen der

Trauer besteht darin, dass wir ihre Abwesenheit als Egoismus ansehen. Man kann nicht erklären, was nötig ist, um nach einem Begräbnis weiterleben und die Scherben einer Familie wieder zusammensetzen zu können, die der Tod hinterlassen hat. Worum bittet man also letztlich? Man bittet um einen guten Tag. Nur einen einzigen. Einige Stunden Erinnerungsverlust.

Heute, am Morgen nach dem Eishockeyspiel, wachen Peter und Mira also fröhlich auf und lachen. Er pfeift in der Küche, und als sie aus der Dusche herauskommt, küssen sie sich in der Art und Weise, wie es Eltern tun, wenn sie ausblenden, dass sie Eltern sind. Leo springt mit seinen zwölf Jahren angeekelt vom Esstisch auf, während seine Eltern die Köpfe zusammenstecken und lachen. Nur ein einziger guter Tag.

Maya hört ihre Eltern von ihrem Zimmer aus lachen. Sie liegt bis zur Nasenspitze in ihre Decke eingehüllt im Bett. Ihre Eltern haben noch nicht einmal gemerkt, dass sie zu Hause ist, weil sie annehmen, dass sie bei Ana übernachtet. Wenn sie die Tür zu ihrem Zimmer öffnen und erstaunt dreinblicken, wird sie ihnen erklären, dass sie krank ist. Unter der Bettdecke trägt sie zwei Jogginganzüge übereinander, um sicherzugehen, dass sich ihre Stirn auch heiß genug anfühlt. Sie bringt es einfach nicht übers Herz, ihren Eltern die Wahrheit zu sagen, denn sie weiß, dass die es nicht überleben würden. Sie reflektiert nicht wie jemand, der einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, sondern wie derjenige, der es verübt hat: Sie denkt einzig und allein daran, dass es bloß niemand erfahren darf und sie alle Beweise vernichten muss. Als ihr Vater Leo zum Training bringt und ihre Mutter Einkaufen fährt, wird sich Maya aus ihrem Zimmer schleichen und die Kleidung waschen, die sie am gestrigen Abend trug, damit niemand die Flecken sieht. Sie wird ihr zerrissenes Top in eine Plastiktüte stopfen und damit zur Haustür gehen. Doch im Türrahmen wird

sie plötzlich innehalten und dann mehrere Stunden lang schlotternd vor Panik dastehen, ohne sich zu trauen, zur Mülltonne hinauszugehen.

Tausend Wünsche gestern, aber nur ein einziger heute.

Benjis Schwestern haben schon immer auf unterschiedliche Weise kommuniziert. Seine jüngste Schwester Gaby redet, während die ältere Katia eher zuhört. Die Älteste, Adri, hingegen schimpft. Wenn man drei jüngere Geschwister hat und sich der eigene Vater mit einer Schrotflinte im Wald erschießt, wird man schneller erwachsen, als man eigentlich sollte, und reagiert vielleicht auch strenger, als man es eigentlich will.

Sie lässt Benji seinen Rausch nicht ausschlafen, sondern weckt ihn früh, damit er ihr den gesamten Vormittag lang mit den Hunden hilft. Als sie endlich fertig sind, zerrt sie ihn in den Schuppen, den sie zu einem kleinen Fitnessraum umgebaut hat, und zwingt ihn, Gewichte zu heben, bis er sich übergeben muss. Doch er beschwert sich nicht. Was er übrigens nie tut. Noch bis vor wenigen Jahren hat Adri mehr Gewichte an den Langhanteln stemmen können als er, doch als er schließlich an ihr vorbeizog, tat er es mit beeindruckender Geschwindigkeit. Sie hat schon beobachtet, wie er unten in der »Scheune« ausgewachsene Männer zusammenschlug, die sich abfällig über Katia geäußert hatten. Wenn er nicht dabei ist, unterhalten sich seine Schwestern oft über ihn und über den gewissen Funken, der in seinen Augen aufblitzt, wenn er wütend ist. Ihre Mutter sagt immer, dass sie nicht weiß, was aus dem Jungen werden würde, wenn er das Eishockey nicht hätte, aber die drei Schwestern wissen genau, was geschehen könnte, denn sie haben solche Männer schließlich schon in der »Scheune«, im Fitnessstudio und an tausend anderen Orten gesehen – mit Augen so dunkel, dass die Pupillen darin verschwinden.

Eishockey gibt Benji ein gewisses Gefühl von Zugehörigkeit, eine Struktur und Regeln. Doch vor allem belohnt es seine besten Seiten: sein unfassbar großes Herz und seine felsenfeste Loyalität. Der Sport ermöglicht ihm, seine Energie darauf zu verwenden, etwas aufzubauen, anstatt es zu zerstören. Als Kind hat er jeden Abend seinen Eishockeyschläger mit ins Bett genommen, und manchmal ist sich Adri nicht sicher, ob er es heute nicht auch noch tut.

Als ihr kleiner Bruder die Langhantel ablegt, sich von der Bank rollt und sich zum dritten Mal in Folge übergibt, reicht sie ihm eine Wasserflasche und setzt sich auf einen Hocker neben ihn.

»Also, wo liegt das Problem?«

»Mir ist einfach nur total schlecht«, stöhnt er.

Dann klingelt sein Handy. Es klingelt schon den ganzen Tag, aber er weigert sich ranzugehen.

»Nein. Es hat nichts mit deinem Magen zu tun, du Esel. Was ist das Problem da oben?«, fragt sie mit einem genervten Stöhnen und deutet auf seine Stirn.

Er wischt sich mit dem Handrücken den Mund ab und trinkt das Wasser in kleinen Schlucken.

»Ach, nix Wichtiges. Mit Kevin.«

»Ärger?«

»Ja.«

»Scheiße.«

Sein Handy klingelt noch immer. Adri zuckt mit den Achseln und legt sich rücklings auf die Bank. Benji stellt sich ans Kopfende und gibt auf die Langhantel acht, als sie sie anhebt. Er hat sich immer gewünscht, dass sie weiterhin Eishockey gespielt hätte, denn sie könnte es locker mit der gesamten Juniorenmannschaft aufnehmen. Als kleines Kind war sie

mehrere Jahre lang Mitglied der Mädchenmannschaft in Hed, bis ihrer Mutter das mehrmalige Hin- und Herfahren in der Woche irgendwann zu viel wurde. In Björnstadt gibt es keine Mädchenmannschaft, und es hat auch nie eine gegeben. Benji stellt sich manchmal vor, wie gut sie hätte werden können, denn sie hat den absoluten Überblick beim Spiel und kreidet ihm genau dieselben taktischen Fehler an wie David. Und sie liebt diesen Sport genauso, wie ihr Bruder es tut. Als sie fertig ist, tätschelt sie ihm die Wange und sagt: »Ihr Eishockeytypen seid genau wie die Hunde. Das Einzige, was man euch geben muss, damit ihr irgendwas Dummes anstellt, ist eine Gelegenheit. Und das Einzige, was man euch geben muss, um was Gutes zu tun, ist ein Anlass.«

»Und?«, murmelt er fragend.

Sie deutet lächelnd auf sein Handy.

»Hör endlich auf, dich wie ’n Weichei zu benehmen, kleiner Bruder. Fahr los und rede mit Kevin. Wenn ich diesen Klingelton noch einmal höre, ramm ich dir die Langhantel hier ins Gesicht.«

Amat ruft gefühlte zehn Mal auf Mayas Handy an. Hundert Mal. Doch sie meldet sich nicht. Vor seinem inneren Auge sieht er noch immer alle Einzelheiten, und er muss andauernd daran zurückdenken, bis er sich einzureden versucht, dass vielleicht doch alles nur Einbildung war. Ein Missverständnis. Großer Gott, wie schön wäre es, wenn alles, was er glaubte, gesehen zu haben, gar nicht existiert hätte. Schließlich war er betrunken und eifersüchtig. Er ruft ein ums andere Mal bei Maya an, hinterlässt aber keine Nachricht auf ihrer Mobilbox und schickt auch keine SMS. Dann macht er sich in den Wald auf, wo er bis zum Erbrechen seine Joggingrunden dreht, bis er zu abgekämpft ist, um noch länger nachdenken

zu können. Er rennt den ganzen Tag lang, um am Abend vor lauter Erschöpfung zusammenzubrechen.

Kevin steht im Garten. Alle Eishockeyspieler sind es gewohnt, mit Schmerzen zu spielen. Irgendwo am Körper hat man immer eine kleine Verletzung. Eine Zerrung an der Leiste, einen verstauchten Knöchel, einen gebrochenen Finger. In der Juniorenmannschaft vergeht nicht eine Woche, ohne dass alle darüber reden, wie sehr sie es herbeiwünschen, endlich alt genug zu sein, um nicht mehr mit dem Gitter vorm Helm spielen zu müssen und »den Einkaufswagen abschrauben« zu können. Obwohl sie alle schon gesehen haben, wie Spieler der ersten Mannschaft von Pucks und Schlägern im Gesicht getroffen wurden, haben sie keine Angst davor, im Gegenteil, sie sehnen es regelrecht herbei. Als sie klein waren, sahen sie nach einem Match einmal einen Spieler mit aufgeplatzter Lippe und halb gespaltener Wange, die mit zwanzig Stichen genäht werden musste. Doch auf die Frage, ob es nicht verdammt weh tat, antwortete er nur grinsend: »Äh, na ja, beim Kautabakkauen brennt's halt 'n bisschen.«

Heute ist Sonntag, und die Villa der Familie Erdahl ist blitzsauber und leer. Kevin steht im Garten und schießt einen Puck nach dem anderen aufs Tor. Schon als kleiner Knirps hat er gelernt, unter Schmerzen zu spielen und das sogar zu genießen. Blutergüsse, Knochenbrüche und Gehirnerschütterungen haben sein Spiel noch nie negativ beeinflusst. Doch jetzt bewirken zwei Kratzer an seiner Hand, dass er alle Pucks weit übers Tor hinwegschießt.

Die Haustür ist unverschlossen. Benji durchquert die Villa und stellt fest, dass es drinnen – abgesehen von einer Schramme an der Kellertür, die offenbar jemand im Suff verursacht hat – aussieht wie immer: so geleckt,

als würde hier gar niemand wohnen. Er bleibt im Türrahmen zur Terrasse stehen und beobachtet, wie Kevin sämtliche Pucks in den Beeten der Nachbarn versenkt, als würde er blind schießen. Kevins Augen sind blutunterlaufen, und sein Blick ist wutentbrannt.

»Da bist du ja endlich! Ich hab dich schon tausendmal angerufen!«

»Und jetzt bin ich hier«, entgegnet Benji.

»Geh doch einfach mal ran, wenn ich anrufe!«, schnaubt Kevin.

Als Benji antwortet, spricht er langsam, und seine Augenbrauen schieben sich drohend zusammen.

»Kann es sein, dass du mich mit Lyt oder Bobo verwechselst? Ich bin schließlich nicht dein Sklave. Ich geh ran, wenn ich rangehen will.«

Kevin deutet mit einer vor Wut zitternden Schlägerspitze auf ihn.

»Hast du jetzt mal fertiggekifft? Wir spielen in einer Woche das Finale, aber alle benehmen sich, als hätten wir im Halbfinale schon genug getan. Wir müssen die Jungs zusammentrommeln und allen einbläuen, was sie zu tun haben! Und das gilt auch für dich! Du kannst dich nicht einfach in Luft auflösen, wenn die Mannschaft dich am meisten braucht!«

Benji weiß nicht genau, ob Kevin die Redewendung »in Luft auflösen« scherzhaft meint oder ob er zu dumm ist, die Ironie seiner eigenen Worte zu kapieren. Bei Kevin weiß man nie so genau, denn er ist sowohl der cleverste als auch der dümmste Mensch, den Benji kennt.

»Du weißt genau, warum ich von der Party weg bin.«

Kevin schnaubt verächtlich.

»Ja, weil du ’n fucking Heiliger bist, oder was?«

Benji erforscht eindringlich und ausdauernd seinen Blick. Als Kevin sich schließlich windet und wegschaut, fragt sein Freund: »Was ist gestern Nacht passiert, Kev?«

Kevin lacht kurz auf und hebt hilflos die Arme.

»Nichts. Alle waren besoffen. Du weißt doch, wie es ist.«

»Und was hast du mit deiner Hand gemacht?«

»Nichts!«

»Ich hab Maya im Wald gesehen. Und sie sah nicht gerade so aus, als wäre nichts gewesen.«

Kevin dreht sich abrupt um, als wolle er Benji mit seinem Schläger eins überziehen. Seine Lippen vibrieren, und seine Augen funkeln vor Wut.

»Aha, JETZT interessiert es dich also plötzlich, hä? Was interessiert dich das eigentlich? Du warst ja nicht mal hier! Du ziehst ja lieber nach Hed weiter und dröhnst dir die Birne zu, anstatt mit deinen besten Kumpels hier zu feiern! Mit deiner MANNSCHAFT!«

Benji richtet seinen Blick ohne ein Wort auf Kevins Wimpern. Kevin schaut erneut weg, schießt den nächsten Puck so weit übers Tor hinweg, dass man ihn eigentlich als Jagdmunition einstufen müsste, und murmelt: »Ich hätte dich gestern gebraucht.«

Benji antwortet nicht, woraufhin Kevin die Beherrschung verliert und ihn anbrüllt: »Du warst nicht HIER, Benji! Du bist NIE hier, wenn ich dich brauche! Lyt hat verflucht nochmal die ganze Küche vollgekotzt, und irgendwer ist voll gegen die Kellertür gerannt, so dass sie jetzt ’ne Riesenschramme hat! Kannst du dir vorstellen, was passiert, wenn mein Vater nach Hause kommt und es sieht? Kapierst du das, oder hast du dir etwa das gesamte Hirn weggeki–«

»Ich scheiß auf deinen Vater und will wissen, was gestern Nacht passiert ist«, unterbricht Benji ihn.

Kevin macht fünf rasche Schritte aufs Tor zu und zertrümmert seinen Schläger am Pfosten, so dass zwei messerscharfe Projektile entstehen, von denen eines nur eine Handbreit an Benjis Kopf vorbeischießt, ohne dass dieser auch nur mit der Wimper zucken würde.

»Ist das dein Ernst? DU SCHEISST ALSO AUF MEINEN VATER? Du verdammter undankbarer … wer bezahlt eigentlich seit zehn Jahren deine Schlittschuhe, deine Schläger und deine gesamte Schutzausrüstung? Hast du damals etwa auch schon auf ihn geschissen? Glaubst du, deine Mutter hätte sich all die Sachen leisten können? Mein Vater hat verdammt nochmal recht mit seiner Meinung über dich. Er hat schon IMMER recht gehabt! Du bist ein Virus, Benji, ’n verfluchter Virus. ’n richtiger Schmarotzer!«

Benji macht zwei Schritte vor, nur zwei, und verzieht keine Miene.

»Was ist gestern passiert, Kev?«

»Was willst du? Hä? Soll das hier etwa ’n Verhör werden, oder was? Wo liegt dein Problem?«

»Jetzt sei nicht feige, Kev.«

»DU nennst mich feige? DU willst mich feige nennen? Du bist doch derjenige, der so ’n verdammter … ’n verdammter …«

Benji bewegt sich so schnell auf ihn zu, dass Kevin ihm die letzten Worte direkt ins Gesicht schreit. Ihre Augen sind jetzt nur noch zwei Zentimeter voneinander entfernt, und Benjis sind weit aufgerissen.

»Was? Was bin ich Kev? Na, sag es schon.«

Auf Höhe seiner Schläfe hämmert der Puls unter Kevins Gesichtshaut, seine Augen tränen und sein Hals ist an einer Seite bläulich verfärbt wie von einem festen Faustschlag kleiner Hände. Er weicht zurück, hebt ein Stück seines zerbrochenen Schlägers auf und schleudert es in Richtung Tor, wo es das Metall des Pfostens zum Klingen bringt.

»Verschwinde von meinem Grundstück, Ovich. Du schnorrst von jetzt an nichts mehr von meiner Familie.«

Er dreht sich nicht um und schaut Benji nicht hinterher. Nicht einmal, als die Haustür zufällt.

Seine Eltern kommen spät nach Hause, und die Villa sieht genauso aus, wie sie sie verlassen haben. Ihr Sohn stellt sich schlafend, so dass sie nicht an seine Zimmertür klopfen. Sein Vater findet auf dem Küchentisch zwei karierte DIN-A4-Blätter vor, auf denen Kevin alle statistischen Werte von jedem Drittel des Spiels feinsäuberlich aufgelistet hat. Spielminuten, Schüsse, Vorlagen, Tore, jeweilige Über- und Unterlegenheit, Puckbesitz, Abpfiffe, Fehler. Ein paar Minuten lang sitzt sein Vater im Licht einer einsamen Lampe und lächelt in einer Art und Weise, wie er es mittlerweile nur noch tut, wenn er allein ist. Er ist so stolz, dass er zu seinem schlafenden Sohn hinaufgehen und ihn auf die Stirn küssen würde, wenn er eine etwas schlechtere Impulskontrolle besäße.

Kevins Mutter hingegen erblickt gewisse Dinge, die seinem Vater nicht aufgefallen sind. Sie sieht die Bilder, die die Putzfrau verwechselt und in der falschen Reihenfolge wieder aufgehängt hat. Den Tisch im Esszimmer, der nicht ganz gerade ausgerichtet ist, sowie ein vergessenes Stück Plastikfolie, das unter einem der Sofabeine hängengeblieben ist. Aber vor allem sieht sie die Schramme an der Kellertür.

Während ihr Mann in der Küche sitzt, holt sie tief Luft und schleudert dann ihre Reisetasche mit voller Wucht in den Raum hinein. Er springt auf und kommt auf sie zu, woraufhin sie sich entschuldigt und vorgibt, sie sei gestolpert und ihr sei die Tasche aus der Hand geglitten. Er hilft ihr auf, nimmt sie in den Arm und flüstert: »Jetzt schau nicht so verzweifelt drein. Es ist doch nur eine Kellertür mit einer kleinen Schramme darauf, Liebes.«

Dann zeigt er ihr die DIN-A4-Blätter und sagt: »Sie haben gesiegt!«

Sie lacht mit dem Gesicht an seinem Oberhemd.

24

Als am frühen Montagmorgen die Alarmanlage in der Schule aufheult, ruft der Sicherheitsdienst nicht bei der Polizei, sondern bei einer Lehrerin an. Denn auf das Eintreffen der Polizei würden sie mehrere Stunden warten, und so wählen sie nicht ganz zufällig die Lehrkraft aus, deren jüngerer Bruder beim Unternehmen arbeitet. Dann muss dieser sich nicht die Mühe machen, loszufahren und seine eigenen Schlüssel zu holen. Die Lehrerin steigt auf dem leeren Parkplatz aus dem Auto, schlägt den Kragen ihres Mantels hoch und sagt müde und verärgert: »Manchmal bist du so faul, dass ich fast glaube, du hast deine Kinder adoptiert, anstatt sie selbst zu zeugen.«

Ihr Bruder lacht auf.

»Aber, Schwesterherz, hör auf zu nörgeln. Sonst beschwerst du dich doch immer, dass ich dich nicht oft genug anrufe!«

Sie schnaubt verächtlich, nimmt ihm die Taschenlampe aus der Hand und schließt das Schultor auf.

»Bestimmt ist auf der Rückseite des Gebäudes nur wieder Schnee vom Dach auf die Alarmsensoren gefallen.«

Sie betreten den hellerleuchteten Korridor, da sich bei einem Einbruch die Lampen hier automatisch einschalten. Aber wer ist schon so blöd, am Montagmorgen in eine Schule einzubrechen?

Benji wacht von einem grellen Licht auf, das ihm ins Gesicht strahlt, obwohl die Lampen an der Decke schon leuchten. In seinem Rücken knackt es. Auf der Zunge hat er einen Geschmack nach selbstgebranntem Schnaps

und billigen Chilinüssen, was ihn ziemlich beunruhigt, da er sich überhaupt nicht daran erinnern kann, Chilinüsse gegessen zu haben. Er blinzelt verschlafen, hält abwehrend eine Hand hoch und versucht auszumachen, wer ihm mit der Taschenlampe direkt in die Augen leuchtet. Die Lehrerin hätte das natürlich nicht unbedingt tun müssen, aber er roch so übel, dass sie sich nicht überwinden konnte, ihn wachzurütteln.

»Kannst du mir mal verraten, was das hier werden soll?«, fragt die Lehrerin seufzend.

Benji rappelt sich von seinem Schlafplatz auf zwei nebeneinandergestellten Tischen im Klassenzimmer hoch. Dann hebt er wie der apathischste Zauberer der Welt hilflos die Arme und entgegnet: »Der Direx hat gesagt, ich soll morgens pünktlich kommen. Also … ta-da! Oder … wie spät ist es eigentlich?«

Er befühlt seine Hosentaschen, kann seine Armbanduhr aber nicht finden. Seine vagen Erinnerungen an die vergangene Nacht legen nahe, dass er sie vielleicht mit was Alkoholhaltigem runtergespült hat. Was ihn geritten hat, seine kleine Reise durch die Welt der betäubenden Substanzen damit zu krönen, in die Schule einzubrechen, ist ihm im Nachhinein selbst nicht ganz klar, aber er ist sich sicher, dass ihm die Idee in dem Moment genial vorkam, als er sie umsetzte.

Die Lehrerin geht ohne ein Wort wieder, und er sieht sie draußen im Gang mit einem Sicherheitsbediensteten sprechen. Der Mann wird den Vorfall als falschen Alarm abschreiben, da Brüder immer genau das tun, was ihre großen Schwestern ihnen sagen, unabhängig davon, wie alt sie sind. Dann kehrt die Lehrerin ins Klassenzimmer zurück und öffnet zwei Fenster, um zu lüften. Sie schnuppert an Benjis Jacke und verzieht angeekelt das Gesicht.

»Sag bitte nicht, dass du Drogen in die Schule mitbringst.«

Benji will mit dem Finger auf sie deuten, verfehlt sie aber.

»Würde mir, würde mir, würde mir NIE einfallen! Drogen in der Schule machen ja gar keinen Sinn. Ich hab sie schon im Körper. Wollen Sie tanzen?«

Er rutscht von seinem Tisch herunter und landet kichernd rücklings auf dem Fußboden. Die Lehrerin hockt sich neben ihn und betrachtet ihn mit finsterer Miene, bis er verstummt. Dann sagt sie: »Wenn ich das dem Schulleiter melde, muss er dich vom Unterricht ausschließen und vielleicht sogar von der Schule werfen. Und soll ich dir eins sagen, Benjamin? Manchmal habe ich den Eindruck, dass du genau das bezweckst. Es ist, als wolltest du der ganzen Welt beweisen, dass es nichts in deinem Leben gibt, was du nicht zerstören kannst, weil du ja so großartig destruktiv bist.«

Benji entgegnet nichts. Sie reicht ihm seine Jacke.

»Ich schalte jetzt den Alarm aus, und dann lasse ich dich in die Turnhalle, damit du duschen kannst. Ganz ehrlich, du stinkst so entsetzlich, dass ich ernsthaft überlege, den Schädlingsbekämpfungsdienst kommen zu lassen. Hast du noch saubere Klamotten in deinem Spind?«

Er versucht zu lächeln, als sie ihm auf die Beine hilft.

»Damit ich ansehnlich aussehe, wenn der Direktor kommt?«

Sie seufzt.

»Ich werde es nicht melden. Du musst dein Leben schon selbst zerstören. Dabei helfe ich dir nicht auch noch.«

Er begegnet ihrem Blick und nickt dankbar. Doch dann klingt seine Stimme plötzlich erwachsen, und sein Blick ist der eines Mannes anstatt eines Jungen: »Sorry, dass wir Sie letztens ›Zuckerpussy‹ genannt haben. Das war respektlos. Keiner aus der Mannschaft wird das je wieder tun.«

Er reibt sich den Nacken, so dass Jeanette fast bereut, ehrlich auf Adris Frage geantwortet zu haben, wie die Jungs sich in der Schule benehmen, als

sie sie neulich in der Kneipe in Hed getroffen hat. Aber sie weiß, dass er die Wahrheit sagt und sich auch jeder aus der Mannschaft daran halten wird. Sie fragt sich, wie es sich wohl anfühlt, wenn man so große Autorität über andere genießt wie Benji, dass ein einziges Wort von ihm Einfluss auf das Verhalten eines jeden Spielers in der ganzen Schule hat. Beinahe vermisst sie das Eishockeyspielen selbst. Adri und sie waren früher Freundinnen und haben gemeinsam in Hed gespielt. Manchmal kommt es ihr vor, als hätten sie beide zu früh aufgehört, und sie fragt sich, wie es wohl weitergegangen wäre, wenn es in Björnstadt eine Mädchenmannschaft gegeben hätte.

»Geh jetzt duschen«, fordert sie Benji auf und tätschelt ihm die Hand.

»Ja, Frau Lehrerin«, entgegnet er lächelnd, jetzt wieder mit seinem Jungenblick.

»Ich bin nicht gerade erpicht darauf, ›Frau Lehrerin‹ genannt zu werden«, brummt sie.

»Wie würden Sie denn gern genannt werden?«

»Jeanette. Jeanette wäre ausgezeichnet.«

Sie holt ihm ein Handtuch aus ihrer Sporttasche im Auto. Anschließend folgt er ihr in die Turnhalle, und nachdem sie den Alarm ausgeschaltet und die Tür aufgeschlossen hat, bleibt er im Türrahmen stehen und sagt: »Sie sind eine gute Lehrerin, Jeanette. Es war nur schlechtes Timing, dass Sie uns ausgerechnet in den Jahren in der Klasse haben müssen, wo wir am besten sind.«

In dem Augenblick begreift sie, warum die Mannschaft auf ihn hört. Nämlich aus demselben Grund, warum sich die Mädels in ihn verlieben. Wenn er einem unvermittelt in die Augen schaut und unabhängig davon, was er gerade angestellt hat, Dinge wie diese sagt, glaubt man ihm aufs Wort.

Kevins Vater bindet sich die Krawatte, rückt seine Manschettenknöpfe zurecht und nimmt seine Aktentasche an sich. Eigentlich will er seinem Sohn im Garten nur von der Terrassentür her einen Abschiedsgruß zurufen wie sonst auch, doch dann überlegt er es sich anders und geht zu ihm hinaus. Er stellt seine Aktentasche ab und schnappt sich einen Schläger. Dann stellt er sich neben ihn, und sie schießen abwechselnd aufs Tor. Das letzte Mal, dass sie das getan haben, liegt bestimmt schon zehn Jahre zurück.

»Ich wette, dass du den Pfosten nicht triffst«, sagt sein Vater.

Kevin zieht die Augenbrauen hoch, als mache der Witze. Doch als er sieht, dass sein Vater es ernst meint, schiebt er den Puck ein paar Zentimeter zurück, winkelt die Handgelenke leicht ab und drischt ihn dann mit einem Knall genau gegen das Metall des Pfostens. Sein Vater klopft anerkennend mit seinem Schläger auf den Boden.

»Glück?«

»Gute Spieler haben eben das Glück auf ihrer Seite«, antwortet Kevin.

Das hat er schon als Kind gelernt. Sein Vater hat ihn nie gewinnen lassen, nicht einmal bei einem Tischtennismatch zu Hause in der Garage.

»Hast du dir die Statistik des Spiels angesehen?«, fragt sein Sohn hoffnungsvoll.

Der Vater nickt, wirft einen Blick auf seine Armbanduhr und steuert auf seine Aktentasche zu.

»Ich hoffe, dass du das Finale nicht als Ausrede dafür nimmst, in dieser Woche nicht zu hundert Prozent im Unterricht mitzuarbeiten.«

Kevin schüttelt den Kopf. Sein Vater berührt mit der Hand fast seine Wange und fragt ihn beinahe nach den roten Flecken auf seinem Hals. Doch dann räuspert er sich und sagt: »Die Leute in der Stadt werden versuchen, sich ab jetzt noch mehr an dich zu klammern, Kevin. Du musst dir immer in

Erinnerung rufen, dass ein Virus krank macht. Dagegen musst du immun sein. Und im Finale geht es nicht nur um Eishockey. Es geht darum, was für ein Mann du sein willst. Ein Mann, der rausgeht und sich nimmt, was er verdient hat, oder einer, der in der Ecke steht und darauf wartet, dass man es ihm gibt.«

Der Vater geht davon, ohne eine Antwort abzuwarten, während sein Sohn mit zwei Kratzern am Handgelenk und einem heftig schlagenden Puls zurückbleibt, der einfach nicht aufhört, wie verrückt an seinem Hals zu hämmern.

Seine Mutter wartet in der Küche. Kevin schaut sie unsicher an. Auf dem Tisch steht ein frisch zubereitetes Frühstück, und es riecht nach geröstetem Toast.

»Ich … ach, vielleicht war es dumm von mir … aber ich hab mir heute den Vormittag freigenommen«, sagt sie.

»Und warum?«, fragt Kevin.

»Ich dachte, wir könnten … zusammen sein. Nur du und ich. Ich dachte, wir könnten … reden.«

Er weicht ihrem Blick aus, denn um Augenkontakt mit ihr aufzunehmen, schaut sie ihn etwas zu flehend an.

»Ich muss zur Schule, Mama.«

Sie nickt mit den Abdrücken ihrer Zähne auf der Unterlippe.

»Ja, ja. Schon klar … das war dumm von mir. Ich bin aber auch dämlich.«

Am liebsten würde sie ihm folgen und ihm eine Million Fragen stellen. Denn spätnachts hat sie ein Bettlaken im Wäschetrockner entdeckt, obwohl er in diesem Haus noch nicht einmal auch nur ein Paar Socken selber gewaschen hat. Außerdem lag darin auch ein T-Shirt mit Blutflecken, die

nicht ganz rausgegangen sind. Und während er heute Morgen im Garten stand und seine Pucks aufs Tor schoss, ist sie in sein Zimmer gegangen und hat einen Blusenknopf auf dem Fußboden liegen sehen.

Sie würde ihm gern folgen, aber sie weiß nicht, wie man mit einem fast erwachsenen Mann durch eine geschlossene Badezimmertür hindurch kommuniziert. Also packt sie ihre Aktentasche, steigt in ihr Auto und fährt eine halbe Stunde durch den Wald, bis sie schließlich irgendwo anhält. Sie bleibt die ganze Zeit lang im Wagen sitzen, damit niemand bei der Arbeit fragt, warum sie schon so früh kommt. Dort hat sie schließlich angekündigt, dass sie heute Vormittag Zeit mit ihrem Sohn verbringen würde.

Mira steht mit der Klinke in der Hand vor der Tür zu Mayas Zimmer, klopft jedoch nicht noch einmal an. Ihre Tochter hat schon gesagt, dass sie krank ist, und Mira will keine nervtötende, uncoole Helikoptermutter sein, die ihr Kind verhätschelt. Sie will auch nicht anklopfen, nur um zu fragen, ob ihre Tochter noch irgendetwas anderes bedrückt. Das kann sie einfach nicht tun, denn nichts lässt ein fünfzehnjähriges Mädchen rascher verstummen als die Frage: »Möchtest du reden?« Sie kann auch nicht einfach die Tür öffnen und fragen, warum Maya plötzlich freiwillig ihre eigenen Klamotten wäscht. Für wen hält sie sich denn, etwa für die Sicherheitspolizei? Also spielt Mira die Mutter, die weder nervtötend noch über ängstlich auftritt. Sie steigt in ihr Auto und fährt los. Nach einer Dreiviertelstunde hält sie irgendwo an. Dann bleibt sie allein in der Dunkelheit sitzen und wartet darauf, dass der Druck auf ihrer Brust nachlässt.

Lyt öffnet die Haustür und sieht aus, als würde er eine Geburtstagstorte erblicken.

»Kevin! Hi! Oder … was …?«

Kevin nickt ihm ungeduldig zu.

»Fertig?«

»Äh … wofür? Für die Schule? Jetzt? Mit dir? Also … ob ich zur Schule gehen will? Mit dir?«

»Bist du jetzt fertig, oder nicht?«

»Und wo ist Benji?«

»Scheiß auf Benji«, schnaubt Kevin.

Lyt steht völlig geschockt mit offenem Mund da, ohne zu wissen, was er sagen soll.

Kevin verdreht ungeduldig die Augen.

»Wartest du aufs Abendmahl, oder was? Mach verdammt nochmal den Mund wieder zu. Gehen wir.«

Lyt stolpert über seine eigenen Beine, während er beflissen versucht, seine Füße in den jeweils richtigen Schuh zu stecken und Jacke und Mütze halbwegs richtig herum anzuziehen. Kevin sagt auf dem ganzen Weg kein einziges Wort, bis sich die Miene seines großgewachsenen Mannschaftskameraden aufhellt und er einen Hundertkronenschein aus der Tasche zieht.

»Schulde ich dir den nun eigentlich, oder nicht?«

Als Kevin ihn entgegennimmt, beginnt Lyt unkontrolliert zu kichern. Kevin setzt eine entspannte Miene auf, als er ihn bittet: »Aber halt die Klappe, okay? Du weißt ja, wie die Bräute sind.«

Als Mayas Handy klingelt, hofft sie von ganzem Herzen, dass es Ana ist, doch stattdessen ist es schon wieder Amat. Sie schiebt ihr Handy unters Kopfkissen, als versuche sie es zu ersticken. Sie weiß einfach nicht, was sie ihm sagen soll, aber sie weiß auch, dass er am liebsten überhaupt nichts gesehen hätte. Wenn sie nicht an ihr Handy geht, können sie beide vielleicht

irgendwann so tun, als wäre es nie passiert. Als wäre alles nur ein Missverständnis gewesen.

Sie entfernt die Batterien aus allen Rauchmeldern und öffnet alle Fenster, bevor sie ihre Bluse in die Dusche legt und anzündet. Dann geht sie in die Küche, zündet eine Tetrapackung mit Joghurt an und lässt den oberen Teil abbrennen, bevor sie die Flammen löscht und die Reste auf die Arbeitsplatte in der Küche legt. Wenn ihre Mutter, die Frau mit dem Geruchssinn eines hungrigen Grizzlybären, wieder nach Hause kommt und fragt, warum es nach Rauch riecht, wird Maya ihr erklären, dass ihr aus Versehen eine Joghurtpackung umgekippt und auf eine heiße Herdplatte gefallen ist.

Erst als sie danach sorgfältig die Reste ihres verbrannten Tops zusammenfegt, stellt sie fest, dass die Knöpfe geschmolzen sind und im Abfluss feststecken und das synthetische Material nicht in poröse Asche zerfallen ist, wie sie es sich erhofft hat. Wenn Ana jetzt hier wäre, würde sie sagen: »O Mann, Maya, falls ich irgendwann mal jemanden umbringen will, dann erinner mich bitte daran, dass ich dich lieber NICHT um Hilfe bitte!« Maya vermisst sie. Großer Gott, wie sehr sie Ana vermisst. Mehrere Minuten lang sitzt das Mädchen weinend auf dem Fußboden im Badezimmer und versucht sich selbst dazu zu überreden, ihre beste Freundin anzurufen, aber sie kann es ihr einfach nicht antun. Sie kann sie da nicht mit hineinziehen und zwingen, dieses Geheimnis zu bewahren.

Das Badezimmer zu putzen und die Reste des verbrannten Tops zu vernichten dauert länger als eine Stunde. Sie befördert sie in eine Plastiktüte, mit der sie schließlich schlotternd in der Haustür steht und die Mülltonne anstarrt, die zehn Meter entfernt steht. Draußen ist es hell, doch das tut nichts zur Sache. Maya hat selbst mitten am Tag Angst vor der Dunkelheit.

25

Ana geht allein zur Schule. Dabei hält sie ihr Smartphone mit Mayas Nummer auf dem Display und dem Finger auf der grünen Taste wie eine Waffe in der Hand, betätigt sie aber nicht. Bei ihrem wichtigsten Versprechen, einander nicht im Stich zu lassen, ging es ihnen nie um Sicherheit, sondern darum, ebenbürtig zu werden. Denn das waren sie sonst nirgends. Ana ist in allem gut, was man draußen in der Wildnis braucht; dort war Maya auf sie angewiesen, aber sobald sie aus dem Wald zurückkamen, wurde Ana daran erinnert, dass Mayas Leben eine weitaus bessere Version ihres eigenen war. Maya hat noch beide Elternteile und einen Bruder. Und wohnt in einem Haus, in dem es nicht nach Zigarettenrauch und Wodka stinkt. Maya ist cool, witzig und überall beliebt und hat bessere Schulnoten als Ana. Sie ist musikalisch und mutig, hat mehr Freunde, und die Jungs fahren ebenfalls auf sie ab.

Wenn Ana Maya aber in der Wildnis alleinließe, würde Maya sterben. Maya hat nur noch nicht begriffen, dass sie Ana genau dasselbe angetan hat, als sie sie allein auf der Party zurückließ. Sie haben sich versprochen, einander nie im Stich zu lassen, und nur das machte sie ebenbürtig.

Anas Finger liegt noch immer auf Mayas Kontakt, doch sie ruft nicht an. In einigen Jahren wird sie einen alten Zeitungsartikel über ein Forschungsprojekt lesen, bei dem sich erwiesen hat, dass derselbe Teil des Gehirns, der physische Schmerzen wahrnimmt, auch Neidgefühle registriert. Dann wird Ana begreifen, warum Neid so weh tut.

Amat und Fatima stehen wie jeden Morgen an der Bushaltestelle, doch nichts ist mehr so wie zuvor. Als Fatima gestern zum Einkaufen im Supermarkt war, grüßten sie alle. Als sie bezahlen wollte, kam Frack, der Inhaber des Supermarkts, zur Kasse geeilt und wollte ihr den Einkauf spendieren, was sie natürlich nicht zuließ, sosehr er auch auf sie einredete, bis der Hüne von Mann hilflos die Arme hob und gluckste: »Sie sind wirklich so eigensinnig wie der Winter, und jetzt begreife ich auch, wo Amat es herhat.«

Kurz bevor der Bus eintreffen soll, kommt Frack mit seinem weißen Auto die Straße entlanggefahren. Er hält an und erklärt, dass er gerade in einem seiner anderen Supermärkte war und zufällig hier vorbeigekommen ist, was Fatima eher bezweifelt. Anfänglich lehnt sie sein Angebot ab, sie zur Eishalle mitzunehmen, überlegt es sich aber anders, als sie sieht, wie Amat seinen Wagen anstarrt. Frack fährt los, und Fatima sieht im Spiegel der Sonnenblende vom Beifahrersitz, wie stolz es ihren Sohn macht, das erreicht zu haben.

Als der Junge an diesem Morgen allein auf der Eisfläche trainiert, sitzt der Sponsor neben dem Trainer der ersten Mannschaft und dem Sportdirektor auf der Tribüne. Als Fatima das Büro des Klubdirektors betritt, um den Papierkorb zu leeren, steht der Direktor auf und hebt ihn vom Fußboden hoch. Und dann schüttelt der Klubdirektor ihr die Hand.

Als die Jungs den Schulkorridor betreten, stehen dort schon jede Menge Mitschüler. Alle drehen sich zu ihnen um, und Lyt hat es noch nie so genossen, Benji nicht in seiner Nähe zu wissen. Die Aufmerksamkeit derjenigen, die glauben, dass er jetzt Kevins neuer bester Freund ist, verursacht ihm Schwindelgefühle. Deswegen reagiert er auch nicht, als Kevin murmelt, er müsse »mal kurz scheißen«, in einer der

Toilettenkabinen verschwindet und die Tür hinter sich abschließt. Sein alter bester Freund hingegen hätte gewusst, dass Kevin dies in der Schule niemals freiwillig tun würde.

In der Dunkelheit der Toilettenkabine zerreißt Kevin den Hundertkronenschein in kleine Stücke und spült die Schnipsel in der Toilette hinunter. Er macht das Licht nicht an und betrachtet sich auch nicht im Spiegel.

Amat holt Zacharias auf Höhe der Spinde ein. Sie haben sich seit dem Spiel nicht mehr gesehen, und erst jetzt fällt Amat ein, dass er ihn vielleicht hätte anrufen sollen. Als er die Enttäuschung und Wut in Zacharias' Blick sieht, wird ihm klar, dass das nicht das Einzige ist, was er hätte tun sollen.

»Hi … sorry wegen Samstag. Es ging alles so schnell, ich …«

Zacharias schlägt seine Spindtür zu und schüttelt den Kopf.

»Schon klar. War ja schließlich 'ne Mannschaftsfete. Mit deiner neuen Crew.«

»Ach komm schon, so hab ich es nicht gemei–«, versucht Amat es, doch Zacharias lässt ihn seine Entschuldigung nicht bis zu Ende vorbringen.

»Lass gut sein, Amat. Du bist jetzt 'n Star. Schon kapiert.«

»Jetzt komm schon, Zach, ich …«

»Mein Vater lässt übrigens grüßen und gratuliert.«

Zacharias' letzte Worte schmerzen ihn selbst am meisten. Sein Vater arbeitet in der Fabrik, wo alle Eishockey lieben. Weil der Klub ursprünglich von Fabrikarbeitern gegründet wurde, empfinden sie noch immer eine gewisse Zugehörigkeit. Zacharias würde alles dafür geben, um seinen Vater als Vater eines Juniorenspielers zur Arbeit schicken zu können, doch allein schon die Tatsache, dass sein Sohn der Freund eines solchen Spielers ist, ließ ihn den ganzen Weg dorthin strahlen.

Amat schluckt die Worte hinunter, die er eigentlich sagen will, und sucht stattdessen nach geeigneteren, kommt jedoch nicht dazu, weil Zacharias plötzlich die Kappe vom Kopf fliegt und er mit dem Oberkörper gegen seinen Spind kracht. Zwei ältere Schüler aus der Oberstufe, deren Namen Amat nicht kennt, lachen laut auf.

»Ups! Hab dich gar nicht gesehen!«, ruft der eine grinsend.

»Wohl das erste Mal, dass dich jemand übersieht, was, Fettwanst? Was hast du eigentlich gefrühstückt? Etwa ’n anderen Fettwanst?«, fragt der andere grinsend und kneift Zacharias in den Bauch.

Beleidigungen wie diese erlebt Zacharias so oft, dass der Schock für alle Beteiligten inklusive ihm selbst groß ist, als er sich in einem Moment aufblitzender Wut unvermittelt auf einen der beiden stürzt und ihm mit voller Wucht seinen Schädel gegen den Brustkorb rammt.

Der ältere Oberstufenschüler stolpert rückwärts, als wäre er gegen einen Sandsack geprallt, und es dauert einen Augenblick, bis er sich wieder fängt. Doch dann schnellt seine Faust vor und trifft zielgenau Zacharias’ Mund. Amat schreit auf und wirft sich zwischen die beiden, woraufhin ihn die Oberstufenschüler, ohne zu zögern, zu Boden stoßen. Offenbar schauen sie sich keine Eishockeyspiele an.

»Was haben wir denn hier? Einen kleinen Terroristen? Du bist doch aus der Senke, oder?«

Amat antwortet nicht. Der Oberstufenschüler fragt unbeirrt weiter: »Terroristen und Kamele gibt es nur in der Senke. Bist du aus der Senke?«

Amat antwortet noch immer nicht. Seine langjährige Erfahrung sagt ihm, dass es die Sache nur noch schlimmer machen würde. Dann packt ihn einer der beiden Oberstufenschüler am Pulli und brüllt: »Ich hab gefragt: Wo. Kommst. Du. Her?«

Amat kommt nicht dazu, zu reagieren, denn als der Hinterkopf von einem der beiden Oberstufenschüler gegen den Spind prallt, ist der Knall so ohrenbetäubend, dass Amat zuerst glaubt, es wäre sein eigener. Dann zerrt Bobo den Oberstufenschüler vom Fußboden hoch, der mindestens zehn Kilo weniger wiegt als er selbst, obwohl er ein Jahr älter ist als er. Bobo speit fast Feuer, als er klarstellt:

»Björnstadt. Er heißt Amat, und er kommt aus Björnstadt.«

Der Blick des Oberstufenschülers flackert, bis Bobo von ihm ablässt, nur um kurz darauf seinen Hinterkopf erneut gegen den Schrank zu donnern. Dicht an seinem Gesicht fragt er ihn: »Woher kommt er?«

»Aus Björnstadt! Björnstadt!!! Verflucht … das war doch nur ’n Scherz, Bobo!«

Bobo lässt ihn los, woraufhin er und sein Freund davonrennen. Dann hilft Bobo Amat auf und streckt seine Hand nach Zacharias aus, doch der schlägt sie weg. Bobo kommentiert es nicht weiter.

»Danke«, sagt Amat.

»Du bist jetzt einer von uns. Und uns rührt niemand an«, meint Bobo lächelnd.

Amat schaut seinen Freund Zacharias an, dem Blut aus der Nase rinnt.

»Ich … oder … wir …«

»Ich muss jetzt los zum Unterricht. Aber wir sehen uns beim Mittagessen. Alle aus der Mannschaft sitzen am selben Tisch. Komm zu uns!«, unterbricht Bobo ihn und verschwindet.

Amat nickt ihm hinterher. Als er sich umdreht, hat Zacharias schon seine Jacke und seine Schultasche aus dem Spind genommen und ist in Richtung Ausgang unterwegs.

»Verdammt, Zach! Warte! Nun komm schon, er hat dir doch GEHOLFEN!«

Zacharias bleibt stehen, dreht sich jedoch nicht um. Er weigert sich, Amat seine Tränen zu zeigen, als er sagt: »Nein. Er hat DIR geholfen. Beeil dich jetzt, Superman. Deine neue Mannschaft wartet auf dich.«

Dann schließt sich die Tür hinter ihm. Amat wird von seinem schlechten Gewissen, von Schuldgefühlen und einem Gefühl der Ungerechtigkeit übermannt. Hätte er nicht Angst davor, sich zu verletzen und das Finale zu verpassen, würde er seine Faust am liebsten geradewegs in eine der Spindtüren rammen. Stattdessen hebt er sein Handy vom Fußboden auf und ruft noch einmal bei Maya an.

Benji kommt auf dem Weg zum Klassenzimmer genau in dem Augenblick an den Toiletten vorbei, als Kevin aus der Tür heraustritt. Der Anblick trifft Benji wie ein Ellbogenstoß aus dem toten Winkel, da er weiß, dass Kevin sonst nie die Toiletten in der Schule benutzt. Kevin beeilt sich, an Benji vorbeizugelangen, während der abrupt stehen bleibt. Es ist nicht ganz leicht, ihn in Erstaunen zu versetzen, doch jetzt steht er mit halboffenem Mund da. Kevin weicht seinem Blick aus, als existiere er gar nicht.

Solange sich die beiden Freunde zurückerinnern können, waren immer alle Leute, die sie zusammen auf dem Eis spielen sahen, der Auffassung, dass sie eine besondere Wellenlänge hätten, eine Art geheime Frequenz, die nur sie beide wahrnehmen können, denn sie müssen einander nicht sehen, um zu wissen, wo der andere ist. Keiner von beiden hat dieses Phänomen je in Worte fassen können, aber was auch immer es war, jetzt hört Benji nur noch ein diffuses Rauschen. Kevin schleicht im Schatten von Lyt an der Wand des Korridors entlang, während die anderen Junioren automatisch von allen Seiten zu ihm aufschließen. Benji wusste bislang nicht, wer er wohl wäre, wenn er seine Mannschaft nicht mehr hätte, ahnt jedoch, dass er es jetzt am eigenen Leib erfahren wird.

Als Kevin, Lyt, Bobo und die anderen das Klassenzimmer betreten, bleibt Benji draußen stehen und versucht sich zu beherrschen und der Welt nicht zu beweisen, dass er nichts mehr in seinem Leben übrig hat, was er noch zerstören könnte. Er bemüht sich wirklich.

Als Jeanette prüft, ob alle Schüler vollzählig sind, sieht sie durch die Fensterscheibe, wie Benji sich draußen im Schulhof eine Zigarette anzündet, sich auf sein Fahrrad schwingt und in Richtung Straße verschwindet. Die Lehrerin zögert lange. Dann hakt sie schließlich seinen Namen auf der Anwesenheitsliste ab.

Ana stellt die Lautstärke ihres Smartphones auf maximale Höhe, öffnet alle Apps und startet einen Film, bevor sie es in ihren Spind legt. Sie verhält sich wie eine Alkoholikerin, die alle Flaschen aus ihrem Haus entfernt, weil sie genau weiß, dass sie sich schon im Lauf des Vormittags nicht länger würde beherrschen können, um Maya anzurufen. Also stellt sie sicher, dass ihr Akku bis dahin leer ist und es unmöglich macht.

Es tut nichts zur Sache, wer an diesem Tag mit wem zusammensitzt, denn alle Beteiligten nehmen ihr Mittagessen einsam zu sich.

26

Peter sitzt auf einer Bank im leeren Umkleideraum der Junioren. Ein Zettel mit einem der markanten Motivationssprüche ist runtergefallen und liegt zerknittert und mit Schuhabdrücken darauf auf dem Fußboden. Peter liest den Spruch ein ums andere Mal. Er erinnert sich noch daran, als Sune den Zettel aufgehängt hat. Damals hatte Peter gerade lesen gelernt.

Er war ein Kind, das sich ohne jede Hoffnung auf dem Weg in den Abgrund befand, doch das Eishockey hat ihn gerettet. Sune hat ihn wieder ans Licht geholt, und dieser Klub hat ihn am Leben erhalten. Seine Mutter starb, als er noch in die Grundschule ging, und sein Vater balancierte immer auf der Grenze zwischen fröhlichem Säufer und niederträchtigem Alkoholiker. Wenn einem kleinen Jungen dann eine Hand gereicht wird, klammert er sich daran fest, bis seine Fingerknöchel weiß werden. Sune war auf Gedeih und Verderb immer für ihn da, sowohl in Björnstadt als auch auf der anderen Seite des Atlantiks. Als er sich die Verletzungen zuzog und seine Karriere frühzeitig beenden musste und auch als Peter im Lauf eines Jahres zuerst seinen Vater und dann seinen Sohn begraben musste. Damals war es Sune, der ihn anrief und ihm sagte, dass es hier einen Klub gebe, der Hilfe brauche. Und Peter brauchte so dringend das Gefühl, irgendetwas am Leben halten zu können.

Er weiß, wie still es um einen herum werden kann, wenn das Eishockey einem signalisiert, dass man am Ende ist. Wie rasch man das Eis vermisst und die Kabine, die Jungs, die Fahrten mit dem Mannschaftsbus und die belegten Brötchen von der Tankstelle. Er weiß auch, wie er als

Siebzehnjähriger selbst auf die gescheiterten ehemaligen Spieler um die vierzig herabgeschaut hat, die immer neben der Eishalle herumhingen und in ihren eigenen Glanzzeiten schwelgten, mit jeder Saison vor ein paar interessierten Zuhörern weniger. Der Job als Sportdirektor bot ihm eine Chance, mit den Mannschaften weiterzuleben und etwas Größeres aufzubauen, etwas, das ihn vielleicht irgendwann einmal selbst überleben würde. Doch damit kam auch die Verantwortung, schwere Entscheidungen zu fällen und den Schmerz darüber auszuhalten.

Er hebt den Zettel vom Boden auf und liest den Spruch ein letztes Mal. *»Wem viel gegeben wird, von dem wird auch viel erwartet.«*

Heute muss er den Mann, der ihn wieder ans Licht geholt hat, dazu überreden, freiwillig seinen Hut zu nehmen. Die Sponsoren und der Vorstand wollen Sune nicht kündigen und ihm noch nicht einmal eine Abfindung zahlen. Sie erwarten von Peter, dass er ihm nahelegt, in aller Stille zu gehen, weil es das Beste für den Klub ist.

Sune wacht zeitig in seinem kleinen Reihenhaus auf, in dem er schon immer allein gewohnt hat. Er bekommt nur selten Gäste, doch diejenigen, die ihn besuchen, sind überrascht von seinem Ordnungssinn. Bei ihm herrscht kein Chaos aus herumstehendem Nippes, ungelesenen Zeitungsstapeln sowie leeren Bierdosen und Pizzakartons, wie so mancher es sich im Haushalt eines alten Mannes vorstellt, der sein Leben lang Junggeselle gewesen ist. Im Gegenteil, es ist sauber und aufgeräumt. An den Wänden hängen nicht einmal Eishockeyposter, und in den Regalen stehen auch keine Pokale. Sune hat sich noch nie mit Firlefanz umgeben. Er hat nur seine Pflanzen auf der Fensterbank stehen, und in den Sommermonaten pflegt er seine Blumen, die im schmalen Garten auf der Rückseite des Hauses wachsen. In der restlichen Zeit hat er das Eishockey.

Er trinkt Pulverkaffee und spült seinen Becher direkt danach aus. Einmal wurde er gefragt, was er für die wichtigste Begabung halte, um ein erfolgreicher Eishockeyspieler zu werden, worauf er antwortete: »Sich mit richtig schlechtem Kaffee zufrieden zu geben.« Er muss an all die frühen Morgenstunden und späten Nächte in Eishallen mit eingebranntem Bodensatz in den Kannen und minderwertigen Kaffeeautomaten zurückdenken, an die Busfahrten vorbei an abgelegenen Raststätten und an die Schulkantinen im Trainingslager und bei Turnieren. Wie soll jemand, der eine teure Espressomaschine zu Hause stehen hat, das nur aushalten? Wollen Sie Eishockeytrainer werden? Dann gewöhnen Sie sich bloß nicht an die Annehmlichkeiten, die andere Menschen genießen. Freizeit, Familienleben und guten Kaffee. Dieser Sport toleriert nur die allerhärtesten Männer. Diejenigen, die ihren Kaffee zur Not auch kalt trinken.

Sune schlendert durch den Ort und grüßt fast alle Männer über dreißig, denn im Lauf der Jahre hat er den Großteil von ihnen irgendwann einmal trainiert. Bei den Teenagern ist es etwas anderes, von denen kennt er jedes Jahr weniger. Ihm fehlt zunehmend die gemeinsame Sprache mit den Jungs in dieser Stadt, was ihn überflüssig macht wie ein Faxgerät. Er begreift nicht recht, wie man von ihm noch erwarten kann, an den Spruch zu glauben »Die Kinder sind unsere Zukunft«, wo sich immer mehr von ihnen gegen Eishockey entscheiden. Wie kann man ein Kind sein und *nicht* Eishockey spielen wollen?

Er nimmt den Weg hinauf in Richtung Wald, und als er in die Auffahrt zur Hundezucht einbiegt, erblickt er Benjamin. Der Junge löscht seine Zigarette zu spät, um nicht beim Rauchen entdeckt zu werden, doch Sune tut so, als sähe er es nicht. Als er selbst noch aktiv war, rauchten seine Mannschaftskameraden selbst in den Pausen eines Spiels, und manche tranken sogar Bier. Die Zeiten ändern sich, aber er ist sich nicht ganz sicher,

ob sich auch das Spiel genauso stark verändert, wie manche Trainer glauben.

Er bleibt vor dem Zaun stehen und betrachtet die Hunde, die dahinter herumtollen. Der langhaarige Junge stellt sich leicht befremdet neben ihn, fragt ihn aber nicht nach seinem Anliegen. Sune klopft ihm kurz auf die Schulter.

»Phantastisches Spiel am Samstag, Benjamin. Phantastisches Spiel.«

Benji nickt nur, mit dem Blick zu Boden gerichtet. Sune weiß nicht, ob der Junge nur schüchtern ist oder einfach bescheiden, so dass der alte Mann durch den Zaun deutet und hinzufügt: »Weißt du, als David als Trainer anfing, hab ich ihm gesagt, dass es mit den besten Eishockeyspielern genauso ist wie mit guten Jagdhunden. Sie sind geborene Egoisten, die erst mal für sich selbst jagen. Also musst du sie füttern, trainieren und lieben, bis sie irgendwann auch für dich jagen. Und für ihre Mannschaftskameraden. Erst dann können sie richtig gut werden. Und erfolgreich.«

Benji streicht sich die Haare aus dem Gesicht.

»Haben Sie vor, sich einen zuzulegen?«

»Ich überlege es schon seit vielen Jahren. Aber ich hatte nie den Eindruck, genügend Zeit für einen Welpen zu haben.«

Benji schiebt seine Hände in die Jackentaschen und stampft sich etwas Schnee von den Schuhen.

»Und jetzt?«

Sune beginnt zu lachen.

»Ich glaube, dass ich schon recht bald mehr Freizeit haben werde, als ich bislang gewohnt war.«

Benji nickt und schaut ihm zum ersten Mal während ihres Gesprächs direkt in die Augen.

»Nur weil wir David lieben, bedeutet das noch lange nicht, dass wir nicht auch für Sie gespielt hätten.«

»Ich weiß«, antwortet der alte Mann und klopft dem Jungen noch einmal auf die Schulter.

Sune sagt nicht, was er denkt, denn er ist sich nicht sicher, ob er Benjamin damit einen Dienst erweisen würde. Aber während der gesamten Zeit, in der David und Sune miteinander darüber gestritten haben, inwieweit ein Siebzehnjähriger schon reif genug sein kann, um in der ersten Mannschaft zu spielen, waren sie sich völlig einig. Nur nicht, welcher der Siebzehnjährigen das sein sollte. Kevin mag das Talent dafür haben, aber Benjamin hat alles andere. Sune war schon immer mehr an der Länge der Schnur als an der Größe des Luftballons interessiert.

Adri kommt aus dem Haus heraus, fährt ihrem kleinen Bruder mit der Hand durchs Haar und gibt Sune die Hand.

»Sune«, stellt der Alte sich vor.

»Ich weiß, wer Sie sind«, entgegnet Adri und fragt ihn sofort: »Wie schätzen Sie denn die nächste Saison ein? Haben wir eine Chance aufzusteigen? Sie könnten ’n paar gute Schlittschuhläufer in der Mannschaft gebrauchen, oder? Und Sie sollten die Lahmärsche der zweiten und dritten Reihe rausschmeißen.«

Es dauert ein paar Sekunden, bis Sune merkt, dass sie über die erste Mannschaft und nicht über die Juniorenmannschaft spricht. Er hat sich schon so daran gewöhnt, dass Angehörige der Junioren nur an deren Mannschaft interessiert sind, dass er leicht verblüfft reagiert.

»Man hat immer eine Chance. Aber der Puck gleitet nicht nur …«, entgegnet Sune.

»Sondern er hüpft auch!«, fügt Adri grinsend hinzu.

Als Sune verwirrt dreinblickt, erklärt Benji freundlich: »Adri hat auch mal gespielt. In Hed. Sie war ’n richtiger Teufel. Hat es auf mehr Strafminuten gebracht als ich.«

Sune lacht anerkennend. Adri deutet in Richtung Zaun.

»Was können wir denn für Sie tun?«

»Ich würde gern einen Hund kaufen«, sagt Sune.

Adri streckt ihre Hand aus und legt sie ihm mit freundlichem Lächeln, aber entschlossenem Blick auf die Schulter.

»Ich kann Ihnen leider keinen verkaufen, Sune. Aber ich könnte Ihnen einen überlassen. Dafür, dass Sie den Klub aufgebaut und damit meinem kleinen Bruder das Leben gerettet haben.«

Benji atmet durch die Nase ein und richtet seinen Blick auf die Hunde.

Sunes Lippen vibrieren leicht. Als er sich wieder gesammelt hat, sagt er: »Und welchen Welpen würdet ihr einem alten Rentner empfehlen?«

»Den da«, meint Benji und deutet, ohne zu zögern, auf einen von ihnen.

»Und warum?«

Jetzt klopft der Junge dem alten Mann auf die Schulter.

»Weil er eine Herausforderung wäre.«

David sitzt allein auf der Tribüne in der Eishalle. Ausnahmsweise schaut er einmal hinauf zur Decke anstatt runter aufs Eis.

Er hat schlimme Kopfschmerzen, denn er steht unter stärkerem Druck als je zuvor, und außerdem kann er sich nicht mehr daran erinnern, wann er zuletzt mal eine Nacht durchgeschlafen hat. Seine Freundin versucht schon gar nicht mehr, zu Hause mit ihm zu kommunizieren, weil sie sowieso keine Antwort erhält. Er lebt ausschließlich in seinem Kopf, und darin befindet er sich rund um die Uhr auf dem Eis. Trotzdem oder vielleicht sogar deswegen kann er seinen Blick jetzt nicht von der alten verblichenen

Banderole losreißen, die über ihm hängt. Darauf steht: »Werte, Kultur, Zusammengehörigkeit.«

Heute soll er der Lokalzeitung ein Interview geben, was die Sponsoren arrangiert haben. David hat dagegen protestiert, doch der Klubdirektor grinste nur und meinte: »Willst du etwa, dass die Medien weniger über euch schreiben? Dann musst du deine Mannschaft nur auffordern, schlechter zu spielen!« Er kann sich schon denken, welche Fragen man ihm stellen wird. »Woran liegt es, dass Kevin Erdahl so gut spielt?«, werden sie ihn fragen, und David wird antworten, was er immer geantwortet hat: »Talent und Training. Zehntausende kleine Dinge, die er zehntausendmal trainiert hat.« Aber eigentlich stimmt das gar nicht.

Er wird es einem Journalisten nie erklären können, aber das, was einen Spieler wie Kevin wirklich ausmacht, kann ein Trainer ihm nie beibringen. Was Kevin so überlegen macht, ist sein absolutes Sieger-Gen. Es ist nicht nur so, dass er es hasst, zu verlieren, sondern in seiner Welt existiert die Vorstellung zu verlieren einfach nicht. Er ist gnadenlos. Und das kann man niemandem beibringen.

Der Sport ist phantastisch, aber er ist auch knallhart. Großer Gott, wie viele Stunden investieren diese Jungs in ihn? Und wie viel hat David selbst dafür geopfert? Bis zum Alter von zwanzig, fünfundzwanzig dreht sich alles im Leben einzig und allein ums Trainieren, und was bleibt einem, wenn sich schließlich herausstellt, dass man nicht gut genug ist? Nichts. Keine Ausbildung, kein Sicherheitsnetz. Aus einem Spieler, der so gut ist wie Kevin, wird vielleicht einmal ein Profi, der Millionen verdient. Aber Spieler, die nur fast so gut sind wie er? Die werden ihr Dasein auf der anderen Seite des Waldes hinter der Eishalle in der Fabrik fristen.

David betrachtet die Banderole. Solange seine Mannschaft weiterhin siegt, hat er einen Job hier, aber wenn sie verlieren? Wie viele Schritte ist er

selbst von der Arbeit in der Fabrik entfernt? Was kann er noch außer Eishockey? Nichts.

Als er zweiundzwanzig war, saß er schon einmal genau hier und dachte genau denselben Gedanken. Damals saß Sune neben ihm. David hat Sune auf die Worte auf der Banderole angesprochen und ihn gefragt, was sie für ihn bedeuteten, worauf Sune antwortete: »Zusammengehörigkeit bedeutet, dass wir einander vertrauen und achten.« David dachte lange nach, bevor er weiterfragte: »Und Kultur?« Sune schaute ernst drein und wählte dann seine Worte mit Bedacht. Er sagte: »Für mich ist Kultur ebenso sehr das, wozu wir euch anspornen, als auch das, was ihr selbst zulasst.«

Daraufhin fragte David, was er damit meinte, und Sune antwortete: »Dass die meisten Menschen nicht nur tun, was wir ihnen sagen, sondern auch das, was wir ihnen durchgehen lassen.«

David schließt die Augen und räuspert sich. Dann steht er auf und geht hinunter zur Eisfläche. Von dort schaut er nicht mehr zur Decke hoch. Der Spruch auf der Banderole hat in dieser Woche keine Bedeutung für ihn. Allein das Ergebnis zählt.

Peter kommt am Büro des Klubdirektors vorbei, das voller Leute ist, obwohl es gerade mal Nachmittag ist. Die Sponsoren und Vorstandsmitglieder sind enthusiastisch und aufgedreht, wie erwachsene Männer es nur vor einem entscheidenden Match sind. Eines der Vorstandsmitglieder, ein Mann um die sechzig, der sein Vermögen mit drei verschiedenen Bauunternehmen gemacht hat, bewegt gerade obszön das Becken vor und zurück, um zu illustrieren, wie Björnstadt mit seinen Gegnern im Halbfinale umgegangen ist, und brüllt: »Das ganze letzte Drittel war ja der reinste ORGASMUS! Die kamen hier an und glaubten,

UNS fertigmachen zu können! Aber nach diesem Spiel werden sie noch WOCHENLANG breitbeinig laufen!«

Einige Männer lachen, andere nicht. Auch wenn sich der eine oder andere von ihnen seinen Teil denken mag, äußert er es zumindest nicht. Es war schließlich nur ein Scherz, und bei den Vorstandsmitgliedern ist es ähnlich wie bei den Mannschaftskameraden, man nimmt ihre unangenehmen Seiten einfach hin.

Später am Tag wird Peter zu Fracks großem Supermarkt fahren. Er wird im Büro seines Jugendfreunds sitzen und sich mit ihm über alte Zeiten und längst vergangene Spiele unterhalten und dieselben Witze reißen, die sie schon mit fünf in der Eislaufschule erzählt haben. Frack wird ihn auf einen Whisky einladen wollen, den Peter ablehnt, aber bevor er wieder geht, wird er ihn fragen: »Hast du vielleicht bei dir im Lager eine Stelle frei?«

Frack wird sich zögerlich am Bartansatz kratzen und fragen: »Und für wen?«

»Für Robban.«

»Ich hab ’ne Warteliste mit hundert Leuten, die ’nen Lagerjob wollen. Welchen Robban meinst du denn?«

Daraufhin wird Peter aufstehen und Fracks Büro durchqueren, bis er vor einem alten Foto an der Wand steht, auf der eine Eishockeymannschaft aus einer kleinen Stadt irgendwo im Wald abgebildet ist, die einmal schwedischer Vizemeister wurde. Peter wird zuerst auf sich selbst deuten, dann auf Frack und schließlich auf die Person genau zwischen ihnen, auf Robban Holts.

»›Wir stehen füreinander ein‹, hast du das nicht gesagt, Frack? ›Die Bären aus Björnstadt.‹«

Frack betrachtet das Foto und nickt beschämt.

»Ich werd mal mit der Personalabteilung sprechen.«

Zwei Männer im Alter um die vierzig schütteln einander die Hand vor dem Mannschaftsfoto, auf dem sie zwanzig waren. Es ist bloß ein Spiel, im Guten wie im Schlechten. Aber manchmal ist es eben nicht nur das. Jedenfalls nicht immer.

Die Kabine füllt sich mit Junioren, ohne dass der Geräuschpegel steigen würde. Alle legen schweigend ihre Schutzausrüstung an. Allen fällt auf, dass Benji noch nicht aufgetaucht ist, doch keiner sagt etwas.

Lyt macht einen halbherzigen Versuch, das Schweigen zu brechen, indem er rumposaunt, wie ihm ein Mädchen auf Kevins Party einen geblasen hat, doch als er ihren Namen nicht sagen will, wird seine Lüge offenbar. Alle wissen, dass Lyt nichts für sich behalten kann. Lyt sieht aus, als wolle er noch mehr sagen, schaut dann jedoch beklommen in Kevins Richtung und lässt es bleiben. Als sich die Spieler auf die Eisfläche hinausbewegen, befestigt Lyt seinen Beinschutz mit einem Tape, reißt dann frustriert die Enden ab und wirft sie auf den Fußboden. Bobo wartet, bis fast alle den Umkleideraum verlassen haben, bevor er sich hinunterbeugt, die Tapereste aufhebt und in den Papierkorb wirft. Amat und er verlieren nie ein Wort darüber.

Es dauert fast das halbe Training, bis Kevin die Möglichkeit ergreift, Amat während eines Spielabbruchs auf dem Eis nah genug zu kommen, um kurz mit ihm unter vier Augen zu sprechen. Amat steht vornübergebeugt auf seinen Schläger gestützt und starrt hinunter auf seine Schlittschuhe.

»Das, was du glaubst, gesehen zu haben …«, beginnt Kevin. Er tritt keineswegs bedrohlich und auch weder streng noch befehlend auf. Im Gegenteil, er flüstert fast: »Du weißt ja, wie die Bräute sind.«

Amat wünscht, er wüsste, was er darauf erwidern sollte und dass er den Mut dazu hätte. Doch seine Lippen bleiben verschlossen. Kevin klopft ihm

sanft auf den Rücken.

»Wir werden ein verdammt gutes Team abgeben, du und ich. In der ersten Mannschaft.«

Als Bengt das Training abpfeift, gleitet Kevin von ihm weg in Richtung Box. Amat fährt mit dem Blick auf seine Schlittschuhe gerichtet hinterher und traut sich nicht, aufs Eis zu schauen. Denn er hat Angst, dort sein Spiegelbild zu erblicken.

27

Der Druck auf Miras Brust lässt einfach nicht nach. Sie versucht sich einzureden, dass Maya nichts weiter fehlt und dass sie nur ein ganz gewöhnlicher Teenager ist, der sich in einer schwierigen Phase befindet, während sie selbst versucht, die coole Mutter zu spielen. Was ihr nicht besonders gut gelingt.

Als ihre Kollegin zur Tür hereinstürmt, ist Mira eher dankbar als genervt. Obwohl sie selbst bis zum Hals in Arbeit steckt, reagiert sie erleichtert, als die Kollegin vor ihr steht und ruft: »Ich brauche Hilfe, um diese Arschlöcher hier zu vernichten!«

»Ich dachte, der Mandant hätte sich auf einen Vergleich eingelassen?«, meint Mira sich zu erinnern, als sie die Dokumente überfliegt, die ihr die Kollegin auf den Schreibtisch geworfen hat.

»Das ist ja gerade das Problem! Sie wollen, dass ich mich zufriedengebe! Wie ’n verdammter Feigling! Und weißt du, was der Dachs gemeint hat?«

»Mach, was der Mandant sa–«, schlägt Mira vor.

»MACH, WAS DER MANDANT SAGT! GENAU DAS hat der gemeint! Ist doch nicht zu fassen, dass er der Chef ist, oder? Der CHEF? Was ist los mit den Männern; haben die vielleicht ’ne andere Dichte als Frauen, so dass die Pimmelträger immer automatisch nach oben aufsteigen?«

»Okay … aber wenn sich dein Mandant auf die Bedingungen eingelassen hat …«

»… dann ist es mein Job? Fahr doch zur Hölle! Ist es nicht eher mein Job, für das Wohl des Mandanten zu sorgen?«

Die Kollegin hüpft vor Wut wie ein Springteufel im Raum umher, so dass ihre Absätze deutliche Abdrücke auf dem Fußboden von Miras Büro hinterlassen. Mira reibt sich die Stirn.

»Ja klar, aber vielleicht nicht, wenn der Mandant WILL, dass du …«

»Meine Mandanten wissen verdammt nochmal nicht, was sie wollen!«

Mira betrachtet das Dokument, erblickt den Namen der Kanzlei, die die gegnerische Seite vertritt, und muss lachen. Ihre Kollegin hat sich dort einmal beworben, die Stelle aber nicht bekommen.

»Okay, aber dass du ausgerechnet diese Sache hier gewinnen willst … hat nicht zufällig etwas damit zu tun, dass du diese Kanzlei hasst …?«

Ihre Kollegin packt sie über den Schreibtisch hinweg mit weitaufgerissenen Augen an den Schultern und ruft: »Nein, ich will nicht gegen sie gewinnen, Mira. Ich will sie *vernichten*! Ich will sie in eine Lebenskrise stürzen, ich will, dass sie mit dem dringenden Wunsch aus dem Verhandlungsraum gehen, ans Meer zu ziehen, eine alte Schule zu renovieren und darin ein Bed & Breakfast zu eröffnen. Ich will diese Ärsche so alle machen, dass sie mit Meditation anfangen wollen, um ZU SICH SELBST ZU FINDEN! Sie sollen Vegetarier werden und Socken in ihren Sandalen tragen, wenn ich mit ihnen fertig bin!«

Mira seufzt lachend.

»Okay, okay, okay … gib mir die restlichen Unterlagen, damit ich sie mir mal anschauen kann …«

»Socken in den SANDALEN, Mira! Ich will, dass sie ihre Tomaten selbst anbauen, ich will ihr Selbstbewusstsein zerfetzen, bis sie keine Anwälte mehr sind, sondern nur noch irgendwie GLÜCKLICH werden wollen! Okay?«

Mira verspricht es ihr. Dann schließt die Kollegin die Tür hinter sich. Sie werden gewinnen, so wie sie es immer tun.

Peter schließt die Tür hinter sich. Er setzt sich an seinen Schreibtisch und starrt auf die Kündigungsunterlagen, die auf Sunes Unterschrift warten. Wenn Peter in all seinen Jahren mit dem Sport irgendetwas über die Natur des Menschen gelernt hat, dann die Tatsache, dass sich zwar fast alle Menschen als Teamplayer bezeichnen, aber nur wenige wirklich wissen, was das bedeutet. Man sagt immer, der Mensch sei ein Herdentier, und diese Vorstellung ist in den Köpfen so fest verankert, dass kaum jemand bereit ist zuzugeben, wie schlecht viele von uns in der Gruppe tatsächlich funktionieren. Dass uns die Fähigkeit zur Zusammenarbeit fehlt, dass wir egoistisch sind oder das Schlimmste von allem: dass uns andere nicht mögen. Also sagt man lieber: »Ich bin ein Teamplayer«, bis man selbst irgendwann daran glaubt, ohne allerdings den Preis dafür bezahlen zu wollen.

Peter ist zeit seines Lebens ein Teil einer Mannschaft gewesen und weiß, welche Opfer das verlangt. »Die Mannschaft ist wichtiger als das Ego« – das ist nur ein Klischee für Leute, die sich im Sport nicht auskennen, für alle anderen ist es eine schmerzhafte Wahrheit. Weil es weh tut, sich danach zu richten. Man muss sich einer Rolle unterordnen, die man nicht einnehmen will, und zum Beispiel, ohne zu murren, die Drecksarbeit verrichten oder als Verteidiger spielen, anstatt der Star sein zu können, der die Tore schießt. Erst wenn man die schlechtesten Seiten seiner Mannschaftskameraden akzeptiert, weil man die Gruppe liebt, ist man ein Teamplayer. Das hat Sune ihn gelehrt.

Er starrt auf das Feld in den Kündigungsunterlagen, in dem Sune unterschreiben soll, und ist so in Gedanken versunken, dass er heftig

zusammenzuckt, als das Telefon klingelt. Als er sieht, dass es sich um eine kanadische Nummer handelt, ist er so erleichtert wie abgelenkt und meldet sich lächelnd: »Brian the Butcher? Wie geht's dir, alter Recke?«

»Pete!«, brüllt sein ehemaliger Teamkamerad am anderen Ende in die Leitung.

Damals haben beide gemeinsam in der Farmliga gespielt, doch Brian hat es als Spieler nie bis in die NHL geschafft, aber er hat umgesattelt und ist stattdessen Scout geworden. Jetzt ist er einer der wichtigen Leute, die für eine der besten Mannschaften der Liga die größten Talente unter den Junioren scouten. Jeden Sommer, wenn er seinen Bericht beim NHL-Draft vorlegt, wo die Profiklubs ihre Spieler auswählen, erfüllt oder zerstört er lebenslange Träume weltweit. Er ruft also nicht nur aus Freundschaft bei Peter an.

»Wie geht's der Familie?«

»Gut, gut, Brian! Und deiner?«

»Na ja, es ist, wie es ist. Die Scheidung ist seit letztem Monat durch.«

»Mist. Das tut mir leid.«

»Das muss es nicht. Jetzt hab ich viel mehr Zeit zum Golfspielen!«

Peter lacht halbherzig. Während einiger Jahre drüben in Kanada war Brian Peters bester Freund. Seine Frau stand Mira nahe, und die Kinder waren Spielgefährten. Sie telefonieren zwar immer noch regelmäßig miteinander, aber irgendwann wurden die Gespräche über ihr Privatleben immer kürzer, bis sie schließlich nur noch übers Eishockey redeten. Peter will gerade fragen »Alles okay mit dir?«, doch Brian kommt ihm zuvor, indem er fragt: »Wie läuft's mit deinem Nachwuchsstar?«

Peter holt Luft und nickt.

»Mit Kevin? Phantastisch, super, sie haben gerade das Halbfinale gewonnen. Er war herausragend.«

»Ich werd es also nicht bereuen, wenn ich meinen Leuten sage, sie sollen ihn beim Draft auswählen?«

Peters Herz beginnt schneller zu schlagen.

»Ihr überlegt ernsthaft, ihn zu nehmen?«

»Wenn du mir versprichst, dass wir keinen Fehler machen, ja. Ich verlass mich auf dich, Pete!«

Als Peter antwortet, hat er es niemals ernster gemeint: »Ich kann dir versprechen, dass du einen phantastischen Spieler bekommen wirst.«

»Und er ist auch … the right kind of guy?«

Peter nickt eifrig, denn er weiß, was Brian meint. Einem Spieler den Vorzug gegenüber einem anderen zu geben ist für einen NHL-Klub mit einer enormen finanziellen Investition verbunden. Deshalb prüfen sie alles. Es reicht nicht aus, einfach nur gut auf dem Eis zu sein, sondern man will darüber hinaus auch vermeiden, vom Privatleben des Spielers unangenehm überrascht zu werden. Peter weiß, dass es eigentlich nicht so sein dürfte, aber so lauten heutzutage die Spielregeln. Vor einigen Jahren hat er einmal von einem Riesentalent gehört, das in der Draftliste weit nach unten rutschte, weil der Vater Drogen nahm und kriminell war. Das schreckte ab, da man nicht wusste, wie der Teenagersohn damit umgehen würde, wenn er über Nacht zum Eishockeymillionär würde. Also sagt Peter die Wahrheit, von der er weiß, dass Brian sie gern hört: »Kevin ist der richtige Typ dafür. Er hat Supernoten in der Schule, lebt in einer stabilen Familie und genießt eine gute Erziehung. Es gibt definitiv keine Probleme ›off-the-ice‹.«

Brian summt am anderen Ende zufrieden.

»Gut, gut. Und außerdem trägt er dieselbe Nummer wie du damals. Die Neun, oder?«

»Ja.«

»Ich fand ja, das Trikot hätte an die Decke gehört.«

Peter grinst.

»Das wird noch. Aber dann wird Kevins Name draufstehen.«

Brian lacht laut. Sie legen auf mit dem Versprechen, schon bald wieder voneinander hören zu lassen, und der Einladung, dass Peter mit der Familie nach Kanada rüberkommen soll, damit sich die Kinder wiedersehen können. Beide wissen, dass daraus nichts werden wird, denn sie verbindet inzwischen nur noch Eishockey.

Amat sammelt nach dem Training die Kegel und Pucks ein, nicht weil er dazu aufgefordert wurde, sondern weil es für ihn ganz selbstverständlich ist und er so außerdem den anderen aus dem Weg gehen kann. Als er in den Umkleideraum kommt, erwartet er eigentlich, dass der leer ist, doch Bobo und Kevin sind noch da. Die beiden Siebzehnjährigen sammeln gemeinsam Tapereste vom Fußboden auf und werfen sie in den Papierkorb.

Amat steht im Türrahmen und wundert sich darüber, wie selbstverständlich es ist, was dann geschieht. Kevin sagt es, als wäre es die natürlichste Sache der Welt: »Lyt hat sich den Wagen seines Vaters ausgeliehen. Wir fahren nach Hed und gehen ins Kino!«

Bobo klopft Amat freudig auf den Rücken.

»Hab ich doch gesagt! Jetzt bist du einer von uns!«

Zwanzig Minuten später sitzen sie im Auto. Amat weiß, dass er auf Benjis Platz sitzt, doch er hinterfragt es nicht weiter. Lyt prahlt schon wieder mit irgendeinem Blowjob. Als Kevin Bobo bittet, ein paar gute Witze zu erzählen, reagiert er so euphorisch, dass er seine Limo durch die Nase wieder herausprustet und den ganzen Autositz einsaut, woraufhin Lyt fast wahnsinnig wird. Sie lachen laut, unterhalten sich übers bevorstehende Finale, über die lange Busfahrt in die Stadt, in der es stattfinden wird, über Bräute und Partys und darüber, wie es wohl sein wird, wenn sie erst alle

zusammen in der ersten Mannschaft spielen. Amat hält sich anfänglich zurück, beteiligt sich dann aber zunehmend am Gespräch, denn es vermittelt ihm ein unglaublich gutes Gefühl, dazuzugehören. Außerdem macht es alles einfacher.

Sogar in Hed erkennen die Leute sie wieder, und selbst dort klopfen sie ihnen anerkennend auf die Schultern und gratulieren ihnen. Nach dem Kino geht Amat davon aus, dass sie gleich wieder nach Hause fahren, doch Lyt biegt kurz nach dem Ortsschild von Björnstadt von der Hauptstraße ab und hält am See an. Amat begreift nicht, warum, bis Kevin den Kofferraum öffnet. Darin liegen Bierdosen, Taschenlampen, Schlittschuhe und Eishockeyschläger. Sie platzieren ihre Mützen als Torpfosten, doch mit zunehmendem Biergenuss reden sie mehr, als dass sie spielen. Schließlich räuspert sich Bobo und fragt: »Woher weiß man eigentlich, wo die Vorhaut endet? Ich frag mich … also wenn man beschnitten wird, woher weiß man, wo genau man schneiden muss? Ich hab ganz genau nachgeguckt, aber es gibt da keine Linie oder so!«

»Erinnere mich dran, dass ich dir in der Kabine nie die Schere in die Hand gebe«, sagt Lyt, woraufhin alle loslachen, bis ihre Jacken vom Bierschaum glänzen.

Vier Jungs spielen nachts auf dem gefrorenen See Eishockey, und alles ist ganz einfach. So wie damals als Kind. Amat wundert sich, wie leicht es ihm fällt, den Mund zu halten, um dabei sein zu können.

Peter wirft seinen Flummi erneut gegen die Wand und versucht dabei, mit dem Blick den Kündigungsunterlagen auf seinem Schreibtisch auszuweichen und an Sune nicht als Menschen, sondern ausschließlich als Trainer zu denken. Denn er weiß, dass Sune es selbst auch so handhaben würde. Der Klub geht vor.

Der Vorstand und die Sponsoren sind manchmal regelrechte Arschlöcher, das weiß Peter besser als jeder andere, aber sie wollen letztlich genau dasselbe erreichen wie Sune und er selbst: Erfolg für den Klub. Erfolg setzt voraus, dass man über den eigenen Tellerrand hinausschaut. In manchen Situationen musste Peter an sich halten, wenn der Vorstand von ihm verlangte, Spieler anzuwerben, die nichts taugten, und dann musste er noch ein weiteres Mal den Mund halten, nämlich wenn sich herausstellte, dass er recht gehabt hatte. Mitunter wurde er beauftragt, mit gewissen Spielern nur Siebenmonatsverträge auszuhandeln, damit der Klub ihnen im Sommer keine Gehälter zahlen musste. Daraufhin haben sich die Spieler für den Rest des Jahres arbeitslos gemeldet und finanzielle Unterstützung von der Gemeinde erhalten. Hin und wieder hat Frack ihnen auch gefälschte Zeugnisse über Praktikantenjobs im Supermarkt ausgestellt, während sie den gesamten Sommer hindurch mit der Mannschaft trainierten, um dann pünktlich zu Saisonbeginn einen weiteren Siebenmonatsvertrag zu unterschreiben. Manchmal muss man eben ein paar moralische Klippen umschiffen, um als kleiner Klub finanziell über die Runden zu kommen, und Peter hat dies als Teil seines Jobs akzeptiert. Mira sagte einmal, dieser Klub habe »eine unschöne Schweigekultur, wie beim Militär oder unter Kriminellen«. Doch mitunter ist womöglich eine Verschwiegenheitskultur erforderlich, um eine Siegerkultur pflegen zu können.

»Wir klären das intern«, sagt man im Klub immer, wenn irgendetwas vorgefallen ist, denn man muss sich aufeinander verlassen können, auf dem Eis und auch sonst. Hohe Decke und dicke Wände, auf Gedeih und Verderb. Peter hat mehr Zeit als jeder andere Sportdirektor vor ihm darauf verwendet, die Gewalt der »Truppe« auf der Tribüne und deren bedrohliche Macht über den Ort zu mindern, was ihn im »Bärenpelz« zu einem verhassten Mann gemacht hat, doch manchmal fällt es selbst ihm schwer

auszumachen, wer die gefährlichsten Hooligans bei Björnstadt Eishockey sind: die mit den Tätowierungen am Hals oder die Krawattenträger.

Er legt den Flummi zur Seite, nimmt einen Stift aus einer fein säuberlich sortierten Schachtel in seiner Schreibtischschublade und setzt seine Unterschrift auf die Linie mit der Bezeichnung »Repräsentant des Klubs«. Wenn Sune im Feld direkt daneben unterschreibt, wird es aussehen, als hätte er ganz offiziell selbst gekündigt. Doch Peter weiß, was er getan hat. Er hat gerade sein Idol gefeuert.

Bengt steht in Davids Büro und zögert lange, bis er sich schließlich räuspert und ihn fragt: »Wie hast du eigentlich vor, Benji zu bestrafen?«

David löst seinen Blick nicht vom Bildschirm.

»Wir werden ihn nicht bestrafen.«

Bengts Fingernägel trommeln mit unterdrücktem Frust gegen das Holz des Türrahmens.

»Er hat weniger als eine Woche vor dem Finale einfach auf das Training geschissen. Das hättest du keinem anderen durchgehen lassen.«

David schaut so unvermittelt auf und ihm direkt in die Augen, dass Bengt erschrocken zurückweicht.

»Willst du, dass wir das Finale gewinnen?«

»Natürlich will ich das!«, keucht Bengt.

»Dann lass es gut sein. Ich kann zwar nicht dafür garantieren, dass wir mit Benji gewinnen, aber ich kann dir verflucht nochmal garantieren, dass wir ohne ihn wohl kaum gewinnen werden.«

Bengt verlässt ohne Proteste den Raum. Als David wieder allein ist, fährt er seinen Computer herunter, seufzt tief, nimmt einen dicken Marker zur Hand und schnappt sich einen Puck. Darauf schreibt er sechs große Buchstaben.

Dann fährt er zum Friedhof.

Maya liegt in ihrem Bett und gleitet schlaflos zwischen Bewusstsein und Unterbewusstsein hin und her, so dass sie schon glaubt, sie würde unter Halluzinationen leiden. Am Abend zuvor hat sie aus dem Badezimmerschrank einige Schlaftabletten ihrer Mutter stibitzt, und während sie allein vor den auf dem Rand des Waschbeckens fein säuberlich aufgereihten Pillen stand, versuchte sie sich auszurechnen, wie viele davon wohl nötig wären, um nie wieder aufwachen zu müssen. Als sie jetzt blinzelnd zur Decke hinaufschaut, hofft sie noch immer, dass alles nur ein Traum gewesen wäre. Dass sie sich in ihrem Zimmer umsehen und feststellen könnte, wieder zurück in der Wirklichkeit zu sein, und dass heute erst Freitag und noch gar nichts passiert wäre. Doch als sie die Erkenntnis einholt, kommt es ihr vor, als durchlebe sie alles noch einmal von neuem. Sein eiserner Griff um ihren Hals, ihre bodenlose Angst und die feste Überzeugung, dass er sie töten wird.

Und wieder. Und wieder. Und wieder.

Ana isst mit ihrem Vater schweigend zu Abend. Diese ganz besondere Art des Schweigens haben sie ganze fünfzehn Jahre lang eingeübt. Ihre Mutter hat es immer gehasst, und es hat sie letztlich dazu gebracht, ihre Familie zu verlassen. Ana hätte mitgehen können. Aber sie log und erklärte ihr, dass sie sich nicht vorstellen könnte, irgendwo zu wohnen, wo es keine Bäume gibt. Denn die einzigen Bäume, die dort wachsen, wo ihre Mutter jetzt wohnt, sind zur Zierde vor einer Einkaufspassage gepflanzt worden. In Wahrheit blieb sie aber, weil sie ihren Vater nicht alleinlassen konnte, auch wenn sie nicht genau weiß, ob sie mehr für ihn oder eher für sich selbst

blieb. Doch sie haben nie darüber gesprochen. Jetzt trinkt er jedenfalls weniger als damals, als ihre Mutter noch hier wohnte, und dafür liebt Ana ihre beiden Eltern umso mehr.

Sie erklärt ihm, dass sie vorhat, mit den Hunden rauszugehen. Ihr Vater ist erstaunt, denn normalerweise muss er sie immer erst daran erinnern, es zu tun. Aber er sagt nichts, und sie schweigt ebenfalls.

Sie wohnen im alten Teil der Anhöhe in einem der Häuser, die bereits dort standen, bevor die teureren Villen gebaut wurden, und gehören nur geographisch zur Oberschicht von Björnstadt. Ana schlägt den langen Rundweg ein und kommt an der beleuchteten Joggingstrecke vorbei, auf deren Einrichtung die Gemeinde so stolz war, da die Frauen im Ort »nun endlich sicher ihrem Sport würden nachgehen können«. Natürlich nur rein zufällig wurde die Beleuchtung auf der Anhöhe und nicht im Wald hinter der Senke installiert. Und durch eine glückliche Fügung bekamen dafür zwei Unternehmen den Zuschlag von der Gemeinde, die beide Männern gehören, deren Villen direkt an der Strecke stehen.

Ana lässt die Hunde unter den Lampen von der Leine, damit sie herumtollen können. Das hilft immer. Die Bäume und die Tiere vertreiben jeglichen inneren Schmerz.

Kevin kommt nach Hause und trifft seine Eltern in der Küche und im Wohnzimmer an, ohne ihnen in die Augen schauen zu müssen. Dann geht er die Treppe hinauf, schließt die Tür seines Zimmers hinter sich und macht Liegestütze, bis ihm schwarz vor Augen wird. Als die Tür zum Schlafzimmer seiner Eltern schließlich geschlossen und es im Haus still wird, zieht er sich seinen Jogginganzug an und schleicht sich wieder hinaus. Er rennt so lange durch den Wald, bis die Gedanken in seinem Kopf endlich verstummen.

Ana folgt den Hunden, als sie die Joggingstrecke überqueren. Kevin bleibt ungefähr fünfzehn Meter entfernt abrupt stehen. Anfänglich reagiert sie kaum und nimmt an, dass er Angst vor den Hunden hat. Doch dann sieht sie, dass sie diejenige ist, vor der er Angst hat. Noch vor ein paar Tagen hätte er sie nicht einmal auf einem Klassenfoto erkannt, auch wenn sie ganz allein auf dem Bild gewesen wäre. Und außerdem wirkt er weder stolz noch beschämt, die beiden einzigen Gesichtsausdrücke, die sie je bei Jungs aus ihrer Schule gesehen hat, nachdem sie am Wochenende mit einem Mädchen geschlafen haben.

Er hat Angst. Sie hat noch nie einen Mann gesehen, der so starke Angst hat.

Maya versucht Gitarre zu spielen, doch ihre Finger zittern zu stark. Sie schwitzt in ihrem weiten grauen Kapuzenpulli, doch als ihre Eltern sie darauf ansprachen, entgegnete sie, dass sie Schüttelfrost habe. Sie zieht die Kapuze enger um ihren Hals, um die Würgemale zu verbergen, und schiebt ihre Ärmel bis über die Finger hinunter, damit man ihre blauschwarz gefärbten Handgelenke nicht sieht.

Dann hört sie, wie es an der Tür klingelt. Es ist schon zu spät, als dass es einer von Leos Freunden sein könnte. Kurz darauf hört sie ihre Mutter draußen reden, die sowohl erleichtert als auch besorgt klingt, so wie es nur ihre Mutter kann. Dann klopft jemand an ihre Tür, woraufhin sich Maya schlafend stellt, bis sie sieht, wer im Türrahmen steht.

Ana schließt behutsam die Tür hinter sich und wartet, bis Miras Schritte in Richtung Küche verschwinden. Sie ist völlig außer Atem, denn sie ist den ganzen Weg von der Anhöhe bis hierher gerannt, zum einen aus Wut, zum anderen weil sie Panik bekommen hat. Sie erblickt sofort die Male an

Mayas Hals und an ihren Handgelenken, sosehr ihre Freundin auch versucht, sie zu verbergen. Als sie endlich Mayas Blick begegnet, schießen beiden die Tränen in die Augen. Sie rinnen in jede Hautvertiefung und noch so kleine Falte, bis sie von ihrem Kinn hinuntertropfen. Ana flüstert: »Ich hab ihn gesehen. Er hatte Angst. Der Scheißkerl hatte Angst. Was hat er dir angetan?«

Bis Ana die Worte ausspricht, kommt es Maya noch immer so vor, als wäre es nie wirklich geschehen. Und als sie es tut, befindet sich Maya unversehens wieder in Kevins Jugendzimmer mit den Pokalen und Eishockeypostern. Sie tastet weinend auf dem Stoff ihres Kapuzenpullis nach einem Blusenknopf, der an diesem Pulli nie existiert hat.

Dann bricht sie in Anas Armen zusammen, und Ana hält sie fest umarmt und wünscht sich von ganzem Herzen, dass sie miteinander tauschen könnten.

Niemals in seinem Leben wird man wieder solche Freunde haben wie mit fünfzehn.

28

Als Ana und Maya Kinder waren, träumten sie immer von New York und davon, wie sie dort leben würden, wenn sie einmal reich und berühmt wären. Es kommt ihnen so vor, als wäre es gerade erst kürzlich gewesen. Maya wollte reich werden und Ana berühmt, was für alle, die gesehen hatten, dass die eine am liebsten ausschließlich Gitarre spielen und die andere nur Holzschwerter schnitzen wollte, völlig unbegreiflich war. Der Unterschied zwischen den beiden Mädchen wurde nie deutlicher, als wenn Maya »draußen im Wald« sagte und Ana »drinnen im Wald«. Für Maya war die Stadt das Normale, für Ana hingegen der Wald. Und dennoch waren ihre Träume völlig konträr: Maya träumte von einem schallisolierten Musikstudio, Ana von einer lauten Menschenmenge. Ana wollte berühmt werden, um Bestätigung zu erfahren, Maya wollte reich werden, um sich nicht mehr darum scheren zu müssen, was alle anderen denken. Beide sind unglaublich komplex, und deswegen verstehen sie sich auch so gut.

Als sie noch ganz klein waren, wollte Ana Eishockeyprofi werden. Eine Saison lang spielte sie in der Mädchenmannschaft in Hed, doch sie war zu rastlos, um das umzusetzen, was die Trainer von ihr verlangten, und es endete jedes Mal damit, dass sie sich mit den anderen prügelte. Schließlich versprach Anas Vater, ihr das Schießen mit einem kleinen Jagdgewehr beizubringen, wenn er sie nicht mehr zum Training fahren müsste. Ana merkte, wie er sich dafür schämte, dass sie anders war, und sein Angebot, ihr das Schießen beizubringen, war zu gut, um es abzulehnen.

Als sie etwas älter wurde, wollte sie Sportkommentatorin beim Fernsehen werden, doch dann kam sie in die Oberstufe und lernte, dass man als Mädchen in Björnstadt zwar gern sportbegeistert sein durfte, aber eben nicht so, wie sie es sich vorstellte. Nicht übermäßig. Sie sollte die Jungs nicht hinsichtlich der Regeln und Taktik belehren. Teenagermädels sollten in erster Linie an den Eishockeyspielern interessiert sein und nicht am Eishockey selbst.

Also beugte sie sich der allgemeinen Auffassung und widmete sich den echten weiblichen Nationalsportarten in Björnstadt: Scham und Schweigen. Die waren es auch, die ihre Mutter fast in den Wahnsinn trieben. Als sie von hier wegzog, wäre Ana ihr fast gefolgt, doch sie überlegte es sich anders und blieb. Wegen Maya, wegen ihres Vaters und vielleicht auch, weil sie die Bäume ebenso sehr liebte, wie sie sie manchmal hasste. Sie dachte immer, dass es der Wald ist, der die Menschen in Björnstadt zum Verstummen bringt, denn beim Jagen und Angeln muss man still sein, um die Tiere nicht aufzuschrecken. Und wenn man den Leuten das von Geburt an beibringt, färbt es auf ihre gesamte Kommunikation ab. Und so war Ana schon immer hin und her gerissen zwischen dem Impuls, laut loszuschreien und den Mund zu halten.

Sie liegen nebeneinander in Mayas Bett.

Ana flüstert: »Du musst es jemandem sagen.«

»Und wem?«, fragt Maya schwer atmend.

»Allen.«

»Und warum?«

»Sonst wird er es wieder tun. Mit irgendeiner anderen.«

Immer wieder fechten sie denselben stummen Streit aus, mit sich selbst und auch gegeneinander, obwohl Ana weiß, dass es eine Zumutung ist, von

Maya zu fordern, ausgerechnet jetzt die Verantwortung für andere zu tragen und in der verschwiegensten Stadt der Welt aufzustehen und es herauszuschreien. Die Tiere zu verschrecken. Ana verbirgt ihr Gesicht in den Handflächen, damit Mayas Eltern nicht hören, dass im Zimmer jemand weint.

»Es ist verdammt nochmal meine Schuld, Maya. Ich hätte dich nie auf der Party alleinlassen dürfen. Ich hätte es wissen müssen. Ich hätte nach dir suchen sollen. Ich war so verdammt, verdammt, verdammt feige. Es ist meine Schuld, es ist meine Schu–«

Maya hält das Gesicht ihrer Freundin zärtlich mit beiden Händen umschlossen.

»Es ist nicht deine Schuld, Ana. Es ist nicht unsere Schuld.«

»Du musst es jemandem sagen«, schluchzt Ana verzweifelt, doch Maya schüttelt entschlossen den Kopf und fragt: »Kannst du ein Geheimnis für dich behalten?«

Ana nickt, zieht die Nase hoch und gelobt: »Ich schwöre bei meinem Leben.«

»Das reicht nicht. Schwör bei deiner Technomusik!«

Ana beginnt zu lachen. Wie sehr muss man einen Menschen lieben, der einen hier und jetzt zum Lachen bringt?

»Ich schwöre bei jeglicher Form von elektronischer Musik mit Ausnahme dieses scheiß Eurotechno aus den Neunzigern.«

Maya lächelt und trocknet Anas Tränen, schaut ihr in die Augen und flüstert: »Bis jetzt hat Kevin nur mir weh getan. Aber wenn ich es erzähle, lasse ich zu, dass er allen anderen, die ich liebe, auch weh tut. Und das halte ich nicht aus.«

Sie sitzen nebeneinander auf dem Bett, halten sich an den Händen, zählen die Schlaftabletten und überlegen, wie viele davon man wohl

braucht, um sich das Leben zu nehmen. Als sie Kinder waren, war alles ganz anders. Es kommt ihnen vor, als wäre es erst kürzlich gewesen. Weil es das auch war.

Benji sieht ihn schon von weitem, den schwarzen Punkt auf dem Grabstein. Der Puck liegt bereits seit ein paar Stunden dort. Er schüttelt den Schnee ab und liest, was darauf geschrieben steht. Nur ein einziges Wort.

Als Kevin, Bobo, Lyt, Benji und die anderen Spieler klein waren, schenkte David ihnen vor den Spielen immer Pucks mit kurzen Nachrichten darauf, über die sie sich Gedanken machen sollten. »Mehr Backcheck« oder »Lauf schneller« oder auch »Mehr Geduld«. Manchmal schrieb er aber auch nur Dinge, die sie zum Lachen bringen sollten. Es kam vor, dass er dem aufgeregtesten Spieler mit todernstem Blick einen Puck in die Hand legte, bis dieser hinunterschaute und sah, was draufstand: »Hosenstall offen. Pimmel hängt raus.« Er hatte einen Humor, den er nur seinen Spielern gegenüber zeigte und der ihnen das Gefühl gab, auserwählt zu sein. In diesem Zusammenhang haben Witze eine große Macht, da sie jemanden ein-, aber auch ausschließen können und somit ein »Wir« wie auch ein »Ihr« schaffen.

David konnte seinen Spielern mehr als jeder andere das Gefühl vermitteln, dass er jeden von ihnen beachtete. Einmal lud er sogar die ganze Mannschaft zu sich nach Hause ein und stellte sie seiner Freundin vor. Doch als der Klub ein »Väter gegen Söhne«-Spiel für alle Jugendmannschaften initiierte, war David der einzige Trainer, der nicht auftauchte. Er war stattdessen losgefahren, um Kevin und Benji abzuholen, einen aus seinem Garten und den anderen vom Friedhof, um mit ihnen zum zugefrorenen See hinunterzufahren und darauf gemeinsam Eishockey zu spielen.

David prügelte sich buchstäblich für sie. Als Benji neun oder zehn war, hatte er schon eine Art zu spielen, die die Eltern seiner Gegner rasend machte. In einem Auswärtsspiel gegen die Mini-Mannschaft in Hed, in dem Benji einen anderen Spieler gefoult hatte, schrie dieser, er werde losgehen und seinen Vater holen. Benji dachte nicht weiter daran, bis nach dem Spiel ein erwachsener Mann im dunklen Spielerkorridor auftauchte, ihn mit festem Griff am Nacken packte und an den Haaren vom Boden hochzerrte, seinen Körper heftig gegen die Wand schleuderte und brüllte: »Und du kleiner Zigeunerjunge? Bist du jetzt auch noch so tough, hä?« Benji hatte keine Angst vor ihm, war aber dennoch der festen Überzeugung, dass der Mann vorhatte, ihn totzuschlagen. In der Nähe standen genügend Erwachsene, die alles mitansahen, ohne einzugreifen, doch Benji hat nie erfahren, ob es daran lag, dass sie selber Angst hatten, oder weil sie fanden, dass er es verdiente. Er erinnert sich nur noch daran, wie David dazukam und den Vater mit einem einzigen Boxhieb k.o. schlug.

»Wenn ich noch einmal sehe, dass ein erwachsener Mann in dieser Eishalle ein kleines Kind anrührt, töte ich ihn«, rief David nicht nur dem betreffenden Vater, sondern allen Erwachsenen zu, die stumm dastanden.

Dann beugte er sich zu Benji vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Weißt du, wie man jemanden aus Hed rettet, der kurz vorm Ertrinken ist?«

Benji schüttelte den Kopf. David grinste.

»Gut.«

Im Umkleideraum schrieb David dann ein einziges Wort auf einen Puck und steckte ihn in Benjis Tasche. »Stolz.« Benji besitzt ihn noch immer. An diesem Abend erzählten sich alle Mannschaftskameraden auf dem Heimweg im Bus Witze. Das Lachen wurde immer lauter und die Pointen immer derber. Benji erinnert sich nur noch an einen Witz, den Bengt riss:

»Jungs, wisst ihr, wie man vier Schwule dazu bringt, sich auf einen Stuhl zu setzen? Man dreht ihn um!«

Alle lachten. Benji erinnert sich deswegen daran, weil er David heimlich beobachtete und sah, wie er ebenfalls lachte. Es ist genauso leicht, jemanden aus- wie einzuschließen, ein »Wir« und ein »Die« zu schaffen. Benji hat nie Angst vor Prügeln gehabt oder davor, gehasst zu werden, wenn jemand die Wahrheit über ihn erfahren würde, denn er wurde schon als Kind von jeder gegnerischen Mannschaft gehasst. Er hat einzig und allein Angst davor, dass seine Mannschaftskameraden oder Trainer eines Tages beschließen, bestimmte Witze nur zu reißen, wenn er nicht im Raum ist, so dass er von ihrem Lachen ausgeschlossen wird.

Er steht am Grab seines Vaters und wiegt den Puck in seiner Hand. David hat nur ein einziges Wort darauf geschrieben.

»Siegen.«

Benji schwänzt am nächsten Tag zwar die Schule, aber er geht zum Training. Sein Trikot ist von allen am stärksten durchgeschwitzt. Denn immer wenn er nicht mehr weiterweiß, bleibt ihm zumindest noch das Eishockey und die Tatsache, dass er ein Siegertyp ist. David klopft ihm zweimal auf den Helm, ohne noch irgendetwas sagen zu müssen.

Lyt sitzt auf Benjis Platz neben Kevin im Umkleideraum. Benji stellt sich vor Lyt und sagt nichts, bis Lyt seine Sachen zusammenrafft und enttäuscht zur gegenüberliegenden Bank zurückschleicht. Kevins Miene ist zwar völlig ausdruckslos, doch seine Augen verraten seine innersten Gefühle. Die beiden haben sich noch nie anlügen können.

David hat seine beiden besten Spieler noch kein besseres Training absolvieren sehen.

Dann kommt der Samstag, der Tag des Finales der Juniorenmannschaft. Überall im Ort wachen erwachsene Männer und Frauen auf, ziehen sich grüne Trikots an und binden sich grüne Fanschals um den Hals. Auf dem Parkplatz vor der Eishalle steht ein mit stolzen Banderolen versehener Reisebus, der nur darauf wartet, eine Mannschaft in die Hauptstadt zu fahren und auf dem Rückweg auf einem extra freigehaltenen Sitzplatz den Pokal zurück nach Björnstadt zu befördern.

Frühmorgens spielen drei Mädchen im Grundschulalter mitten im Ort draußen auf der Straße. Sie jagen einander, fechten mit Stöcken und bewerfen sich mit den letzten Schneebällen dieses langen Winters. Maya steht in ihrem Zimmer am Fenster und beobachtet sie. Vor ein paar Jahren waren Ana und Maya noch Babysitter bei ihnen, und Ana rennt manchmal noch immer hinaus, wenn Mayas Gitarrenspielerei sie langweilt, um sich eine Schneeballschlacht mit den Mädchen zu liefern und sie dabei zum Lachen zu bringen, bis sie umfallen. Maya schlingt ihre Arme fest um ihren Oberkörper. Sie hat die ganze Nacht lang wachgelegen und war in jeder einzelnen Minute fest davon überzeugt, nie auch nur noch irgendwem zu erzählen, was passiert ist. Doch allein schon der Anblick der drei kleinen Mädchen, die vor ihrem Fenster auf der Straße spielen, bringt sie dazu, ihre Meinung zu ändern.

Ana schläft noch völlig erschöpft in ihrem Bett, wo sie unter der dicken Bettdecke mit geschlossenen Augen ganz klein und verletzlich wirkt. Wir werden eine schreckliche Geschichte über diese Stadt und den heutigen Tag erzählen müssen, an dem sich Maya letztlich entscheidet, die Wahrheit über Kevin auszusprechen. Nicht um sich selbst zu schützen, sondern um andere zu schützen. Und bereits an diesem Morgen, wie sie da am Fenster steht, weiß sie, was die Stadt ihr antun wird.

29

Das Gefährlichste auf dem Eis ist, wenn man gefoult wird, ohne darauf eingestellt zu sein. Deswegen muss man beim Eishockey als Allererstes lernen, den Kopf aufrecht zu halten. Sonst geht es übel aus.

Peters Telefon klingelt schon den ganzen Morgen. Sponsoren, Vorstandsmitglieder und Eltern von Spielern; im gesamten Ort liegen die Nerven blank. In ein paar Stunden wird er mit der Juniorenmannschaft im Bus zum Spiel fahren, obwohl er das Reisen hasst. Früher einmal war es ein natürlicher Teil des Familienlebens, dass er ein Drittel aller Nächte unterwegs war; manchmal gefiel ihm das sogar, auch wenn er sich schämte, es zuzugeben. Doch dann wurde in einer von diesen Nächten Isak krank, und seitdem hat er nicht mehr in Hotelbetten schlafen können.

Leo hat seinen Vater überredet, in einem der Autos mitfahren zu dürfen. Peter protestierte erst, doch dann erschien es ihm alles in allem die unkompliziertere Lösung zu sein. Sie werden unten in der Hauptstadt übernachten, was für einen Zwölfjährigen ein gigantisches Abenteuer ist, das Leo natürlich unbedingt miterleben will. Peter wünscht sich im Stillen, dass Maya ebenfalls mitkommen würde. Er steht vor ihrer Zimmertür und muss seine gesamte Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht anzuklopfen.

Irgendwo hat er einmal gehört, dass die beste mentale Vorbereitung auf die Elternschaft darin besteht, mit einer Gruppe kiffender Kumpels ein Rockfestival zu besuchen und mit ihnen in einem Zelt zu übernachten. Man taumelt andauernd in einem Zustand akuten Schlafmangels und mit

irgendwelchen Flecken auf dem Pulli umher, die man in der Mehrzahl gar nicht selbst verursacht hat, man leidet unter Ohrensausen, kann nicht auch nur in die Nähe einer Pfütze gehen, ohne dass irgendein kichernder Idiot mit beiden Füßen gleichzeitig hineinspringt, kann nicht in Ruhe auf der Toilette sitzen, ohne dass irgendwer vor der Tür steht und laut schreiend dagegenhämmert, man wird mitten in der Nacht geweckt, nur weil irgendwem plötzlich irgendetwas ganz Wichtiges eingefallen ist, und man wacht am nächsten Morgen davon auf, dass irgendjemand einen vollgepisst hat.

Es mag ja vielleicht stimmen, aber helfen tut eine solche Vorbereitung nicht. Denn worauf man sich nicht vorbereiten kann, wenn man Kinder bekommt, sind die Empfindungen. Nicht das Gefühl, sondern die Empfindungen. Peter wusste gar nicht, dass er so viele Empfindungen in sich trug, dass er kaum noch sich selbst spürte. Unmittelbar nach Isaks Geburt kam ihm jedes Geräusch ohrenbetäubend laut vor, jede Angst steigerte sich zu Panik, alle Autos fuhren schneller, und er konnte sich nicht einmal die Nachrichten angucken, ohne die Nerven zu verlieren. Als Isak starb, glaubte Peter, er würde verstummen, doch stattdessen war es, als öffneten sich seine Poren, so dass ihm schon der geringste Luftzug auf der Haut weh tat. Mitunter passiert es noch immer, dass ihm ein einziger unzufriedener Blick von einem seiner Kinder, insbesondere von seiner Tochter, fast den Brustkorb zerreißt. In seiner eigenen Kindheit wünschte er sich nichts sehnlicher, als dass alles im Leben etwas schneller gehen würde, doch jetzt wünscht er nichts inniger, als dass alles langsamer wird. Dass die Uhren stehenbleiben und Maya nie erwachsen wird.

Er liebt sie so sehr, weil sie ihm immer das Gefühl vermittelt, leicht beschränkt zu sein. Schon in der Grundschule hat er ihr nie bei den Hausaufgaben helfen können, doch manchmal bittet sie ihn immer noch aus

reiner Höflichkeit um Hilfe. Als sie klein war, hat sie sich auf der Rückbank im Auto immer schlafend gestellt, damit er sie ins Haus tragen würde. Er beschwerte sich zwar immer, wenn er sie zusätzlich zu all den Lebensmitteltüten auch noch schleppen musste, wo er doch schon Leos Kinderwagen zu schieben hatte, doch insgeheim gefiel es ihm sehr, wie fest das Mädchen die Arme um seinen Hals schlang. Daran merkte er auch, dass sie sich nur schlafend stellte. Wenn sie wirklich schlief, war sie nämlich schwer wie ein nasser Sack, aber wenn sie nur so tat, bohrte sie ihre Nase tief in die Haut seines Halses und schlang ihre Arme so fest darum, als hätte sie Angst, ihn zu verlieren. Als sie schließlich zu groß dafür wurde, vermisste er es jeden Tag. Vor einem Jahr hat sie sich bei einem Schulausflug den Fuß verstaucht, so dass er sie noch einmal vom Auto ins Haus tragen musste, und er ist sich als Vater nie schäbiger vorgekommen als in dem Augenblick, in dem er feststellte, dass er sich wünschte, sie würde sich öfter den Fuß verstauchen.

Jetzt steht er mit der Hand auf der Klinke vor ihrer Zimmertür, klopft jedoch nicht an. Sein Handy klingelt schon wieder. Als er schließlich zum Auto hinausgeht, ist er so in Gedanken versunken, dass er noch immer seinen Kaffeebecher in der Hand hält.

Mira durchquert den Supermarkt und arbeitet ihren Einkaufszettel ab, den sie exakt in der Reihenfolge geschrieben hat, wie die Lebensmittel in den Gängen angeordnet sind. Nicht wie Peters Einkaufszettel, auf denen alles willkürlich notiert ist, was jedes Mal damit endet, dass er so viel einkauft, als würde er vor der herannahenden Apokalypse einen Bunker bestücken wollen.

Sie wird von allen Leuten im Supermarkt fröhlich begrüßt, einige winken auch von der anderen Seite des Ladens aus, selbst das Personal

schenkt ihr ein Lächeln, und Frack kommt in einem Björnstadt-Trikot mit der Nummer 9 und dem Namen »Erdahl« auf dem Rücken auf sie zugelaufen. Eigentlich ist er gerade auf dem Weg in die Eishalle, aber er will einfach nicht aufhören zu reden, und sie hört ihm geduldig zu, allerdings mit einem Seitenblick auf ihre Uhr, da sie vermeiden will, dass Peter und Leo schon weg sind, bevor sie nach Hause zurückkommt.

Als sie ihre Einkaufstüten gerade ins Auto wuchten will, reißt bei einer der Boden auf. Die Leute auf dem Parkplatz schlagen sich förmlich darum, ihr beim Aufsammeln der Avocados zu helfen, so gut sind sie mit ihrem Mann, dem Sportdirektor, bekannt. Aber eigentlich kennen sie ihn überhaupt nicht.

»Er muss sich wirklich unglaublich drauf freuen, zu diesem Spiel zu fahren!«, sagt jemand, und Mira nickt, obwohl sie weiß, dass er es hasst, zu reisen. Maya und Leo hat er seit jener Nacht, in der Isak gestorben ist, so gut wie keine Nacht alleingelassen. Mira hingegen ist deutlich öfter auf Dienstreisen gewesen als er, und eine Zeitlang hatte sie immer einen fertiggepackten Rollkoffer in der Garderobe im Flur stehen. Peter witzelte damals und äußerte den Verdacht, dass sie bei irgendeiner Bank auch noch ein geheimes Schließfach besäße, wo sie Haarfärbemittel, einen falschen Pass und eine Pistole verwahrte. Mira hat ihm nie gesagt, wie sehr er sie damit verletzte. Sie weiß selbst, dass sie egoistisch ist, und verachtet sich dafür, und dennoch wünscht sie sich fast, dass er Leo nicht erlaubt hätte, mitzukommen, denn damit tritt Peter diese Fahrt auch als Vater an. Es handelt sich also nicht um eine reine Dienstreise, mit der er die eheinterne Statistik ausgleichen würde, um sie ein bisschen weniger ichbezogen dastehen zu lassen.

Sie sammelt einige Avocados vom Boden auf und legt sie zurück in die Tüte. Als Isak krank wurde, funktionierte die Familie nach einem fast

militärisch durchgetakteten Terminkalender: Arztbesuche, Operationstermine, Krankentransporte und jede Menge Aufenthalte in Wartezimmern. Behandlungen und medizinische Verfahren, Listen und Protokolle. Nach der Beerdigung war es Peter unmöglich, sich der Außenwelt zuzuwenden, denn sein Schmerz war zu groß, um sich überhaupt bewegen zu können. Mira ging weiterhin mit Maya in den Park zum Spielen, putzte das Haus, kochte und fuhr mit ihrem Einkaufszettel in den Supermarkt. Irgendwann hat sie einmal in einem Buch gelesen, dass der Zusammenbruch eines Opfers nach einem Trauma wie einer Misshandlung oder Entführung oft erst viel später eintritt, beispielsweise im Krankenwagen oder auf der Polizeiwache, wenn alles vorbei ist. Mehrere Monate nach Isaks Tod hockte Mira plötzlich auf dem Fußboden im Supermarkt mit einer Avocado in jeder Hand und weinte hysterisch, ohne wieder aufhören zu können. Peter holte sie ab und trug sie nach Hause. Noch Wochen später funktionierte er wie eine Maschine: Er putzte, kochte und kümmerte sich um Maya. Im Nachhinein stellt Mira fest, dass sie beide es vielleicht nur deshalb überlebt haben, weil sie nicht gleichzeitig zusammengebrochen sind.

Auf dem Rückweg im Auto muss sie lächeln. Sie hört die Songs ihrer »Lauter-lauter«-Playlist. Ein ganzes gemeinsames Wochenende mit ihrer Tochter liegt vor ihr, welch ein Segen. Maya ist so unglaublich rasch groß geworden. Gerade eben war sie noch ein kleines rotgesichtiges, in eine Decke eingehülltes Würmchen, und als die Schwester im Krankenhaus meinte, dass es langsam Zeit wäre, mit ihr nach Hause zu fahren, starrte Mira sie an, als hätte sie ihr gedroht, sie mit ihrem Kind im Indischen Ozean auf einem briefmarkengroßen Floß aus Bierdosen auszusetzen. Und im Handumdrehen wurde aus dem kleinen brüllenden Winzling ein richtiger Mensch mit eigenen Ansichten, Macken, einem persönlichen Kleidungsstil

und der bizarren Abneigung gegen Limonade. Welches Kind liebt eigentlich keine Limonade? Oder Süßigkeiten? Man kann Maya einfach nicht mit Süßigkeiten bestechen. Großer Gott, wie kann man als Mutter sein Kind überhaupt ordentlich erziehen, wenn es nicht bestechlich ist?

Vor gar nicht allzu langer Zeit war Maya noch ein Baby, das Unterstützung beim Bäuerchen brauchte. Und jetzt spielt sie selbständig Gitarre. Großer Gott. Hört denn diese Liebe irgendwann einmal auf, so unerträglich stark zu sein?

Die Sonne scheint auf die Baumwipfel, die Luft ist klar und trocken, und der Tag beginnt fröhlich. Ein einziger guter Tag. Mira steigt genau in dem Augenblick aus ihrem Auto, als Peter und Leo gerade ins andere einsteigen wollen. Peter küsst sie, bis ihr die Luft wegbleibt, woraufhin sie ihn in den Po kneift, was ihm peinlich ist. Er hält noch immer seinen Kaffeebecher in der Hand. Während sie die Lebensmitteltüten aus ihrem Auto hebt, schüttelt sie leicht den Kopf und streckt ihre Hand nach dem Becher aus, um ihn ihm abzunehmen, als Maya plötzlich auf der Vortreppe steht. Ihre Eltern drehen sich zu ihr um und werden diesen Augenblick ewig in Erinnerung behalten. Der allerletzte glückliche, geborgene Augenblick.

Das fünfzehnjährige Mädchen schließt die Augen und öffnet den Mund. Dann erzählt sie alles.

Als sie fertig ist, liegen mehrere Avocados zwischen den Scherben eines heruntergefallenen Kaffeebechers auf dem Boden. Auf einer der größten Scherben kann man noch immer Teile des Motivs auf der Vorderseite erkennen. Einen Bären.

30

Worte haben keine große Bedeutung. Niemand will einem damit irgendetwas Böses, das bekommt man ständig zu hören. Alle machen nur ihren Job. Die Polizisten sagen es ein ums andere Mal. »Ich mache hier nur meinen Job.« Deswegen fragt auch keiner von ihnen danach, was der Junge getan hat, denn sobald das Mädchen anfängt zu erzählen, unterbrechen sie es stattdessen mit Fragen dazu, was sie getan hat. Ist sie vor oder hinter ihm die Treppe hinaufgegangen? Hat sie sich freiwillig aufs Bett gelegt, oder wurde sie dazu gezwungen? Hat sie ihre Bluse aufgeknöpft? Hat sie ihn geküsst? Nicht? Aber hat sie seinen Kuss erwidert? Hatte sie vorher Alkohol getrunken? Hatte sie Marihuana geraucht? Hat sie Nein gesagt? Hat sie sich deutlich genug ausgedrückt? Hat sie laut genug geschrien? Hat sie sich genügend gewehrt? Warum hat sie die blauen Flecken nicht sofort danach fotografiert? Warum ist sie von der Party weggelaufen, ohne den anderen Gästen etwas zu sagen?

Während sie Maya diese Fragen zehnmal in unterschiedlichen Formulierungen stellen, um zu sehen, ob sie ihre Version ändert, erklären sie ihr, dass sie schlicht und einfach nur dazu angehalten sind, so viele Informationen wie möglich zu sammeln. Sie erinnern Maya daran, dass es sich um eine ernste Beschuldigung handelt, als wäre die Beschuldigung das Problem. Und dann weisen sie Maya auf alles hin, was sie nicht hätte tun sollen: Sie hätte nicht eine ganze Woche damit warten sollen, Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Sie hätte die Kleidung, die sie trug, nicht wegwerfen dürfen. Nicht duschen sollen. Keinen Alkohol trinken sollen.

Sich selbst nicht in die Situation bringen sollen. Sein Zimmer nicht betreten, nicht die Treppe hochgehen und ihm keine Avancen machen sollen. Wenn sie gar nicht erst existiert hätte, wäre auch nichts von all dem passiert. Warum hat sie eigentlich nicht daran gedacht?

Sie ist erst fünfzehn, während er siebzehn ist, und dennoch bezeichnen sie ihn durchweg als »Jungen« und sie als »junge Frau«.

Worte haben eine große Bedeutung.

Mira schreit herum, telefoniert, beschwert sich. Und wird gebeten, sich wieder zu beruhigen, da alle hier doch nur ihren Job machen. Peter sitzt unterdessen mit seiner Hand auf Mayas Finger gelegt an dem kleinen Tisch im Vernehmungszimmer der Polizeiwache in Hed und weiß nicht recht, ob seine Tochter ihn womöglich dafür hasst, dass er nicht ebenfalls herumschreit. Er hat keine juristische Ausbildung und weiß deshalb nicht, worüber er sich genau beschweren soll. Er steht nicht da draußen und würde am liebsten jemanden umbringen, wen auch immer. Er ist machtlos. Als er seine Hand von ihrer entfernt, frieren sie beide.

Maya erblickt die namenlose Wut in den Augen ihrer Mutter und die ewige Leere in den Augen ihres Vaters. Dann fährt sie mit ihrer Mutter ins Krankenhaus, und ihr Vater fährt in die andere Richtung nach Björnstadt.

Es wird Tage geben, an denen Maya gefragt wird, ob sie die Konsequenzen ihres Besuchs bei der Polizei und der Schilderung der Wahrheit wirklich vorher hat absehen können. Und sie wird nicken. Manchmal wird sie sogar glauben, dass sie die Einzige war, die es absehen konnte. Erst viel später, in zehn Jahren, wird ihr klarwerden, dass das größte Problem eigentlich darin bestand, dass sie selbst keineswegs so geschockt

war wie alle Erwachsenen, die außerdem viel argloser waren als sie. Sie selbst war immerhin schon fünfzehn, hatte Zugang zum Internet und wusste bereits, dass die Welt ein grausamer Ort für ein Mädchen sein kann. Ihre Eltern hingegen konnten sich einfach nicht vorstellen, dass so etwas überhaupt passieren könnte, doch Maya hatte nur nicht damit gerechnet, dass es ausgerechnet ihr passieren würde. Vielleicht war die Fallhöhe in ihrer Seele deshalb etwas niedriger.

»Was für eine entsetzliche Einsicht«, wird sie in zehn Jahren denken, und in diesem Zusammenhang wird sie sich an die merkwürdigsten Einzelheiten erinnern. Wie zum Beispiel daran, dass einer der Polizisten einen viel zu großen Ehering trug, der ihm andauernd vom Finger glitt und auf die Tischplatte schlug. Außerdem schaute er ihr kein einziges Mal in die Augen, sondern immer auf ihre Stirn oder ihren Mund.

Sie wird sich daran erinnern, dass sie dasaß und an eine Physikstunde in der Schule denken musste, in der es um Kälteeinwirkung auf Flüssigkeiten ging. Wasser dehnt sich aus, wenn es gefriert, was man wissen muss, wenn man in Björnstadt ein Haus baut. Im Sommer sickert das Regenwasser in die Risse der Steine, und bei Minusgraden gefriert die Feuchtigkeit zu Eis und lässt den Stein platzen. Sie wird sich auch daran erinnern, dass es sich genauso angefühlt hat, als kleine Schwester eines verstorbenen großen Bruders aufzuwachsen. Sie hat eine Kindheit erlebt, die einem einzigen verzweifelten Versuch gleichkam, sich nicht zu verflüssigen und in die Ritzen der Seele ihrer Eltern einzudringen.

Wenn man so nah am Tod aufwächst, weiß man, dass er für jeden Menschen etwas anderes bedeutet, aber für Eltern hinterlässt der Tod vor allem Stille. In der Küche, im Flur, am Telefon, auf dem Rücksitz des Autos, am Freitagabend, am Montagmorgen, in der zerknitterten Bettwäsche und den Laken, in der Kiste mit den Spielsachen ganz hinten

auf dem Dachboden, auf dem kleinen Hocker neben der Spüle, unter den feuchten Handtüchern, die nicht mehr neben der Badewanne auf dem Fußboden herumliegen. Überall hinterlassen Kinder eine Stille.

Maya weiß nur allzu genau, dass diese Stille wie Wasser sein kann. Lässt man sie zu tief eindringen, kann sie zu Eis gefrieren und Herzen zerbrechen. Schon damals auf der Polizeiwache in Hed wusste sie, dass sie es überleben würde. Und sie wusste auch, dass ihre Eltern es nicht überleben würden. Denn Elternherzen heilen nicht.

Es ist eine ungeheure Schande für die Welt, dass oftmals das Opfer von allen die größte Einfühlsamkeit zeigt. Es werden Tage kommen, an denen Maya gefragt wird, ob sie die Konsequenzen wirklich hat absehen können. Und sie wird nicken, aber von allen Gefühlen, die sie in diesem Zusammenhang empfindet, werden die Schuldgefühle überwiegen, weil sie den Menschen, von denen sie am meisten geliebt wurde, diese unfassbare Grausamkeit angetan hat.

Sie saßen dort auf der Polizeiwache, wo sie alles berichtete. Während ihre Geschichte Form annahm, sah sie in den Blicken ihrer Eltern, was ihnen immer wieder aufs Neue durch den Kopf ging. Der grausame Satz, den jedes Elternpaar in seinen dunkelsten Momenten am allermeisten fürchtet zuzugeben:

»Wir können unsere Kinder nicht schützen.«

Auf dem Parkplatz vor der Eishalle steht ein grünlackierter Reisebus. Die Menschenansammlung ist schon recht groß; überall stehen Eltern, Spieler, Sponsoren und Vorstandsmitglieder. Alle umarmen sich und winken einander zum Abschied.

Kevins Vater fährt mit seinem Wagen direkt bis an den Bus heran. Dann steigt er aus, schüttelt den Leuten die Hände und nimmt sich Zeit für einen kleinen Plausch. Kevins Mutter zögert lange, bevor sie ihrem Sohn den Arm um die Schultern legt. Er lässt es geschehen. Sie sagt ihm nicht, dass sie stolz auf ihn ist, und er sagt ihr nicht, dass er es schon weiß.

Fatima steht unglücklich im Flur ihrer Wohnung und fragt Amat mehrfach, ob er irgendetwas auf dem Herzen hat. Doch er versichert ihr, dass alles in Ordnung ist. Dann verlässt er mit seinen Schlittschuhen in der Hand die Wohnung. Lifa steht draußen vor der Haustür, als hätte er schon lange auf ihn gewartet. Amat lächelt schwach.

»Willst du dir Geld leihen, oder was? Sonst wartest du doch nie auf mich.«

Lifa lacht und hält ihm seine geballte Faust hin. Amat schlägt seine dagegen.

»Töte sie!«, ruft Lifa.

Amat nickt. Er zögert und will noch etwas sagen, lässt es aber bleiben. Stattdessen fragt er: »Und wo ist Zach?«

Lifa wirkt erstaunt.

»Beim Training.«

Amats Gesicht wird rot vor Scham. So rasch hat er seit seinem Aufstieg zu den Junioren also vergessen, dass die Jugendmannschaft immer um diese Zeit trainiert. Lifa hält ihm erneut die Faust hin, doch dann überlegt er es sich anders und umarmt seinen Jugendfreund fest.

»Du bist der Erste aus der Senke, der bei den Junioren spielt.«

»Benji ist doch auch aus der Senke …«, versucht Amat es, doch Lifa schüttelt heftig den Kopf.

»Benji wohnt in den Reihenhäusern. Er ist keiner von uns.«

Amat muss daran denken, dass er Benjis Haus von seinem Balkon aus sehen kann, doch das zählt nicht. Lifa kam ein paar Jahre später als Amat nach Björnstadt; er hat mit seiner Familie zuerst in Hed gewohnt, aber die Wohnungen hier waren günstiger. Lifa hat gemeinsam mit Amat und Zacharias ein paar Jahre lang Eishockey gespielt, bis sein großer Bruder ihm nahegelegt hat aufzuhören. Er meinte, dass Eishockey ein verdammt snobistischer Sport sei, den nur Kinder aus reichem Hause betreiben. »Sie werden dich hassen, Lifa, uns hassen. Sie wollen nämlich nicht, dass einer von uns in irgendeiner Sache besser ist als sie.« Und er hatte recht. Schon als sie klein waren, bekamen sie es sowohl im Umkleideraum als auch auf dem Eis immer wieder zu hören. Niemand in Björnstadt lässt einen vergessen, wo man herkommt. Amat und Zacharias fanden sich damit ab, Lifa hingegen nicht. Irgendwann in der Mittelstufe schlichen sich einmal mehrere ältere Spieler mit Filzstiften ausgerüstet in die Kabine, wo sie auf den Trainingsanzügen das »Björn« von »Björnstadt Eishockey« durchstrichen und durch »Knast« ersetzten.

Alle Jungs wussten, wer es gewesen war, doch keiner von ihnen sagte etwas. Aber Lifa spielte danach nie wieder Eishockey. Jetzt steht er vor einem Mietshaus in der Senke, wo er Amat mit Tränen in den Augen umarmt und flüstert: »Gestern hab ich ein paar kleine Jungs draußen vor unserem Haus mit Eishockeyschlägern in den Händen spielen sehen. Sie taten so, als wären sie ihre großen Vorbilder. Einer war Pavel Datsyuk, ein anderer Sidney Crosby und ein dritter Patrick Kane … und weißt du, was der letzte gerufen hat? Er schrie: ›ICH BIN AMAT!‹«

»Ach, du spinnst doch …«, meint Amat lächelnd, doch Lifa schüttelt den Kopf, packt seinen Freund fest an den Schultern und sagt: »Töte sie, Bruder. Gewinn das Finale, werde Profi und töte sie alle, verflucht nochmal. Zeig ihnen, dass du einer von uns bist.«

»Du kannst den anderen Jungs ausrichten, dass in der Kabine eine Überraschung auf sie wartet«, flüstert Kevins Vater seinem Jungen geheimnistuerisch ins Ohr.

»Danke«, sagt der Junge.

Sie schütteln sich die Hand, und dabei legt der Vater dem Jungen die andere Hand von hinten auf die Schulter, so dass er ihn fast umarmt.

Als Kevin die Kabine betritt, hallen darin bereits gutgelaunte Kraftausdrücke von den Wänden wider, und seine Mannschaftskameraden springen aufgedreht wie kleine glückliche Silvesterraketen umher. Bobo klopft Kevin mit einer Hand auf den Rücken, während er in der anderen seinen neuen Schläger wiegt und völlig hingerissen brüllt: »Weißt du eigentlich, was die Dinger kosten? Dein Vater ist verflucht nochmal der KING!«

Kevin weiß ganz genau, was diese Schläger kosten. In einem Karton auf dem Fußboden liegt für jeden Spieler einer.

Zacharias verlässt nach dem Training der Jugendmannschaft als Letzter das Eis, weil er die Kegel und Pucks ganz allein eingesammelt hat. Er schafft es gerade noch, sich zu ducken, als er hinter sich plötzlich einen Knall hört und sieht, wie die Schutzscheibe aus Plexiglas zu schwingen beginnt. Er schaut sich irritiert um, denn der Puck kam aus der falschen Richtung angeflogen, nämlich aus dem Korridor und nicht von der Eisfläche.

»Achtung, Fettsack!«, ruft Lyt höhnisch lachend mit einem nagelneuen Schläger in der Hand.

Zacharias weiß genau, wie viel er gekostet hat, denn wenn sich Teenager mit Preisen auskennen, dann von all den Dingen, die sie sich nicht leisten können.

»Leck mich am Arsch«, murmelt er.

»Was hast du gesagt?«, schnaubt Lyt prompt, und seine Miene verfinstert sich.

»Ich hab gesagt: ›Leck. Mich. Am. Arsch.‹«

Bobo steht hinter Lyt im Korridor und murmelt, dass Zacharias es doch nur als Witz meinen würde und Lyt an das Finale denken solle, während er versucht, ihn zurückzuhalten. Lyt beherrscht sich mit großer Geste und ruft Zacharias mit gerümpfter Nase herablassend zu: »Schicker Schläger! Hat das Sozialamt den statt deiner Alten bezahlt?«

Zacharias hebt seinen Kopf, anstatt ihn zu senken.

»Und du? War deine Alte wieder mit in der Umkleide und hat dir wie immer den Sackschutz persönlich angelegt, kleiner Willy? Schließt sie dabei ihre Hand immer noch so sanft um deinen Sack, wie du es gern hast? Und kauft sie dir immer noch zu große …«

Noch bevor er den Satz zu Ende gesprochen hat, stürmt Lyt mit erhobenem Schläger auf ihn zu und schlägt den zwei Jahre jüngeren Spieler aus der Jugendmannschaft nur deshalb nicht krankenhausreif, weil Bobo dazwischengeht. Von hinten kommt Amat panisch angerannt und stellt sich ebenfalls zwischen Lyt und Zacharias.

»Shit, Mann, verdam– HÖRT AUF! BITTE HÖRT AUF!«

Lyt hebt hilflos die Arme, und Bobo lässt ihn los. Nach einem raschen prüfenden Blick auf Amat geht er auf Zacharias zu, reißt ihm den Schläger aus der Hand und knallt ihn mit voller Wucht gegen die Wand, so dass er zerbricht. Dann wirft er die einzelnen Stücke vor Zacharias auf den Boden und schnaubt: »Sag den Leuten vom Sozialamt, sie sollen nächstes Mal bessere Qualität kaufen. An dem Ding kann man sich ja verletzen.«

Dann macht Lyt kehrt und geht zurück in die Kabine, wo er von den Schlachtrufen seiner Mannschaftskameraden empfangen wird, die gerade

»Wir sind die Bären aus Björnstadt« skandieren und dazwischen ihre jeweiligen Namen ausrufen.

Amat hebt die Reste des zerbrochenen Schlägers auf. Zacharias hilft ihm nicht.

»Jetzt ist er kaputt. Dieser Idiot …«

In diesem Moment verliert Amat die Beherrschung. Er richtet sich auf und brüllt: »Verdammte Scheiße, Zach, was ist nur los mit dir? Warum musst du immer alle provozieren?«

Zacharias glotzt ihn nur an. In seinem Blick erlischt eine jahrelange Freundschaft.

»Viel Glück heute, Superstar.«

Dann geht er. Amat bleibt noch lange im Korridor stehen. Als er schließlich in die Kabine zurückkehrt und die Reste des zerbrochenen Schlägers in den Papierkorb wirft, wartet an seinem Platz ein nagelneuer Schläger auf ihn. Es ist der erste Eishockeyschläger in seinem Leben, der nicht gebraucht ist.

Bobo setzt sich zwei Reihen vor Lyt in den Bus. Er hört, wie Lyt die Story von Zacharias' Schläger zum Besten gibt, die von Lachsalven und Ausdrücken wie »Sozialschmarotzer« und »Hurensohn« begleitet wird. Zacharias' Mutter ist krankgeschrieben. Davor hat sie in derselben Abteilung des Krankenhauses gearbeitet wie Bobos Mutter. Als Amat in den Bus steigt, macht Bobo ihm neben sich Platz.

»Ich hab versucht, ihn zu stoppen …«, murmelt Bobo.

»Ich weiß«, entgegnet Amat nickend und mit verbissener Miene.

Beide müssen an die Trainingsanzüge denken, auf denen mit Filzstift »Knaststadt Eishockey« geschrieben stand. Es war Lyts Idee, und Bobo hat sie ausgeführt. Lyt wohnt auf der Anhöhe, während Bobo nur eine Minute

von der Senke entfernt wohnt. Bobo will Amat etwas dazu sagen, kommt jedoch nicht dazu, seinen Gedanken zu Ende zu denken, denn im nächsten Augenblick ruft jemand: »Was zum Teufel machen denn die Bullen hier?«, während eine Polizeistreife auf den Parkplatz einbiegt und dem Bus den Weg versperrt.

David hat sich verspätet. Es ist das erste Mal überhaupt, dass ihm so etwas passiert. Gestern musste er sich dreimal übergeben, bis er seine Freundin schließlich zu überzeugen versuchte, mit ihm ein Glas Wein zu trinken, damit er endlich zur Ruhe kommen würde. Ausgerechnet er, der sonst nie Alkohol trinkt. Er, der sich in allen Mannschaften, in denen er gespielt hat, immer wie das schwarze Schaf vorkam, weil ihm das mindestens zweimal im Jahr fällige Besäufnis wie ein Männlichkeitsritual vorkam, das alle außer ihm vollzogen. Als wäre David in ihren Augen unzuverlässig, nur weil er nicht in der Bar irgendeiner Stadt neben einem seiner Mannschaftskameraden aufs Parkett kotzen wollte.

Seine Freundin wirkte erstaunt. David zuckte mit den Achseln.

»Die Leute sagen doch immer, dass es die Nerven beruhigt.«

Sie begann zu lachen, und dann musste sie weinen. Schließlich lehnte sie ihre Stirn gegen seine und brachte hervor: »Menno, du. Ich wollte es dir nicht sagen, aber ich darf keinen Wein trinken.«

»Wie bitte?«

»Ich wollte vor dem Finale nichts sagen, um dich nicht … abzulenken. Aber ich … kann nichts trinken.«

»Wieso das denn?«

Sie musste an seinen Lippen kichern.

»Du stehst ja wirklich ganz schön auf dem Schlauch. Mein lieber Schatz: Ich bin schwanger.«

David ist also verspätet, weil er verwirrt und zugleich froh ist. Er gerät geradewegs in das gewaltige Chaos auf dem Parkplatz, wo er fast vom Polizeiwagen angefahren wird. Dieser Tag ist der glücklichste und unglücklichste und auch der merkwürdigste, den er je erlebt hat.

Wäre es ein Heimspiel, würde man Kevin wahrscheinlich spielen lassen. Doch das Finale findet in einer mehrere Stunden entfernt liegenden Stadt statt, und die Polizisten bedienen sich Worten wie »Sicherheit« und »Fluchtgefahr«. Alle machen nur ihren Job. Sie bahnen sich auf dem Parkplatz einen Weg durch die Menge der konsternierten Eltern und steigen in den Bus. Als sie Kevin bitten auszusteigen, schreien alle Jungs empört auf, und als ein uniformierter Beamter ihn am Oberarm packt und von seinem Sitz hochzerrt, explodieren die Jungen im Bus fast vor Wut. Bobo und Lyt versuchen, den Polizisten den Weg zu versperren. Sie sind kräftig genug, um vier weitere Polizisten auf den Plan zu rufen, die ihren Kollegen dabei helfen müssen, überhaupt wieder aus dem Bus herauszugelangen. Kevin wirkt im Tumult erstaunlich klein, ungeschützt und wehrlos. Vielleicht reagieren deswegen alle umstehenden Erwachsenen so heftig, aber es kann auch zehntausend andere Gründe haben.

Kevins Vater packt den Polizisten, der seinen Sohn festhält, am Kragen und brüllt ihn an, und als der von einem Kollegen aus seinem Griff befreit wird, nimmt Frack den anderen Beamten in den Würgegriff. Ein Mann aus dem Klubvorstand hämmert, so fest er kann, mit seiner Faust auf die Motorhaube der Polizeistreife. Maggan Lyt fotografiert alle Polizisten aus einem Abstand von weniger als einem halben Meter und droht jedem einzelnen persönlich damit, dass er seinen Job verlieren wird.

Amat und Benji sitzen als Einzige schweigend auf ihren Plätzen im Bus. Worte sind etwas Kompliziertes.

Peter steht ganz hinten auf dem Parkplatz, wo der Asphalt aufhört und die Bäume anfangen. Er verachtet sich selbst am meisten dafür, dass er hergefahren ist. Denn was hat er hier zu suchen? Gewalt ist wie Whisky; Kinder, die in einem Haushalt leben, in dem es zu viel davon gibt, wachsen entweder als Alkoholiker auf oder als strikte Antialkoholiker. Peters Vater wäre durchaus in der Lage gewesen, jemanden umzubringen, während sich sein Sohn nicht einmal mit jemandem prügeln könnte. Auch nicht auf dem Eis. Nicht einmal jetzt. Nicht einmal mit Kevin. Peter kann einfach niemandem weh tun, und dennoch steht er hier, denn er würde so gern mitansehen, wie es jemand anders tut.

David ist der Einzige, der sieht, dass Peter da ist. Ihre Blicke begegnen sich, und Peter weicht seinem nicht aus.

31

Sport und Wissenschaft sind sich nicht immer grün. Im Sport profitiert man natürlich gern von Forschungsergebnissen zu Kniegelenken und Bändern, ist aber weniger angetan von Untersuchungen zu Themen wie Hierarchien oder Gewaltstrukturen in Gruppen. Die Universitäten scheinen sich vor allem für das zu interessieren, was im Sport falsch läuft. In der Sportszene behauptet man jedenfalls, die Wissenschaft suche ausschließlich nach Problemen, während die Wissenschaftler hingegen behaupten, der Sport lebe mit Scheuklappen.

In einem Punkt aber sind sich beide einig. In einer einzigen Frage, die beide schon seit Jahrhunderten gleich stark fasziniert: Was zeichnet einen Anführer aus?

Maya lässt im Krankenhaus alle obligatorischen Untersuchungen über sich ergehen. Sie antwortet auf alle Fragen, weint nicht, beschwert sich nicht, macht keinen Ärger und ist hilfsbereit und gefügig. Mira hingegen ist vor Wut so außer sich, dass es sie kaum im Untersuchungszimmer hält. Ihr Smartphone klingelt ununterbrochen. Mittlerweile hat sie die gesamte Anwaltskanzlei engagiert, und ihrer Tochter, die in einem kühlen Raum auf einer kalten Untersuchungsliege liegt, wird klar, dass sie einen Krieg angezettelt hat. Ihre Mutter kann nicht anders, als in einer solchen Situation aktiv zu werden, das Kommando zu übernehmen und dem Feind ins Auge zu sehen, sonst hält sie es nicht aus. Also nimmt Maya ihr eigenes Mobiltelefon zur Hand und schreibt Ana eine SMS mit exakt diesem

Wortlaut: »Jetzt ist Krieg.« Es dauert nur ein paar Sekunden, bis die Antwort kommt: »Du und ich gegen den Rest der Welt!«

David hat im Lauf seiner Eishockeykarriere schon Hunderte Anführer erlebt. Offizielle und selbsternannte, schreiende und stumme. Er wusste nicht einmal, dass er selbst einer war, bevor Sune ihn mit einer Gruppe Siebenjähriger und mit einer Trillerpfeife bewaffnet aufs Eis hinausgeschickt hat. »Ich bin kein guter Trainer«, sagte David, woraufhin Sune ihm mit der Hand durchs Haar fuhr und entgegnete: »Leute, die glauben, sie seien gute Trainer, werden es nie werden.« Der Alte hatte zum einen recht, zum anderen aber auch nicht.

Nachdem der Polizeiwagen abgefahren war, dauerte es noch eine geschlagene Stunde, bis David alle Spieler wieder in den Bus befördert und allen Eltern zu verstehen gegeben hat, dass es nichts bringt, draußen herumzustehen und zu schreien. Jetzt sind sie schon seit drei Stunden unterwegs, und noch immer vibriert der Bus regelrecht vom Klingeln der Handys und schwankt vom Vor- und Zurückrennen der Junioren, die die neusten Nachrichten auf den Displays ihrer Teamkameraden lesen wollen. Dennoch scheint niemand in Björnstadt zu wissen, aus welchem Grund Kevin abgeführt wurde, und die Polizei weigert sich, irgendwelche Informationen preiszugeben, so dass die Gerüchtelawine mit immer größerer Wucht zwischen den Sitzen hin- und herrollt. Selbst die Erwachsenen sind involviert, und Bengt ist so außer sich vor Wut, dass er angefangen hat zu sabbern.

David hingegen sitzt allein ganz vorn und starrt schweigend auf die SMS auf seinem eigenen Handy. Sie kommt von Kevins Vater, und David hat gerade erfahren, welcher Tat Kevin beschuldigt wird. Das Erste, was man als Anführer lernt – unabhängig davon, ob man sich selbst dazu

ernannt hat oder von anderen ernannt wurde –, ist, dass nicht nur wichtig ist, was man sagt, sondern auch das, was man verschweigt.

Die Mutter sitzt neben der Untersuchungsliege und hält beide Hände ihrer Tochter fest umschlossen, wobei alle vier Hände zittern. Die Tochter lehnt ihre Stirn gegen die der Mutter.

»Wir werden das hier schon überleben, Mama.«

»Meine liebe Kleine, du musst mich doch nicht trösten. Vielmehr sollte ich dich trösten …«

»Das tust du ja auch, Mama. Das tust du doch.«

Miras Smartphone klingelt erneut. Maya weiß, dass es die Kanzlei ist. Sie nickt ihrer Mutter zu und streicht ihr über die Wange, während diese sie küsst und ihr zuflüstert: »Ich stehe direkt draußen vor der Tür im Gang. Ich lass dich nicht allein.«

Alle vier Hände zittern noch immer.

Zehn Jahre lang hat David mit seinen Spielern auf genau diesen Augenblick hin trainiert. Er hat sie dazu gebracht, alles zu opfern, ihr Letztes zu geben und jeglichem Druck standzuhalten, auch wenn es mal in ihren Schultern knackt oder sie unter höllischen Nackenschmerzen leiden. Doch was wird all das letztendlich wert sein, wenn sie das Finale nicht gewinnen? Was bedeutet ein Spiel, wenn man nicht unbedingt der Beste darin sein will?

Davids feste Überzeugung war schon immer, dass die Welt außerhalb der Eishalle keinen Einfluss auf die Welt drinnen nehmen darf. Beide müssen zwei voneinander abgeschiedene Universen bleiben. Draußen in der Wirklichkeit ist das Leben kompliziert, beängstigend und mitunter verdammt hart, doch in der Eishalle ist alles logisch und nachvollziehbar. Wenn David diese beiden Welten nicht immer so deutlich voneinander

getrennt hätte, wären die Jungs mit all den Belastungen, die ihnen die Wirklichkeit draußen aufgezwungen hat, schon als Kinder gescheitert. Aber die Eishalle war immer ihre neutrale Zone. Ihr einziger Glücksort. Niemand konnte es ihnen nehmen, dass sie dort Sieger waren.

Das gilt aber nicht nur für die Jungs, denn David selbst kam sich auf dem Asphalt ebenfalls immer deplatziert und seltsam vor, auf dem Eis jedoch nie. Für ihn ist es der letzte Ort, an dem das Kollektiv noch funktioniert, an dem die Mannschaft Vorrang vor dem Einzelnen hat und dem Klub mehr Bedeutung zukommt als dem Individuum. Wie weit darf man also gehen, um sein Universum zu verteidigen? Und wie viel Bedeutung hat das, was man als Anführer sagt oder nicht?

Die Krankenschwester weiß genau, wer Maya ist, doch sie versucht, es sich nicht anmerken zu lassen. Ihr Mann Galten ist einer von Peters besten Freunden; die beiden haben ihr halbes Leben lang gemeinsam Eishockey gespielt. Doch als sie draußen im Korridor auf Peter und Mira zukam, schien es ihr, als erkannten die beiden sie nicht einmal wieder. Sie redeten mit ihr wie durch eine Glasscheibe hindurch, was sie ihnen aber nicht übelnahm, denn sie hat das bei Traumatisierten schon oft erlebt. Es hängt damit zusammen, dass sie während des Gesprächs nur auf ihren Kittel schauen und nicht in ihr Gesicht. Die Krankenschwester ist es gewohnt, als Funktionsträgerin wahrgenommen zu werden, weil Patienten und Angehörige mitunter vergessen, dass sie ein Mensch aus Fleisch und Blut ist wie sie selbst. Doch es macht ihr nichts aus. Im Gegenteil, es erfüllt sie mit Stolz über ihre Arbeit.

Als sie allein mit Maya im Zimmer ist, beugt sie sich zu ihr vor und sagt: »Ich weiß, dass diese Untersuchungen furchtbar unangenehm sind. Aber wir bemühen uns, alles so rasch wie möglich hinter uns zu bringen.«

Das Mädchen schaut ihr in die Augen und nickt, während es die Zähne fest von innen auf die Lippen presst. Normalerweise ist die Krankenschwester äußerst bedacht darauf, professionellen Abstand zu ihren Patienten zu wahren, was sie auch ihren jüngeren Kollegen vermittelt. »Zu uns werden Menschen kommen, die du kennst; aber du musst sie wie Patienten behandeln, weil es hier um Menschenführung geht«, sagt sie immer. Doch hier und jetzt verlieren diese Worte für sie plötzlich ihre Bedeutung.

»Ich heiße Ann-Katrin, und mein Mann ist ein alter Freund deines Vaters.«

»Maya«, stellt das Mädchen sich flüsternd vor.

Ann-Katrin legt behutsam ihre Hand auf die Wange des Kindes.

»Ich finde, du bist ganz schön mutig, Maya.«

Peter fährt von Björnstadt zurück nach Hed. Er kommt mit der festen Absicht zu Maya ins Krankenhaus, ihr triumphierend davon zu berichten, dass Kevin inzwischen von der Polizei abgeholt wurde und ihr somit Gerechtigkeit widerfahren wird. Doch dann betritt er das Untersuchungszimmer und erblickt sie. Nichts auf der Welt wirkt so klein und schutzlos wie das eigene Kind auf der Untersuchungsliege in einem Krankenhaus. Hier geht es überhaupt nicht darum, Gerechtigkeit zu bekommen. Er setzt sich neben seine Tochter und weint, weil er nicht der Typ dazu ist, andere mit Worten zu töten. Schließlich fragt er sie: »Was kann ich für dich tun, Maya? Sag mir, was ich tun kann …«

Die Tochter tätschelt ihrem Vater den Bartansatz.

»Mich liebhaben.«

»Das tu ich. Immer.«

»Mich so lieben, wie du Eishockey und David Bowie liebst?«

»Für immer und ewig, Apfelkernchen, für immer und ewig.«

Daraufhin muss sie lachen. Erstaunlich, dass ausgerechnet ihr zehn Jahre alter Spitzname »Apfelkernchen« sie zum Lachen bringt. Als sie fünf war, hat sie Äpfel immer mitsamt Schale und Kerngehäuse gegessen. Mit neun hat sie ihrem Vater zwar verboten, sie so zu nennen, doch insgeheim vermisst sie es seitdem fast durchgehend.

»Ich brauche zwei Dinge«, flüstert sie.

»Lass mich raten: Ana und deine Gitarre?«, fragt er.

Sie nickt. Mira kommt zurück ins Zimmer. Die Hände der Eltern berühren sich flüchtig. Als Peter schon an der Tür steht, ruft seine Tochter: »Und außerdem musst du mit Leo sprechen, Papa. Er steht bestimmt gerade Todesängste aus.«

Ihre Mutter und ihr Vater schauen sich an. Wie viele Jahre lang wird sie dieser Schlag vor die Brust so schmerzen wie ein Herzinfarkt, wenn sie an diesen Augenblick zurückdenken? Ausgerechnet an einem Tag wie diesem denkt die große Schwester an ihren kleinen Bruder und vergisst ihn nicht.

Ann-Katrin sitzt im Schwesternzimmer und starrt an die Wand. Wie alle anderen hat auch sie gehört, dass Kevin von der Polizei abgeholt wurde, aber sie ist eine der Wenigen, die weiß, warum sich Maya hier im Krankenhaus aufhält, und versteht den Zusammenhang. Maya hat Ann-Katrin anfänglich nicht wiedererkannt, und Kevin würde es auch nicht tun, obwohl sie bei fast allen Eishockeyspielen im Publikum gesessen hat, schon seit er ein kleiner Knirps war. Manche Eltern bleiben für Kinder immer gesichtslos.

Dann schickt sie ihrem Sohn eine SMS: »Viel Glück heute.« Bobo schreibt unmittelbar zurück: »Kev?? Irgendwas gehört??« Seine Mutter lügt: »Nein, nichts. Versuch dich jetzt aufs Spiel zu konzentrieren, Junge!«

Es dauert ein paar Minuten, bis er antwortet: »Wir siegen für Kevin!!« Sie schluckt angestrengt und schreibt: »Hab dich lieb.« Bobo antwortet, wie Teenager es zu tun pflegen: »Ok.«

Ann-Katrin lehnt sich auf ihrem harten Holzstuhl zurück, schaut an die Decke hinauf und muss an all die Kinder hier im Haus denken, die starke Schmerzen haben. In diesem Krankenhaus wird man mit viel Leid konfrontiert. Deswegen sind auch so viele ihrer Kollegen krankgeschrieben. Krankenschwestern und Ärzte haben keine Sommerpause wie Eishockeyspieler, kein Finale, kein Time-Out. Für sie ist die ganze Zeit Saison, Tag für Tag, und das kann selbst den Toughsten irgendwann umhauen. Selbst einen Björnstädter.

Und wenn selbst die Toughsten irgendwann nicht mehr können? Wer soll dann übernehmen?

David will gerade aufstehen und räuspert sich, um seine Jungs auf sich aufmerksam zu machen, hält jedoch inne, als er sieht, dass sie sich bereits wieder hinsetzen. Allerdings nicht wegen ihm, sondern wegen Benji. Der Junge steht in der Mitte des Busses, schaut einem nach dem anderen in die Augen und bleibt zuletzt vor Filip stehen, einem schweigsamen Jungen, der ein Jahr jünger ist als die meisten anderen in der Mannschaft und drei Häuser von Kevin entfernt auf der Anhöhe wohnt.

»Als wir klein waren, Filip, und du dich geärgert hast, weil du der Kleinste und Schlechteste in der Mannschaft warst und noch nicht mal bis über die gelbe Kickleiste schießen konntest, was hat David da zu dir gesagt?«

Filip senkt verlegen den Kopf, doch Benji ergreift mit der Hand sein Kinn und schiebt es wieder hoch. Filip war nicht nur ein Jahr jünger,

sondern viele Jahre lang Spielern wie Bobo auch rein körperlich weit unterlegen, so dass niemand mitbekommen hat, wie gut er in allen anderen Dingen war. Er ist der Typ Junge, der in einem Umkleideraum untergeht, der nie aufmuckt, nie Ärger macht und einfach in der Menge mitschwimmt. Doch im Verlauf der letzten drei Jahre ist er in seiner gewöhnlichen scheuen Art still und leise zum weitaus besten Verteidiger der Mannschaft geworden.

»Pfeif auf die anderen und konzentrier dich auf das, was du bewirken kannst«, antwortet Filip leise.

Benji nickt und klopft ihm wohlwollend auf den Kopf. Dann wendet er sich an William Lyt.

»Und was hat David zu dir gesagt, Lyt, als alle anderen vor dir rückwärtsfahren lernten und du nicht mehr dran geglaubt hast, weiterspielen zu dürfen?«

Lyt blinzelt heftig und wischt sich beschämt über die Wangen.

»Konzentrier dich auf das, was du bewirken kannst.«

Benji hält Lyt an den Schultern fest und fixiert ihn mit dem Blick, als er den Trainer zitiert: »Wir sind eine Mannschaft. Wir geben einander Macht. Wenn einer fällt, steht ein anderer auf.«

Lyt fährt sich mit dem Pulliärmel über die feuchten Augen und ergänzt: »Die Mannschaft ist wichtiger als das Ego. Der Klub hat Vorrang vor dem Einzelnen.«

Benji flüstert, damit die anderen es nicht hören: »Wir verlassen uns jetzt auf dich, Lyt, du bist heute unser Star. Du musst uns anführen.«

Wenn Benji Lyt in diesem Augenblick darum bitten würde, jemanden umzubringen, würde der Junge es, ohne zu zögern, tun. Weder in der Forschung noch beim Sport weiß man eigentlich genau, wer die

tatsächlichen Anführer sind, an die wir uns halten. Man weiß nur, dass man nicht zögert, wenn sie vor einem stehen.

Benji stellt sich vor Bobo, den Riesen, der als bester Verteidiger der Mannschaft galt, bis die anderen irgendwann besser Eislaufen konnten als er.

»Was ist das Zweitschönste auf der Welt, Bobo?«

»Ficken, oder?«

Einige der Junioren kichern. Benji nähert sich Bobos rundem Gesicht mit seinem Kopf.

»Aber erst müssen wir da hinfahren und das Allerschönste machen, was es gibt, Bobo. Und weißt du auch, wie viel ich von dir verlange?«

Bobo steht auf.

»Nur eines, oder?«

»Siegen«, sagt Benji.

»Siegen!«, ruft Bobo.

»SIEGEN!«, brüllen alle im Bus.

David sitzt auf seinem Platz. »SIEGEN! SIEGEN! SIEGEN!«, brüllt der ganze Bus, und David löscht die SMS von Kevins Vater. Als Bengt zu ihm kommt und ihn fragt, ob er schon erfahren hat, warum Kevin von der Polizei abgeholt wurde, schüttelt David den Kopf und antwortet: »Nein, keine Ahnung. Aber wir konzentrieren uns jetzt auf das, was wir bewirken können, Bengt.«

Benji geht im Bus nach hinten und legt sich quer über die letzte Sitzreihe, wo er für den Rest der Fahrt schläft.

32

Irgendwo mitten im Wald liegt ein Ort, der ein ganz bestimmtes Spiel liebt. Auf einem Bett sitzt ein Mädchen und spielt seiner besten Freundin etwas auf der Gitarre vor. Auf einer Polizeiwache sitzt ein junger Mann. In einem Korridor im Krankenhaus geht eine Krankenschwester an einer Rechtsanwältin vorbei, während in der Hauptstadt erwachsene Männer und Frauen auf einer Tribüne stehen und gemeinsam mit Sponsoren und Vorstandsmitgliedern skandieren »Wir sind die Bären aus Björnstadt«. Es sind dieselben, die den Sportdirektor vor zehn Jahren belächelt haben, als der ihnen prophezeite, dass ihr Klub eines Tages die beste Juniorenmannschaft Schwedens stellen würde. Jetzt sind alle, die den Klub unterstützen, anwesend. Alle außer ihm.

Während eine Mannschaft mit Eishockeyschlägern in den Händen in der Kabine auf den Spielbeginn wartet, sitzt ein jüngerer Bruder mit seinem Handy im Schoß auf einer Bank und wartet darauf, was seine Freunde im Internet über seine Schwester verbreiten werden, wenn sie erfahren, was passiert ist. In einer Anwaltskanzlei geht ein Anruf von einem vermögenden Mandanten ein, während eine Mutter in einer anderen einen Krieg anzettelt. Das Mädchen spielt unterdessen weiter Gitarre, bis seine beste Freundin einschläft, während im Türrahmen ein Vater steht und überzeugt davon ist, dass die beiden Mädchen es überleben. Sie werden es aushalten. Und genau davor hat er Angst: Dass die Welt noch immer glaubt, alles wäre in Ordnung, nur weil sie es aushalten.

Der Spieler mit der Nummer sechzehn auf dem Rücken weiß ganz genau, was erforderlich ist, um zu siegen, seit er eislaufen kann. Er weiß, dass Spiele ebenso im Kopf wie auf dem Eis entschieden werden, denn sein Trainer hat ihn die musikalische Seite des Sports gelehrt: Jede Mannschaft hat einen bestimmten Rhythmus und ein Tempo, in dem sie spielt. Wenn man sie aus dem Rhythmus bringt, zerstört man auch ihr Spiel. Selbst die besten Musiker weltweit verabscheuen es, aus dem Takt gebracht zu werden, denn wenn man erst einmal draußen ist, ist es schwer, wieder reinzukommen. Ein Objekt, das in Bewegung ist, wird nicht von allein die Richtung wechseln, und je größer ein rollender Schneeball wird, desto unvernünftiger muss man sein, um sich ihm in den Weg zu stellen. In diesem Zusammenhang sprechen Sportler von »Dynamik« und Physiklehrer von der »Trägheit der Masse«. David war pädagogisch immer etwas direkter, wenn er Benji ansprach: »Wenn es für eine Mannschaft gut läuft, fühlt sich alles leicht an, und dann läuft es automatisch noch besser. Aber wenn man sie auch nur ein klein wenig aus dem Rhythmus bringt, wird man beobachten können, wie sie sich irgendwann selbst das Leben zur Hölle machen.« Es geht ums innere Gleichgewicht, und mitunter reicht schon der kleinste Windhauch aus.

Die gegnerische Mannschaft kommt in die Arena, um sich mit den Spielern von Björnstadt Eishockey zu messen, das sie nur verächtlich als »Erdahl Eishockey« bezeichnen. Sie wussten schon lange vor dem Spiel, dass sie selbst um Längen besser sind als diese Bauerntrampel aus dem Wald, und gerade eben haben sie erfahren, dass Kevin noch nicht einmal mitspielen wird. Björnstadt ist ohne ihn ein Nichts. Ein Witz. Ein überfahrenes Tier am Straßenrand einer Autobahn. Die Spieler, die die Arena erreichen, wirken selbstsicher und ruhig, denn sie wissen, dass sie nur ihr eigenes Spiel

spielen müssen, um zu gewinnen. Kühlen Kopf bewahren und sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen.

Ihr Trainer sitzt noch im Bus, während die Spieler vor Übermut strotzen und endlich ihren Gegnern in die Augen schauen wollen, weswegen sie vor ihnen die Eishalle betreten. Die Lampen im Kabinengang sind kaputt, und jemand meint scherzhaft: »Die armen Bauern haben uns wohl die Glühbirnen geklaut«, woraufhin ein anderer fragt: »Warum das denn? In Björnstadt haben sie doch noch nicht mal Strom!« Anfänglich halten sie die reglos dastehende Gestalt vor ihrer Kabine nur für einen Schatten, denn ihre Augen haben sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt, so dass der erste Spieler geradewegs in ihn hineinläuft. Benjis Brustkorb ist hart wie Beton, und das Weiß in seinen weitaufgerissenen Augen leuchtet jedem Einzelnen der zwanzig Spieler entgegen.

Benji rührt sich nicht vom Fleck und wartet im Türrahmen. Damit zwingt er sie, auf ihn zuzukommen, wenn sie in ihre Kabine gelangen wollen. Besser würden sie auf ihre Trainer warten oder einen Schiedsrichter holen, aber dafür sind sie zu stolz. Als sie schließlich die Fassung verlieren, ist alles vorhersehbar. Benji hat sich bereits zwei Leute rausgesucht: Der eine versucht ihn wegzustoßen, der andere boxt ihn gegen die Schulter, doch Benji absorbiert den ersten Stoß mit dem Oberkörper und schlägt dem anderen so unvermittelt und heftig mit der Hand aufs Ohr, dass er schreiend zu Boden geht. Dann wendet er sich wieder dem Ersten zu und boxt ihn zweimal in die Rippen, nicht so heftig, dass eine bricht, aber hart genug, dass sein Oberkörper vornüberklappt. Anschließend rammt er ihm seinen Ellenbogen in den Nacken, so dass er auf seinen schon am Boden liegenden Kameraden fällt. Als der dritte Spieler auf ihn zustürmt, weicht Benji ihm geschickt zur Seite aus und boxt ihm mit der Faust in den Rücken, so dass er kopfüber in die dunkle Kabine fliegt. Der vierte begeht den Fehler, mit

beiden Händen an Benjis Kleidung zu zerren, weshalb Benji ihm den Kopf in die Wange rammt und er nach hinten taumelt und haltlos auf den Rücken fällt.

Natürlich wäre es Benji in einem erhellten Raum nie gelungen, eine halbe Mannschaft k.o. zu schlagen, aber in einem unbeleuchteten engen Korridor, in dem ihn nicht mehr als zwei, drei Leute auf einmal angreifen können, müssen sich nun alle die Frage stellen: Wer geht zuerst weiter?

Die Antwort lautet: keiner. Und diese Sekunde des Zögerns einer ganzen Gruppe reicht Benji aus. Er bedenkt die Jungs mit einem Grinsen und geht dann seelenruhig seiner Wege, noch bevor irgendeiner von ihnen auf die Idee kommt, etwas zu sagen. Als er die Tür zu seiner eigenen Kabine öffnet, hallt ihm von dort aus zwei Dutzend wahnsinnigen Kehlen der Schlachtruf »WIR SIND DIE BÄREN!« entgegen, während ein schmaler Lichtkegel in den Korridor fällt und ihn gerade lange genug erhellt, damit auch die letzten der gegnerischen Spieler sehen, wie sehr ihre Mannschaftskameraden plötzlich aus dem Gleichgewicht geraten sind.

Sie werden ihren Trainern nichts davon erzählen, denn was sollen sie ihnen auch sagen? Dass ihre vier stärksten Spieler von einem einzigen Jungen k.o. geschlagen wurden, während die restliche Mannschaft danebenstand und zugeschaut hat? »Was zum Teufel war das denn?«, murmelt jemand. »Verdammter Psycho«, brummt ein anderer. Nachdem sie das Licht in ihrem eigenen Umkleideraum eingeschaltet haben, versuchen sie das Ganze lachend abzutun und sich gegenseitig einzureden, dass sie sich hinterher die Nummer sechzehn vorknöpfen werden. Dass es sich nur um eine Lappalie handelt und sie selbst viel zu gut sind, um sich davon beeindrucken zu lassen. Doch als das Spiel beginnt, wird offensichtlich, dass es ihnen nicht gelingt. Rhythmus, Tempo, Gleichgewicht. Und nur ein kleiner Windhauch.

Benji streift sich das Trikot mit der Nummer sechzehn über. David stellt sich mit den Händen hinterm Rücken und dem Blick auf den Fußboden gerichtet vor seiner Mannschaft auf. Während der gesamten Fahrt hierher hat er darüber nachgedacht, was Mannschaftsführung für ihn eigentlich bedeutet, bis er zu einem einzigen einleuchtenden Schluss gekommen ist: Sune war sein eigener Mentor, und Sunes größte Stärke bestand immer darin, Leute zu Anführern heranzuziehen. Sein Problem war nur, dass er sie nie anführen ließ.

Die Spieler halten die Luft an, doch als David sie anschaut, muss er fast lächeln.

»Wollt ihr die Wahrheit hören, Jungs? Die Wahrheit lautet: Niemand hat daran geglaubt, dass ihr es bis hierher schaffen würdet. Weder unsere heutigen Gegner noch der Verband oder die Coaches der Nationalmannschaft und ganz bestimmt nicht die Leute da draußen auf der Tribüne. Für sie alle war das hier ein Traum, aber für euch war es ein Ziel. Kein anderer als ihr selbst habt es erreicht. Dieses Spiel, dieser Augenblick … gehört also euch. Lasst euch von niemandem reinreden, was ihr zu tun habt.«

Er will ihnen noch so viel mehr sagen, aber jetzt stehen sie im wohlverdienten Finale, und er hat alles in seiner Macht Stehende getan. Also dreht er sich um und verlässt den Umkleideraum. Nach ein paar Sekunden folgt ihm Bengt verwirrt. Die Mannschaft bleibt sitzen, und alle starren einander verdutzt an. Dann stehen sie einer nach dem anderen auf und klopfen sich gegenseitig zweimal auf den Helm. Von allen erhebt der Schweigsamste zuerst seine Stimme:

»Woher kommen wir?«, fragt Filip.

»Aus BJÖRNSTADT!«, antwortet die gesamte Kabine.

Dann stellt sich Lyt auf eine Bank und grölt:

»FÜR KEVIN!«

»FÜR KEVIN!«, antwortet der gesamte Umkleideraum.

Benji steht schon mit finsterer Miene auf dem Eis, als sie herauskommen. Allein im Mittelkreis mit der Nummer sechzehn auf dem Rücken. Die beiden Letzten, die durch die Kabinentür der Björnstädter herauskommen, sind der größte und der kleinste Spieler. Bobo klopft Amat auf die Schulter und fragt: »Wo kommst du noch mal her, Amat?«

Amat richtet sein Gesicht mit vibrierenden Kieferknochen nach oben.

»Aus der Senke.«

Bobo nickt und hält ihm seine Handschuhe hin. Darauf hat er mit Filzstift »Knaststadt Eishockey« geschrieben. Eine unbeholfene Geste eines unbeholfenen Jungen.

Doch mitunter sind solche Gesten am wertvollsten.

Warum ist einem der Sport so wichtig? Auf der Tribüne steht eine Frau, die sich für den Sport interessiert, weil es ihre letzte Gelegenheit ist, um klare Antworten zu erhalten. Sie war Langläuferin auf Spitzenniveau und hat ihre gesamte Teenagerzeit darauf verwendet, sich in der Loipe zu schinden. Abend für Abend mit der Stirnlampe auf dem Kopf und Tränen in den Augen von der Kälte und vor Erschöpfung, vor Schmerzen und der Entbehrung all dessen, was andere Jugendliche in ihrer Freizeit unternahmen, woran sie nie teilnehmen konnte. Doch wenn man sie jetzt fragen würde, ob sie es bereut, würde sie den Kopf schütteln. Und wenn man sie fragen würde, was sie tun würde, wenn sie die Zeit zurückdrehen könnte, würde sie, ohne zu zögern, antworten: »Härter trainieren.« Sie kann nicht erklären, warum ihr der Sport so wichtig ist, denn im Lauf der Jahre

hat sie gelernt, dass allein schon die Frage darauf hindeutet, dass es sowieso keiner verstehen wird.

Ihr Sohn Filip darf heute im ersten Verteidigerpaar spielen, aber sie weiß, was er dafür geopfert hat. All die Laufrunden im Wald im Schein zweier Stirnlampen, all die Stunden auf der Terrasse, wo er die Pucks geschossen und seine Mutter im Tor gestanden hat. All die Tränen darüber, dass er der Kleinste in der Mannschaft war. Jeden Morgen hat er sich gemessen und gewogen, weil der Arzt ihm in Aussicht stellte, dass er noch wachsen und die anderen irgendwann einholen würde. All die Bleistiftmarkierungen am Türrahmen, die zu überstreichen sich seine Mutter inzwischen weigert. Das kleine Häufchen Elend von Junge, den sie jeden Tag aufs Neue wieder vom Küchenfußboden hochheben musste, wenn er feststellte, dass er noch genauso klein und leicht war wie am Vortag. Vermutlich haben die anderen nicht genau mitbekommen, wann er zum besten Verteidiger der ganzen Mannschaft geworden ist, aber seine Mutter kann jeden Zentimeter bis dorthin nachvollziehen.

Frack steht während der ganzen Aufwärmphase mit dem Telefon in der Hand da und versucht herauszufinden, was mit Kevin los ist. Er hat noch immer nichts erfahren, aber er nimmt an, dass David der Erste sein wird, bei dem sich Kevins Vater meldet, sobald der etwas weiß. Doch es gelingt ihm nicht, Kontakt mit dem Trainer aufzunehmen.

Die Sponsoren und Vorstandsmitglieder, die um ihn herumstehen, sind sauer aufgrund des Informationsmangels. Sie überlegen bereits, welche Anwälte sie kontaktieren werden, welche Zeitung die Story bekommt und wer für diese Sache seinen Kopf hinhalten muss.

Frack hingegen ist schon nicht mehr sauer, denn seine Gefühle haben bereits einen anderen Level erreicht. Er beobachtet die Eltern auf der

Tribüne und versucht all die Tage, Abende und Nächte zu zählen, die sie in diese Mannschaft investiert haben. Außerdem spürt er das Gewicht der Silbermedaille aus einer anderen Zeit an seinem Hals hängen. Er weiß zwar nicht genau, wer ihnen die Chance genommen hat, heute womöglich den allergrößten Sieg ihres Lebens zu feiern, aber in seinem Inneren brodelt bereits der Hass.

Benji fordert David und Bengt auf, Lyt als Mittelstürmer auf Kevins Position spielen zu lassen. Wie viel Lyt dies bedeutet, ist nur schwer in Worte zu fassen. Vor dem ersten Bully bleibt Benji vor Amat stehen und fragt ihn: »Trägst du heute wieder deine schnellen Schlittschuhe?«

Amat grinst und nickt. Die Gegner ereifern sich in ihrer Box bereits lauthals darüber, dass sie die Nummer sechzehn eine Matchstrafe kassieren lassen werden. Sie sind schließlich nicht dumm und haben erkannt, welch ein brutaler Draufgänger Benji ist. Nachdem der Schiedsrichter den Puck eingeworfen hat, rast Benji mit hoher Geschwindigkeit und erhobenem Schläger auf den Spieler zu, der diesen erwischt hat, und alle, die die Nummer sechzehn vorhin im dunklen Korridor gesehen haben, begreifen natürlich, dass er auf den Puck pfeifen und geradewegs seinen Gegner foulen wird. Der betreffende Spieler stellt sich mit beiden Schlittschuhen fest aufs Eis und spannt seinen Körper an, um den Bodycheck abzufangen.

Doch dazu kommt es gar nicht, denn Benji schnappt sich stattdessen den Puck und schießt ihn in die Angriffszone, während Lyt in der neutralen Zone gefoult wird und wie eine angeschossene Robbe zu Boden geht – ein Mittelstürmer, der sich für die Mannschaft aufopfert: um dem dritten Spieler in seiner Kette genügend Spielraum zu geben. So erhalten sie eine erste winzige Chance in diesem Spiel, bevor ihre Gegner mitbekommen, wie schnell Amat ist.

Und die nutzen sie.

Frack brüllt sich die Seele aus dem Leib, während Amat darauf wartet, dass sich der Torwart bewegt, um dann den Puck von unten an die Oberkante des Netzes zu hämmern. Die Eltern stürmen von der Tribüne hinunter, als wollten sie über die Bande aufs Eis springen. Amat gleitet mit in die Luft gereckten Armen ums Tor herum, kommt jedoch nur ein paar Meter weit, bevor er unter Benji, Lyt und Filip begraben wird. Im nächsten Augenblick befindet sich die gesamte Mannschaft auf dem Eis, und alle liegen ineinander verknäult auf einem Haufen. Frack packt wahllos eine der Mütter am Arm und brüllt: »WOHER KOMMEN WIR?«

Bis vor einer Sekunde waren alle noch Atheisten, doch jetzt ist es keiner mehr.

Nach dem ersten Drittel führen sie mit 1:0. David instruiert seine Spieler nicht und kommt auch nicht in die Kabine, sondern bleibt mit Bengt schweigend im Korridor stehen, von wo aus er hört, wie sie sich gegenseitig auf den Helm klopfen. Dann holen die Gegner zum 1:1 auf und schießen kurz darauf das 1:2, doch unmittelbar vor der Pause zwischen dem zweiten und dritten Drittel kommt Bobo unverhofft an der blauen Linie vor der Angriffszone in den Besitz des Pucks. Als er versucht, ihn am gegnerischen Spieler vorbeizuspielen, prallt der Puck an dessen Schlittschuh ab und hüpft zurück zu Bobo. Ein anderer würde nun darüber nachdenken, wie idiotisch der Pass war, doch niemand hat Bobo je nachgesagt, zu viel zu überlegen. Also schießt er einfach erneut. Der Torwart bewegt sich nicht einmal, und als das Netz hinter ihm zu schwingen beginnt, bleibt Bobo abrupt stehen und starrt wie gebannt darauf. Er sieht, wie die Lampe aufleuchtet und die

Ziffern auf der Anzeigetafel zum 2:2 umspringen, und er hört auch den Jubel der Björnstadt-Fraktion auf der Tribüne, doch sein Gehirn registriert den Verlauf der Ereignisse noch nicht. Der Erste, der auf dem Eis auf ihn zugelaufen kommt und ihm auf den Helm klopft, ist Filip.

»Siegen!«, ruft er.

»Für Kevin!«, grölt Bobo und rast auf die Plexiglasbande zu, gegen die er sich fallen lässt und dabei vor lauter Stolz seinen Schläger im Mittelkreis vergisst, als das Spiel weitergeht.

Filip liebt Eishockey ebenso sehr wie seine Mutter. Und die engagiert sich nicht etwa halbherzig wie andere Eltern, die kaum die Regeln kennen, sondern sie vergöttert diesen Sport regelrecht für all das, was er verkörpert: Er ist hart, ehrlich, konkret und wahrhaftig. Außerdem stellt er klare Fragen und gibt klare Antworten.

Maggan Lyt steht neben ihr. Sie und Filips Mutter kennen sich schon von Kindesbeinen an und wohnen nur drei Häuser voneinander entfernt. Sie sind zusammen Ski gelaufen, haben im selben Jahr geheiratet, bekamen ihre Söhne im Abstand von ein paar Monaten und stehen schon seit mehr als einem Jahrzehnt gemeinsam auf Tribünen wie dieser, wo sie sich angesichts der Kälte das taube Gefühl aus den Zehen stampfen. Kann man ihnen vorwerfen, dass Eishockeyeltern fanatisch sind? Wenn man es tut, werden sie einem raten, einmal ein Junioren-Skilanglaufrennen zu besuchen und sich das Publikum dort anzuhören oder sich auf eine Diskussion mit dem Vater einer Slalomskifahrerin einzulassen, der auf die Piste stürmt und das gesamte Rennen sabotiert, weil er der Meinung ist, dass der Kurs für seine Tochter falsch gesteckt ist. Oder sich mit der Mutter einer Eiskunstläuferin darüber zu unterhalten, welche Trainingsumfänge man einer Neunjährigen eigentlich zumuten darf. Es gibt immer jemanden, der noch fanatischer ist,

und wenn man nur genügend Vergleiche heranzieht, kann man fast alles so hinbiegen, dass es normal erscheint.

Filips Mutter schreit nie und schimpft auch nie. Sie kritisiert nie den Trainer und betritt auch nie die Kabine. Und dennoch würde sie Maggan bis aufs Messer verteidigen, wenn jemand ihre Freundin für ihr Verhalten kritisierte. Denn die beiden bilden ebenfalls eine Mannschaft. Filips Mutter hat gelernt, dass man von Eltern, die ihr ganzes Leben nach dem Sport der eigenen Kinder ausrichten und damit die Familienfinanzen aufs Spiel setzen, nichts anderes erwarten kann, als dass die Leidenschaft manchmal mit ihnen durchgeht.

Als Maggan den Schiedsrichter also anschreit und ruft: »Bist du blind, oder was!?«, schweigt Filips Mutter. Auch als eine andere Mutter ruft: »Verdammt nochmal, bist du als Kind auf den Kopf gefallen, oder was? Hast du etwa zu Hause nichts zu melden?«, muckt sie nicht auf. Dann brüllt jemand: »Was ist denn das für ’n Luschenpass?«, und ein Mann auf den Rängen weiter oben hebt die Arme und ruft: »Spielen wir hier etwa Basketball, oder was?« Und nachdem ein gegnerischer Spieler einen der Björnstädter vor der Bande etwas zu lange festgehalten hat, ohne dafür eine Strafe zu kassieren, ruft eine Mutter »Bist du schwul, oder was?«, als der Junge zurück zu seiner Box fährt.

Daraufhin dreht sich eine andere Mutter mit zwei kleinen Kindern weiter unten auf der Tribüne um und bittet: »Könnt ihr nicht ein wenig auf eure Wortwahl achten? Hier sind schließlich auch Kinder anwesend!«

Maggan antwortet ihr mit Worten, die vor Verachtung nur so triefen: »Ach, du Ärmste. Wenn du Angst davor hast, dass deine lieben Kleinen außerhalb ihres warmen Nests so grausame Sachen zu hören kriegen, solltest du sie vielleicht nicht zum Eishockey mitnehmen!«

Wenn man Filips Mutter in diesem Augenblick fragen würde, warum sie nicht dagegen protestiert, würde sie antworten, dass man sehr wohl etwas lieben kann, ohne gleich alles daran lieben zu müssen. Man kann seinen Stolz zurückhalten, ohne sich dafür schämen zu müssen. Das gilt fürs Eishockey genauso wie für Freunde.

Die Mutter nimmt demonstrativ ihre beiden Kinder an die Hand, steuert auf die Treppe zu und sucht sich ein Stück weiter entfernt einen anderen Platz. Hinter ihrem Rücken jagt Filip unten auf dem Eis einem Gegner übers gesamte Spielfeld hinterher, bis er sich schließlich vorstürzt, seinen Pass abfängt und ihn damit aus dem Gleichgewicht bringt. Benji nimmt Fahrt auf und stürmt auf die beiden zu.

Gleichzeitig wendet sich einer der Sponsoren oben auf der Tribüne an Frack, deutet mit dem Kinn auf die Mutter der Kleinkinder und schnaubt: »Was ist das denn für ’ne Moralpolitesse? Was hat die überhaupt hier zu suchen?«

Gerade hat das dritte Drittel angefangen, und die Diskussion wird vom Jubel des Publikums erstickt, als die Nummer sechzehn dem Gegner in der neutralen Zone den Puck abjagt, zwei weitere Gegner mit bis dahin ungeahnter Technik überlistet und mitten im Laufen einen Schuss aufs Tor abfeuert, in dessen Nähe sich der Torwart nicht einmal befindet.

Benji wimmelt seine Mitspieler ab, die versuchen, ihn zu umarmen, schnappt sich den Puck aus dem Netz und fährt damit geradewegs in Richtung der Ränge, auf denen die Eltern aus Björnstadt sitzen. Kurz vor der Bande bleibt er stehen, winkt zwei überglücklichen kleinen Kindern zu und wirft ihrer Mutter den Puck zu.

Der Sponsor wendet sich an Frack und fragt: »Wer … war das noch mal, sagtest du?«

»Das ist Benjis Schwester Gaby. Und der Onkel der beiden Kinder hat gerade das 3:2 für uns geschossen«, antwortet Frack.

33

Als Maya noch klein war, hat sie sich immer schlafen gelegt, wenn sie traurig war, und alles Unangenehme einfach ausgeblendet. Als sie anderthalb Jahre alt war, fuhr ihre Mutter einmal mit ihr auf dem Rücksitz durch die Innenstadt von Toronto, wo sie auf einer der befahrensten Kreuzungen der Stadt einen Motorschaden hatte. Die Busse hupten wie verrückt, Taxifahrer brüllten sie an, und Mira beschimpfte den armen Mitarbeiter der Mietwagenfirma lauthals am Handy. Die Anderthalbjährige schaute sich unterdessen entspannt um, gähnte ausgiebig und schlief dann auf der Stelle ein. Sie schlummerte tief und fest, bis sie sechs Stunden später endlich wieder zurück im Hotel waren.

Mira steht im Flur ihres Hauses und wirft durch den Türrahmen von Mayas Zimmer einen Blick auf ihre Tochter, die im Bett liegt. Jetzt mit fünfzehn schläft sie noch immer, wenn sie irgendetwas bedrückt. Ana liegt neben ihr unter der Bettdecke. Mag sein, dass es etwas anderes ist, wenn man sein eigenes Kind beerdigen musste, oder vielleicht empfinden es auch andere Eltern so, aber das Einzige, was sich Mira für ihre Kinder wünschte, war Gesundheit, Sicherheit und einen besten Freund.

Damit überlebt man alles. Fast alles.

David wird sich immer an dieses Spiel zurückerinnern. Er wird seiner Freundin nächtelang die Schlussminuten schildern, ihr dabei behutsam auf den Babybauch klopfen und flüstern: »Nicht einschlafen! Das Beste kommt erst noch!« Wieder und wieder wird er davon anfangen, wie sehr Amat

gefightet hat, um so viele Schüsse wie möglich mit seinem Helm abzufangen, bis der Schiedsrichter ihn schließlich gezwungen hat, das Eis zu verlassen, um diesen auf Risse untersuchen zu lassen. Oder dass Lyt von allen Spielern die meisten Minuten auf dem Eis verbracht hat und in den wenigen, in denen er nicht spielte, ein Gigant in der Box war. Keiner hat den Spielern so anerkennend auf den Rücken geklopft wie er, keiner hat seine völlig erschöpften Mannschaftskameraden stärker motiviert und von der Spielerbank wieder hochgezogen. Als Bobo völlig ausgepowert vom Spielfeld kommend über die Schwelle an der Bande stolperte und der Länge nach auf den Boden zu stürzen drohte, war es Lyt, der ihn auffing und ihm seine Wasserflasche holte. Währenddessen spielte Filip da draußen wie ein erfahrener Senior, ohne sich auch nur einen einzigen Fehler zu leisten. Und Benji? Benji war überall. David hat mitbekommen, wie ihn irgendwann ein Schuss dermaßen hart an der Seite des Schlittschuhs traf, dass sich selbst sein Co-Trainer Bengt an den eigenen Fuß fasste und jaulte: »Puh, das hat ja sogar MIR weh getan!«

Benji hat trotz Schmerzen weitergespielt, die ganze Mannschaft hat buchstäblich die Mauer der Gegner zum Einstürzen gebracht und weitergekämpft. Jeder einzelne Spieler ist über sich hinausgewachsen. Alle haben das Beste aus sich rausgeholt. Sie haben alles gegeben, und kein Trainer hätte je mehr von ihnen fordern können. Sie haben wirklich ihr Allerbestes gegeben.

Doch es hat nicht gereicht.

Als die gegnerische Mannschaft weniger als eine Minute vor dem Abpfiff das 3:3 schießt, lässt sich eine Mannschaft aufs Eis fallen, und zwei Dutzend Eltern auf der Tribüne verlieren ebenso den Boden unter den

Füßen wie auch eine ganze Stadt im Wald wie ein Kartenhaus in sich zusammenfällt. In der Pause vor der Nachspielzeit müssen sich drei Spieler übergeben. Zwei weitere schaffen es kaum wieder zurück aufs Eis, weil sie vor Krämpfen in den Beinen kaum laufen können. Ihre Trikots sind klatschnass vom Schweiß, und alle Zellen ihres Körpers jeglicher Kraftreserven beraubt. Dennoch brauchen die Gegner mehr als fünfzehn Minuten, um sie endgültig zu besiegen. Sie umlaufen einen Spieler nach dem anderen, bis Benji schließlich nicht mehr rechtzeitig zur Stelle ist, Filip zum ersten Mal den Fokus verliert, Lyts Schläger etwas zu kurz und Amat einen Hauch zu langsam ist, um den Schuss abzuwehren.

Die gesamte Mannschaft von Björnstadt Eishockey liegt noch immer auf dem Eis, als die Gegner schon um sie herumtanzen und deren Eltern und Freunde das Spielfeld stürmen, um sie zu feiern. Erst als sich der Jubel über Gold und die Fangesänge in die Kabine der anderen Mannschaft verlagern, schleppen sich Filip, Bobo, Lyt und Amat untröstlich in ihre eigene. Auf der Tribüne sitzen noch immer erwachsene Männer und Frauen, mit dem Gesicht in den Händen vergraben. Zwei kleine Kinder weinen untröstlich in den Armen ihrer Mutter.

Dieser Planet kennt keine größere Stille als die von zwei Dutzend gebrochenen Herzen nach einer Niederlage. Als David die Kabine betritt, erblickt er seine Spieler, die mit blauen Flecken übersät und völlig erschöpft am Boden und auf den Bänken liegen. Die meisten von ihnen sind so fertig, dass sie es nicht einmal mehr schaffen, sich ihrer Schutzausrüstung zu entledigen. Bengt steht daneben und wartet darauf, dass der Trainer etwas sagt, doch David macht auf der Stelle kehrt und verlässt den Raum.

»Wo will er denn hin?«, fragt eine Mutter.

»Wir sind schlechte Verlierer. Gute Verlierer sind Spieler, die oft verlieren«, murmelt Bengt.

Schließlich streckt der Kapitän der siegreichen Mannschaft Benji seine Hand entgegen. Er ist bereits frisch geduscht und umgezogen, und auf seinem Pulli zeichnen sich Champagnerflecken ab. Die Nummer sechzehn aus Björnstadt liegt noch immer mit den Schlittschuhen an den Füßen rücklings auf dem Eis. Die Tribüne ist jetzt fast leer.

»Super Spiel, Mann. Wenn du irgendwann mal den Klub wechseln willst, kannst du gern bei uns anfangen«, sagt der Mannschaftskapitän.

»Und wenn du den Klub wechseln willst, kannst du gern kommen und mit MIR spielen«, entgegnet Benji.

Der Mannschaftskapitän hilft ihm lachend auf die Beine und sieht, wie Benji das Gesicht verzieht.

»Bist du okay?«

Benji nickt beschwichtigend, lässt sich jedoch den ganzen Weg bis in den Korridor vom Gegner stützen.

»Sorry, dass ich vorhin … na, du weißt schon …«, sagt Benji mit einer flüchtigen Geste in Richtung der kaputten Deckenlampen.

Der Mannschaftskapitän lacht laut auf.

»Meinst du das ernst, Mann? Ich wünschte, wir wären drauf gekommen, euch so in Empfang zu nehmen. Du bist verdammt tough. Du brauchst ’n Sani, Mann, aber du bist echt tough.«

Sie trennen sich mit einem festen Handschlag. Benji kriecht in die Kabine, wo er sich auf den Fußboden legt, ohne auch nur einen Versuch zu unternehmen, seine Schlittschuhe auszuziehen.

Gaby geht mit ihren beiden Kindern den Korridor entlang, wo sie an all den anderen Erwachsenen mit grünen Fanschals und Bärentrikots vorbeikommt. Manchen von ihnen nickt sie zu, andere wiederum ignoriert sie. Als sie hört, wie ein Vater den Schiedsrichter als »geistig zurückgeblieben« bezeichnet, während ein anderer brummt: »Dieser Idiot sollte besser mal sein Handtäschchen ablegen«, schleust sie ihre Kinder ohne Umschweife hinaus zum Auto, anstatt auf Benji zu warten, da sie nicht will, dass sich die Kleinen all die dummen Sprüche anhören müssen. Denn sie weiß genau, wie man sie beschimpfen würde, wenn sie dagegen protestierte. Als sie gerade durch die Tür nach draußen gehen, fragt ihre Tochter, die den Buchstaben »R« noch nicht richtig aussprechen kann:

»Mama, was bedeutet Hu’e?«

Gaby versucht ihre Frage mit einem Lachen abzutun, doch das Kind zeigt beharrlich in Richtung Korridor und meint: »Ein Mann hat es gesagt. »De Schi’i is ’ne kleine Hu’e!««

Eine weitere Viertelstunde vergeht, bis David mit einer Plastiktüte voller Pucks zurückkommt. Er geht durch die Kabine und reicht jedem seiner Spieler einen. Einer nach dem anderen liest die fünf Buchstaben, die darauf geschrieben stehen. Einige von ihnen lächeln, andere fangen an zu weinen. Doch dann räuspert sich Bobo und steht auf, schaut seinen Trainer an und sagt: »Sorry, Coach … ich wollte nur fragen …«

David zieht die Augenbrauen hoch, und Bobo deutet mit einem Nicken auf seinen Puck.

»Du bist aber nicht zufällig … na, du weißt schon … zu ’ner Schwuchtel geworden?«

Lachen kann befreiend wirken und eine Gruppe einen, Wunden heilen und die Stille vertreiben. In der Kabine hallt lautes Gekicher wider, bis

David mit einem breiten Lächeln nickt und antwortet: »Für morgen ist ein zusätzliches Lauftraining im Wald angesetzt, sobald ihr heimkommt. Bobos Verdienst.«

Bobo duckt sich bereits vor einem herannahenden Hagelsturm zusammengerollter Tapereste aus den Fäusten der anderen.

Der Vorletzte, dem David einen Puck in die Hand drückt, ist Benji. Der Letzte ist Bengt. David klopft seinem Co-Trainer auf die Schulter und sagt: »Ich fahr mit dem Nachtzug zurück, Bengt. Das Hotel ist für euch gebucht, und ich verlass mich drauf, dass du ein Auge auf die Jungs hast.«

Bengt nickt und betrachtet seinen Puck. Als er das Wort darauf liest, kullern dicke Tränen hinunter auf seine Trainingsjacke: »Danke.«

Gaby zuckt zusammen, als Bobo von außen gegen die Seitenscheibe ihres Autos klopft. Sie ist kurz davor einzudösen wie ihre Kinder auf dem Rücksitz.

»Sorry … du bist doch Benjis Schwester, oder?«, fragt Bobo.

»Ja? Wir warten auf ihn. Er hat gesagt, dass er mit uns zurückfahren will, anstatt hier im Hotel zu übernachten. Hat er es sich anders überlegt?«, fragt Gaby.

Bobo schüttelt den Kopf.

»Er ist noch in der Kabine. Wir schaffen es nicht, ihm die Schlittschuhe auszuziehen. Und er hat uns gebeten, dich zu holen.«

Als Gaby Benji erblickt, versichert sie ihm zuerst, dass sie ihn liebhat. Doch unmittelbar danach meint sie, er hätte verdammt viel Glück, dass seine Mutter heute arbeiten musste und nicht zum Spiel mitkommen konnte, denn wenn sie mitgekriegt hätte, dass ihr Sohn fast das gesamte letzte Drittel plus eine Viertelstunde Nachspielzeit mit einem gebrochenen Fuß

gespielt hat und dabei auch noch am meisten von allen gelaufen ist, hätte sie ihn erschlagen.

Filip steht lange schweigend neben seiner Mutter auf dem Parkplatz vor dem Bus. Sie trocknet ihm die Tränen. Dann flüstert er: »Tut mir leid. Es war mein Fehler. Das letzte Tor. Eigentlich wäre es mein Schlag gewesen. Tut mir leid.«

Seine Mutter umarmt ihn wie damals, als er noch klein war, auch wenn er jetzt so groß und stark ist, dass er sie mit nur einer Hand hochheben könnte.

»Mein Herz, wofür in aller Welt willst du dich denn entschuldigen? Wofür hast du dich je entschuldigen müssen?«

Sie tätschelt ihm die Wange, weil sie weiß, wie es sich anfühlt. Denn sie hat selbst schon nach diversen Langlaufrennen völlig verzweifelt in der Loipe gestanden und genau dasselbe empfunden, während ihre Schweißperlen zu Eiskristallen gefroren. Sie weiß, was einem der Sport gibt, und auch, was er einem im Gegenzug nimmt. In diesem Moment stehen beiden all die Rückschläge, die ihr Sohn schon hat einstecken müssen, vor Augen: Alle Trainingslager für die Auswahl, für die er nicht nominiert wurde, alle Turniere, die er sich von der Tribüne aus ansehen musste. Seine Mutter hält einen Sechzehnjährigen in den Armen, der jeden Tag seines bisherigen Lebens auf genau dieses Spiel hin trainiert hat. Morgen früh wird er in seinem Bett aufwachen, aufstehen und von neuem beginnen.

Auf dem Fußboden im Zimmer eines Hauses sitzt Ana zusammengekauert mit einem Laptop auf dem Schoß. Hin und wieder wirft sie einen beunruhigten Blick über die Bettkante, um sicherzugehen, dass Maya noch

nicht aufgewacht ist. Dann loggt sie sich von neuem in all die Foren im Internet ein, von denen sie weiß, dass dort alle Leute reinschauen werden, wenn sie erfahren, was passiert ist. Sie klickt sich durch eine Fährte von noch nicht aktualisierten Statusmeldungen, vereinzelten Fotos von Katzen und Smoothies und dem einen oder anderen enttäuschten Kommentar zur Finalniederlage der Juniorenmannschaft. Ansonsten fällt ihr nichts weiter auf. Noch nicht. Ana lädt alle Seiten neu. Sie wohnt schon ihr ganzes Leben lang in Björnstadt und weiß, wie rasch sich Informationen hier verbreiten; irgendwer kennt bestimmt irgendwen, der einen Bruder hat, der Polizist ist, oder einen Freund, der bei der Lokalzeitung arbeitet, oder auch eine Mutter, die als Krankenschwester im Krankenhaus arbeitet. Irgendeiner wird es weitersagen. Und dann wird die Hölle losbrechen. Sie aktualisiert ein ums andere Mal alle Seiten und hämmert dabei immer fester auf die Tastatur ein.

Klack. Klack. Klack. Klack. Klack.

Bengt informiert die Mannschaft darüber, dass das Hotel gebucht und von den Sponsoren bezahlt wurde und die Jungs beim Zimmerservice so viel bestellen dürfen, wie sie wollen. Und dass sie ausschlafen können, bevor sie am nächsten Tag wieder heimfahren. Die Spieler fragen nach David, und Bengt antwortet, dass der Trainer schon nach Hause gefahren ist, um vor Ort zu sein, wenn die Polizei Kevin wieder auf freien Fuß setzt.

»Und wenn jemand von uns nach Hause will?«, fragt Lyt.

»Dann machen wir es möglich. Ganz wie ihr wollt«, antwortet Bengt.

Kein einziger Spieler will noch bleiben. Sie sind eine Mannschaft und fahren zurück zu ihrem Mannschaftskapitän. Als sie irgendwann in der Nacht die halbe Strecke zurückgelegt haben, platzt schließlich die Bombe auf ihren Handys. Sie erfahren, warum Kevin auf der Polizeiwache ist,

weswegen er festgenommen wurde und wer ihn angezeigt hat. Zuerst fragt einer der Spieler: »Was sagen die da? Ich hab sie doch auf der Party zusammen gesehen! SIE war doch scharf auf IHN!« Dann sagt ein anderer: »Was ’n Schwachsinn! Ich hab gesehen, wie sie nach oben in sein Zimmer sind, und sie ist als ERSTE rauf!« Ein Dritter stellt fest: »Als hätte sie es nicht gewollt! Habt ihr gesehen, wie die sich aufgestylt hatte!?«

Alle jungen Männer können den Buchstaben »R« einwandfrei aussprechen. Als der Erste von ihnen »die kleine Hure« sagt, wird er nicht der Letzte sein.

In seinem Zimmer, umgeben von Eishockeyschlägern, Pucks und Spielertrikots, erwacht ein kleiner Bruder in seinem Bett davon, dass die beste Freundin seiner Schwester im Nebenzimmer mit voller Wucht einen Laptop gegen die Wand schleudert. Als hoffe sie darauf, dass die Leute, die etwas darin verbreitet haben, ebenfalls in tausend Stücke zersplittern.

34

Mira und Peter sitzen auf der niedrigen Vortreppe ihres Hauses. Sie berühren sich nicht. Peter kann sich an diesen Abstand von früher her noch gut erinnern. Es gab Tage, an denen er glaubte, dass die Trauer sie zusammenhielt, dass Mira bei ihm blieb, obwohl er es eigentlich nicht verdiente, weil sie niemand anderen hatte, mit dem sie ihre Gedanken an Isak teilen konnte. Doch direkt nach dem Tod des Jungen war es anders. Damals trieb die Trauer sie auseinander und wurde zu einem unsichtbaren Magnetfeld zwischen ihren Fingerspitzen. Jetzt empfindet er es wieder so.

»Es ist … meine Schuld«, flüstert Peter.

Mira schüttelt heftig den Kopf.

»Sag so was nicht. Es ist nicht deine Schuld und auch nicht die des Eishockeys. Gib diesem verfluch– … gib ihm … finde doch nicht auch noch Entschuldigungen für ihn!«

»Der Klub hat ihn schließlich großgezogen, Mira. Mein Klub.«

Mira entgegnet nichts. Sie ballt schon so lange ihre Fäuste so fest, dass die Abdrücke von ihren Fingernägeln noch mehrere Tage lang zu sehen sein werden, wenn sie sie wieder öffnet. Ihr ganzes Berufsleben hat sie Recht und Gesetz gewidmet; sie hat an Gerechtigkeit und Humanismus geglaubt und sich gegen Gewalt und Blutrache starkgemacht. Im Augenblick versucht sie mit letzter Kraft das Gefühl zu unterdrücken, das sie zu überwältigen droht, doch es gelingt ihr nicht. Stattdessen erfasst es sie mit voller Wucht und macht alles zunichte, woran sie geglaubt hat.

Am liebsten würde sie Kevin umbringen. Ja, sie will ihn töten.

Ann-Katrin und Galten stehen auf dem Parkplatz und warten auf den aus Stockholm kommenden Mannschaftsbus, der jeden Moment eintreffen müsste. Ann-Katrin wird immer an die Stille im Ort in dieser Nacht zurückdenken müssen – eine Stille, die dennoch ein kompaktes Stimmengewirr ist aus den umstehenden Häusern, in denen die Lichter zwar bereits erloschen sind, von deren Bewohnern sie aber genau weiß, dass sie noch wach sind und miteinander telefonieren oder einander Mails schicken, deren Inhalte immer aufgebrachter und abscheulicher werden. In Björnstadt reden die Leute nicht viel, und dennoch kommt es ihr manchmal so vor, als täten sie nichts anderes.

Galten nimmt sie behutsam in den Arm.

»Wir müssen warten, Ann-Katrin. Wir dürfen uns nicht einmischen, bevor … wir es wirklich wissen.«

»Aber Peter ist einer deiner besten Freunde.«

»Wir wissen doch gar nicht, was wirklich passiert ist, Liebling. Niemand weiß es. Wir dürfen uns nicht einmischen.«

Ann-Katrin nickt. Selbstverständlich dürfen sie sich nicht einmischen. Jede Geschichte hat zwei Seiten. Und man muss sich zuerst Kevins Version anhören. Das versucht sie sich einzureden. Und sie versucht es weiß Gott mit all ihrer Kraft.

Ana steht beschämt mit beiden Händen vorm Gesicht mitten im Zimmer, während sich Maya völlig geschockt in ihrem Bett aufsetzt und die Splitter des Laptops erblickt, die im ganzen Zimmer verteilt sind. Mira kommt herein und reicht beiden die Hand.

»Ana, du weißt, dass ich dich liebhabe, als wärst du mein eigenes Kind.« Ana wischt sich die Tränen ab, die in dicken Tropfen von ihrer Nase

herunterkullern. Mira küsst sie aufs Haar. »Aber du musst jetzt erst mal für eine Weile wieder nach Hause gehen. Wir müssen … mit der Familie allein sein.«

Maya will Ana zuliebe protestieren, ist jedoch zu erschöpft dafür. Als die Haustür hinter ihr ins Schloss fällt, legt Maya sich wieder hin und schläft erneut ein. Sie schläft unendlich lange.

Peter fährt die beste Freundin seiner Tochter nach Hause. Obwohl die Lichter in den Häusern bereits erloschen sind, spürt er dennoch die Blicke aus allen Fenstern auf sich ruhen. Als Ana aussteigt, würde er ihr gern den guten Rat eines Vaters mit auf den Weg geben oder sie trösten und aufmuntern. Aber ihm fehlen die Worte, so dass er nur hervorbringt: »Alles wird gut werden, Ana.«

Ana schließt ihre Jacke fester um den Oberkörper, zieht sich ihre Mütze tief in die Stirn und versucht ihm zuliebe den Eindruck zu erwecken, als glaube sie ihm. Doch es gelingt ihr nicht. Peter sieht, wie das Mädchen vor unterdrückter Wut zittert, und muss an den Tag zurückdenken, an dem sich Mira und Maya vor ein paar Jahren einmal gestritten haben. Seine Tochter hatte einen ihrer ersten Wutanfälle im Teenageralter, und Mira saß danach völlig verzweifelt und schluchzend in der Küche und sagte: »Sie hasst mich. Meine eigene Tochter hasst mich.« Damals hielt Peter seine Frau fest umarmt und flüsterte: »Deine Tochter bewundert dich, und sie braucht dich. Und wenn du je daran zweifeln solltest, brauchst du dir nur Ana anzusehen. Von allen Mädchen, die sich deine Tochter als beste Freundin hätte aussuchen können, hat sie die genommen, die genauso ist wie du und die genau wie du ihr Herz auf der Hand trägt.« Peter würde am liebsten aus dem Auto steigen, Ana umarmen und ihr versichern, dass sie keine Angst

zu haben braucht, doch das entspricht nicht seiner Art. Außerdem hat er selbst zu große Angst, um sie anlügen zu können.

Als Peters Auto verschwunden ist, schleicht Ana auf leisen Sohlen ins Haus, weckt die Hunde und läuft mit ihnen so tief in den Wald hinein, wie sie kann. Dort hockt sie sich mit dem Gesicht in ihrem Fell vergraben auf den Boden und beginnt laut und verzweifelt zu weinen.

Die Hunde hecheln an ihrem Nacken, lecken ihr das Ohr und stupsen ihr mit ihren Nasen ins Gesicht. Sie wird nie begreifen, dass es Leute gibt, die statt Tieren Menschen vorziehen.

In dieser Nacht bleibt im Haus der Familie Ovich kein Bett leer. Beide Kinder von Gaby schlafen im Bett ihres Onkels, Adri und Katia im Bett ihrer Mutter und die Mutter auf dem Sofa. Die beiden Töchter bestehen zwar darauf, statt ihrer im Wohnzimmer zu übernachten, doch ihre Mutter schimpft so lange, bis sie endlich klein beigeben. Als Gaby am frühen Morgen gemeinsam mit Benji aus dem Krankenhaus zurückkommt, werfen beide Schwestern und seine Mutter zuerst einen Blick auf seine Krücken und danach auf den eingegipsten Fuß. Dann schlagen sie ihn in den Nacken und schimpfen, dass er ihnen irgendwann noch den Tod bringen wird und dass er ihr ganzer Stolz ist, dass sie ihn lieben und er ein Esel ist. Er schläft auf dem Fußboden neben seinem Bett, in dem seine Nichte und sein Neffe liegen. Als er aufwacht, sind beide mitsamt ihren Bettdecken zu ihm hinuntergekrochen und haben sich an ihn gekuschelt. Beide schlafen in ihren Eishockeytrikots mit der Nummer sechzehn auf dem Rücken.

Mira sitzt auf der Bettkante ihrer Tochter. Als Maya und Ana klein waren, betonte Peter immer scherzhaft, wie unterschiedlich sich die beiden

insbesondere im Schlaf verhielten. »Wenn Maya in einem Bett geschlafen hat, muss man die Bettwäsche hinterher nicht mal glätten. Bei Ana hingegen muss man erst mal das ganze Bett wieder auf die richtige Seite des Zimmers zurückschieben.« Maya wachte mit der Körpersprache eines verschlafenen Kälbchens auf, während Ana eher an einen aufgebrachten betrunkenen Kerl erinnerte, der gerade seine Pistole zücken wollte. Das Einzige, was die beiden kleinen Mädchen gemeinsam hatten, hing mit ihren Namen zusammen: Sie hassten Leute, die sie »Maja« und »Anna« nannten, denn die Welt war voll von Majas und Annas. Maya war noch nie wütender als in dem Moment, in dem sie feststellte, dass es noch andere Kinder mit ihrem Namen gab. Im Hinblick darauf, dass sie damals in einem Alter war, in dem es ihr völlig normal vorkam zu verlangen, dass die Griffe am Besteck immer mit der Farbe des Essens harmonierten, sagt dies schon eine ganze Menge über sie aus. In dieser Zeit bekam sie auch abends vor dem Schlafengehen mitunter einen Wutanfall, und zwar aus so belanglosen Gründen wie »Papa, meine Füße sind gleichlang, und DAS WILL ICH NICHT!!!«. Nichts machte sie wütender als die Tatsache, dass andere Mädchen so hießen wie sie, denn für sie und Ana war ein Name ein persönliches Attribut, ein physisches Eigentum so wie ihre Lunge und ihre Pupillen auch. In ihrer Vorstellungswelt waren alle Majas und Annas Diebe. Manchmal vermutet Mira, dass beide nur deswegen schon mit fünf Lesen gelernt haben, weil sie dann endlich sehen konnten, dass ihre Namen anders geschrieben wurden. Denn beide wollten alles andere als gewöhnlich sein. Mira kommt es vor, als wäre es schon eine halbe Ewigkeit her, und zugleich erscheint es ihr so präsent wie gestern.

Die eigenen Kinder werden so unglaublich schnell groß.

Peter schließt lautlos die Haustür hinter sich und hängt die Volvo-Schlüssel an den Haken im Flur. Danach sitzen Mira und er stundenlang schweigend in der Küche.

Schließlich flüstert Mira: »Ab jetzt geht es nicht mehr um uns. Alles dreht sich einzig und allein darum, dass Maya das hier durchsteht.«

Peter heftet seinen Blick auf die Tischplatte.

»Sie ist seelisch so … stark. Ich weiß gar nicht, was ich ihr raten soll. Sie ist schon … so viel stärker als ich.«

Miras Fingernägel bohren erneut tiefe Furchen in ihre Haut.

»Ich würde ihn am liebsten umbringen, Peter. Ich will … ich will sehen, wie er stirbt.«

»Ich weiß.«

Mira zittert, als er das Magnetfeld durchbricht und sie in seine Arme schließt. Dann brechen beide in Tränen aus und schluchzen, allerdings verhalten, um ihre Kinder nicht zu wecken. Die Rechtsanwältin und der Sportdirektor werden nie aufhören, sich selbst die Schuld daran zu geben.

»Du darfst es dir nicht so zu Herzen nehmen, Peter. Es war nicht die Schuld des Eishockeys. Wie sagt man noch gleich … ›Es braucht eine ganze Stadt, um ein Kind großzuziehen‹, oder?«, flüstert sie.

»Da liegt vielleicht gerade das Problem. Es war womöglich die falsche«, entgegnet er.

Die Junioren werden von ihren Eltern an der Eishalle abgeholt und dann schweigend nach Hause gebracht, wo als einzige Lichtquellen die Bildschirme der Computer leuchten. Noch vor der Morgendämmerung trifft Lyt bei Bobo ein. Sie reden nicht viel, sondern teilen nur das Bedürfnis, etwas zu tun. Aktiv zu werden. Die beiden ziehen durch den Ort und holen unterwegs noch weitere Junioren vor ihren Häusern ab. Sie bewegen sich

wie ein dichter schwarzer Bienenschwarm durch die dunklen Gärten, wobei sie mit geballten Fäusten ihre wilden Blicke über die menschenleeren Straßen schweifen lassen. Stundenlang, bis die Sonne aufgeht. Sie fühlen sich angegriffen und kommen sich vor wie im Krieg. Am liebsten würden sie einander zurufen, was ihnen ihre Mannschaft, die Loyalität und die Liebe zueinander bedeuten und wie sehr sie ihren Mannschaftskapitän verehren. Doch dafür fehlen ihnen die Worte, und deshalb versuchen sie andere Wege zu finden, um es zum Ausdruck zu bringen. Seite an Seite marschieren sie voran wie eine unheilvolle Armee. Wie gern würden sie etwas verteidigen. Jemandem Schaden zufügen. Jemanden töten. Sie sind auf der Jagd nach einem Feind, wer auch immer es sein mag.

Als Amat nach Hause kommt, geht er schnurstracks zu Bett. Fatima bleibt schweigend im Nebenzimmer sitzen. Am nächsten Morgen nehmen beide den Bus zur Eishalle. Ebenfalls schweigend. Amat schnürt seine Schlittschuhe, nimmt seinen Schläger in die Hand und rast wie ein Wahnsinniger übers Eis, so dass er sich an der hinteren Bande selbst verletzt. Er gesteht sich nicht zu, seinen Tränen freien Lauf zu lassen, bis er so durchgeschwitzt ist, dass sie niemand sehen kann.

In einer Villa sitzen eine Mutter und ein Vater am Küchentisch.

»Ich sag ja nur, dass … man sollte noch mal drüber nachdenken …«, meint die Mutter.

»Traust du das UNSEREM Sohn etwa zu!? Was für eine Mutter bist du eigentlich, wenn du das von unserem EIGENEN Kind denkst!!!???«, brüllt der Vater.

Sie schüttelt niedergeschlagen den Kopf und senkt den Blick. Ihr Mann hat natürlich recht. Was für eine Mutter ist sie eigentlich? Sie flüstert, dass

sie es selbstverständlich nicht von ihrem Sohn denkt, und versucht ihrem Mann zu erklären, dass im Moment alles nur ziemlich chaotisch ist, keiner von ihnen rational denken kann und sie vielleicht lieber versuchen sollten, etwas Schlaf zu bekommen.

»Ich werde nicht schlafen, solange Kevin noch bei der Polizei sitzt. Das ist doch wohl klar!«, erklärt der Vater.

Sie nickt. Sie weiß auch nicht, ob sie je wieder ein Auge zumachen wird. »Ich weiß, Liebling, ich weiß.«

In einem anderen Haus sitzen eine andere Mutter und ein anderer Vater an einem anderen Küchentisch. Vor zehn Jahren haben sie Kanada verlassen und sind nach Björnstadt zurückgekehrt, weil es das behütetste und sicherste Städtchen war, das sie sich nur vorstellen konnten, und sie dringend darauf angewiesen waren, irgendwo auf der Welt einen Ort zu finden, an dem sie das Gefühl hatten, dass ihnen nichts Schlimmes passieren könnte.

Sie sitzen schweigend da und sagen während der ganzen Nacht kein Wort, denn beide wissen sowieso, was der andere denkt. »Wir können unsere Kinder nicht schützen.«

Wir können unsere Kinder nicht schützen, wir können unsere Kinder nicht schützen, wir können unsere Kinder nicht schützen.

35

Hass kann manchmal extrem stimulierend wirken. Wenn man die Welt in Freunde und Feinde aufteilt, ist sie leichter zu verstehen und weniger angsteinflößend. Wir und die anderen, die Guten und die Bösen. Die einfachste Art, eine Gruppe zu einen, geschieht nicht aus Liebe, denn Liebe ist kompliziert und stellt Ansprüche. Mit Hass ist es einfacher.

Also entscheidet man sich in einem Konflikt immer zuerst für eine Seite, was leichter ist, als zwei Gedanken gleichzeitig im Kopf zu behalten. Danach sucht man nach Fakten, die bestätigen, was man glauben will, weil es am unkompliziertesten ist und das Leben normal weiterlaufen lässt. Als Drittes entmenschlicht man seinen Feind. Es gibt viele Möglichkeiten, das zu tun, doch nichts ist leichter, als ihn seines Namens zu berauben.

Als die Nacht hereinbricht und sich die Nachrichten verbreiten, tippt in Björnstadt niemand »Maya«, sondern nur »M« in sein Handy oder seinen Computer. Oder auch »die junge Frau«, oder »die Hure«. Niemand spricht von »der Vergewaltigung«, alle sprechen nur von »der Anklage«. Es fängt an mit »Es ist doch gar nicht so gewesen«, geht weiter mit »Und wenn, dann war es freiwillig« und schaukelt sich hoch zu »Und wenn es nicht freiwillig war, ist sie selbst schuld. Was hat sie denn geglaubt, würde passieren, wenn sie erst jede Menge Alkohol in sich reinkippt und dann mit ihm auf sein Zimmer geht?«. Es fängt damit an, dass sie »es selbst wollte« und endet damit, dass sie »es verdient hat«.

Es geht so schnell, einander davon zu überzeugen, einen Menschen nicht mehr als Menschen zu betrachten. Und wenn genügend Leute lange genug

schweigen, kann eine Handvoll Stimmen den Eindruck erwecken, dass alle schreien.

Maya tut alles, was man von ihr verlangt und worum sie gebeten wird. Sie beantwortet alle Fragen, die ihr die Polizei stellt, gibt alle nötigen Proben im Krankenhaus ab und nimmt die Fahrt mit dem Auto zu einer Psychologin in Kauf, deren Praxis mehrere Stunden entfernt liegt und die ein ums andere Mal von ihr verlangt, sich an das zu erinnern, was sie eigentlich lieber vergessen möchte. Die Psychologin zwingt Maya, all dem nachzuspüren, was sie lieber verdrängen will, zu weinen, wenn sie am liebsten laut schreien würde, und zu reden, wenn sie am liebsten sterben würde. Ana ruft bei Maya an, doch die hat ihr Handy ausgeschaltet, da es bereits voller anonymer Nachrichten ist. Die Leute haben sich so schnell für eine Seite entschieden, dass sie sich sogar SIM-Karten besorgt haben, um Maya anonym beschimpfen zu können.

Als Maya nach Hause kommt, gleitet ihre Jacke von ihren Schultern hinunter auf den Fußboden im Flur, als wäre sie geschrumpft. Sie sackt förmlich in sich zusammen, und es scheint so, als verließe ein lebenswichtiges Organ nach dem anderen ihren Körper. Die Lunge, die Nieren, die Leber und das Herz. Bis sie schließlich nur noch aus Gift besteht.

Leo sitzt gerade vor seinem Computer, als er sie durch die Tür kommen hört. Maya ist nicht mehr in seinem Zimmer gewesen, seit sie beide klein waren.

»Was machst du gerade?«, fragt sie kaum hörbar.

»Ein Spiel spielen«, antwortet Leo.

Er hat seinen Internetanschluss abgeschaltet und sein Handy ganz unten in seinen Rucksack gestopft. Seine große Schwester bleibt mit den Armen fest um ihren Oberkörper geschlungen ein paar Meter entfernt von ihm stehen und starrt auf die leeren Wände, an denen gestern noch Eishockeytrikots und Poster von berühmten Spielern hingen.

»Kann ich mitspielen?«, flüstert sie fragend.

Er holt einen Stuhl aus der Küche. Dann spielen sie schweigend die ganze Nacht lang.

Mira ist in die Kanzlei gefahren und bestreitet gemeinsam mit anderen Anwälten ein Meeting nach dem anderen. Sie führt Krieg. Peter ist unterdessen zu Hause und putzt. Jeden Quadratzentimeter. Er schrubbt die Arbeitsplatte so gründlich, bis ihm die Milchsäure in die Armmuskeln schießt, wäscht die Bettwäsche der gesamten Familie und alle Handtücher und spült jedes einzelne Glas von Hand.

Als sie Isak verloren, gab es Stunden, in denen sie sich einen Feind wünschten, einen Schuldigen, nur um jemanden bestrafen zu können. Man riet ihnen, sich an Gott zu wenden, doch als Eltern eines kürzlich verstorbenen Kindes fällt es einem nicht unbedingt leicht, in normalem Gesprächston mit Gott zu reden. Außerdem ist es schwer, an eine höhere Macht zu glauben, wenn man seine Fingerspitzen auf die Jahreszahlen des Grabsteins legt. Die Mathematik ist nicht schuld, denn eine Lebenszeit auszurechnen ist ganz einfach: Man nimmt die vierziffrige Zahl auf der rechten Seite des Steins und zieht die auf der linken Seite davon ab, dann multipliziert man das Ergebnis mit 365 und addiert für jedes Schaltjahr einen zusätzlichen Tag. Doch wie man es auch anstellt, das Ergebnis stimmt nicht. Man rechnet noch einmal nach und dann ein weiteres Mal, aber es

kommt einfach nicht hin. Was man auch hinzuaddiert, es reicht nicht. Es sind zu wenige Tage, um für ein ganzes Leben auszureichen.

Mira und Peter hassten es, wenn die Leute von »der Krankheit« sprachen, denn Krankheiten sind nicht greifbar. Sie hätten vielmehr ein Gesicht oder einen Täter gebraucht, den sie mit der Schwere ihrer Schuld hätten beladen und ertränken können, um nicht selbst in die Tiefe hinuntergezogen zu werden. Damals waren sie verdammt egoistisch, das wissen sie, doch als sich niemand fand, dem sie die Schuld in die Schuhe schieben konnten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Wut in den Himmel hinauszuschreien. Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits zu übermächtig, als dass ein Mensch sie hätte ertragen können.

Damals suchten sie händeringend nach einem Feind. Jetzt haben sie einen. Doch jetzt wissen sie nicht, ob sie neben ihrer Tochter sitzen und sie trösten oder denjenigen verfolgen sollen, der ihr das angetan hat. Ob sie *ihr* helfen sollen zu leben oder dafür sorgen, dass *er* stirbt. Wenn es nun nicht aufs Gleiche herauskommt. Hassen ist so viel einfacher als lieben.

Elternherzen heilen nie. Kinderherzen auch nicht.

Alle Jugendlichen in allen Städten und Ländern der Welt spielen während ihres Heranwachsens irgendwann einmal Spiele, die man schon als lebensgefährlich einstufen könnte. In jeder Gruppe befindet sich einer, der zu weit geht, der als Erster von der höchsten Klippe ins Wasser springt oder als Letzter übers Gleis läuft, bevor der Zug kommt. Es ist nicht unbedingt der Mutigste, sondern eher derjenige, der am wenigsten Angst hat, aber vielleicht spürt er auch, dass er nicht so viel zu verlieren hat wie die anderen.

Benji hat sich schon immer die größten Kicks gesucht, weil sie alle anderen Gefühle unterdrücken. Ein hoher Adrenalinspiegel und Blutgeschmack im Mund verbunden mit einem pochenden Schmerz im ganzen Körper vermischten sich in seinem Kopf immer zu einem angenehmen Rauschen, und er genoss es, sich selbst Angst einzujagen, denn wenn man Angst hat, kann man nicht an andere Dinge denken. Er hat sich zwar nie selbst die Arme aufgeritzt, kann es aber durchaus nachvollziehen, wenn andere es tun. Mitunter sehnte er sich so stark nach körperlichen Schmerzen, die offensichtlich und greifbar sind, dass er schon mehrfach mit dem Zug in eine mehrere Stunden entfernt liegende Stadt gefahren ist, dort gewartet hat, bis es dunkel wurde, und dann die übelsten Typen angepöbelt hat, die er ausfindig machen konnte, um sich von ihnen grün und blau schlagen zu lassen. Denn manchmal, wenn es äußerlich richtig weh tat, ließen seine seelischen Schmerzen endlich nach.

Der Bassist erblickt ihn erst, als er von der Bühne steigt, und ist so überrascht, dass er völlig vergisst, sein Lächeln zu unterdrücken. Er trägt dieselben schwarzen Klamotten wie beim letzten Mal, und sie hängen an seinem Körper, als regne der Stoff an ihm hinunter.

»Du bist ja tatsächlich gekommen.«

»Das Unterhaltungsangebot in der Gegend ist ziemlich begrenzt.«

Der Bassist lacht. Sie stehen drei Schritte voneinander entfernt und trinken Bier, während mehrere schwergewichtige angetrunkene Männer an ihnen vorbeigehen und Benji auf den Rücken klopfen. Sie zollen ihm Anerkennung für seinen gebrochenen Fuß und bedauern, dass der Schiedsrichter ganz offenbar »’ne Fotze« war. Dann murmeln sie: »Und diese Sache mit Kevin ist ja wirklich ’ne ganz große Scheiße.« Dieselbe Prozedur von sieben oder acht Männern unterschiedlichen Alters. Und alle wollen die Nummer sechzehn auf ein Bier einladen. Dem Bassisten ist klar,

dass es womöglich nur Einbildung ist, aber ihm scheint, dass Benji mit jedem Rückenklopfen ein wenig weiter von ihm zurückweicht. Der Bassist war schon öfter hier, und Benji ist nicht der Einzige, dem er begegnet ist, der sich verhält, als lebe er mit einer geschützten Identität. Aber vielleicht ist es so an einem Ort wie diesem, wo man niemanden enttäuschen will.

Als sie schließlich zu zweit dastehen, leert der Bassist sein Bierglas und sagt leise: »Ich geh mal kurz an die frische Luft. Wie ich sehe, sind hier viele, die … sich mit dir übers Eishockey unterhalten wollen.«

Doch als Benji seinen Arm ergreift und flüstert: »Nein … wir gehen irgendwohin«, fängt er Feuer.

Der Bassist geht in die Nacht hinaus und nimmt den Weg rechts um das Gebäude herum. Benji wartet zehn Minuten, bevor er ebenfalls rausgeht, nach links abbiegt und einen Umweg durch den Wald hinauf nimmt, bevor er fluchend und stolpernd wieder zurückhumpelt und auf den Bassisten zwischen den Bäumen zukommt.

»Bist du sicher, dass du weißt, wie man Eishockey spielt? Sieht aus, als hättest du was falsch gemacht«, sagt der Bassist mit einem Lächeln in Richtung seiner Gehstützen.

»Und du bist dir sicher, dass du Bass spielen kannst? Es klang, als hättest du ihn das ganze Konzert lang nur gestimmt«, kontert Benji.

Sie rauchen. Ein kalter Wind pfeift aus der Dunkelheit über den Schnee, doch als hätte er beschlossen, die Jungs lieber in Ruhe zu lassen, streift er sie nur flüchtig und behutsam wie eine erste zögerliche Berührung der Haut eines anderen Menschen mit den Fingerspitzen.

»Ich mag deine Haare«, sagt der Bassist mit dem Atem unmittelbar an Benjis Kopf.

Benji schließt die Augen und lässt seine Krücken fallen, während er sich wünscht, mehr Alkohol getrunken und mehr geraucht zu haben. Er hat sich

falsch eingeschätzt, hätte sich mehr betäuben sollen. Jetzt versucht er, die Dinge geschehen zu lassen, doch als er seine Handflächen auf den Rücken des anderen Typen legt, ballen sie sich instinktiv zu Fäusten. Der Bassist zuckt erstaunt zusammen, woraufhin sich Benjis Körper anspannt und er bewusst das Gewicht auf seinen gebrochenen Fuß verlagert, bis der Schmerz brennende Pfeile durch sein gesamtes Skelett schickt. Dann schiebt er den Bassisten sachte von sich weg, hebt seine Krücken auf und flüstert: »Das hier war ’n … Fehler …«

Als die Nummer sechzehn zur Scheune zurückhumpelt, bleibt der Bassist mit den Schuhen im Schnee versunken in der Dunkelheit zwischen den Bäumen zurück und sagt: »Große Geheimnisse machen uns klein …«

Benji entgegnet nichts. Aber er schrumpft.

Der Montagmorgen beginnt in Björnstadt, ohne richtiges Tageslicht zu verbreiten, als hätte er ebenso wenig Lust aufzuwachen wie die Bewohner des Ortes. Die Wolken ziehen dicht über hochgezogene Kapuzen und schwere Gemüter hinweg.

In einem Volvo sitzt eine Mutter und versucht ihre Tochter davon zu überzeugen, dass sie das Schulgebäude nicht betreten muss. Jedenfalls nicht heute.

»Doch. Ich muss«, sagt die Tochter und streicht ihrer Mutter über die Haare.

»Du … weißt nicht, was sie im Internet alles schreiben …«, schluchzt Mira.

»Ich weiß genau, was sie schreiben. Und deswegen muss ich reingehen. Wenn ich nicht darauf vorbereitet wäre, hätte ich ihn nicht angezeigt, Mama. Und jetzt kann ich nicht …« Ihre Stimme bricht.

Mira schabt mit ihren Fingernägeln winzige Gummireste vom Lenkrad.

»Du kannst sie nicht gewinnen lassen, denn du bist die Tochter deines Vaters.«

Maya streckt ihre Hand vor, streicht zwei verirrte Haarsträhnen von Miras Wange und schiebt sie ihr sanft hinters Ohr.

»Die Tochter meiner Mutter. Für immer.«

»Ich würde sie am liebsten umbringen, Süße. Ich will sie alle zusammen umbringen. Ich hab die gesamte Kanzlei drauf angesetzt, und ich lass ihnen verflucht nochmal keine Möglichkeit zu gewinn–«

»Ich muss aber reingehen, Mama. Erst mal wird es noch viel schlimmer werden, bevor es dann irgendwann besser wird. Ich muss los.«

Mira sieht, wie ihre Tochter das Schulgebäude betritt. Dann fährt sie mit maximal aufgedrehter Stereoanlage, so weit sie kann, in den Wald hinein, bis sie schließlich aussteigt und mit den Fäusten auf einen Baumstamm einschlägt, bis sie blutig sind.

36

Die simpelste Wahrheit beim Eishockey, die David kennt, lautet, dass man nur im Team Spiele gewinnt. Es spielt keine Rolle, wie ausgefeilt die Taktik des Trainers ist, denn wenn sie aufgehen soll, müssen die Spieler erst einmal daran glauben. Und dafür muss er jedem Einzelnen von ihnen mindestens eine Million Mal folgende Worte einbläuen: Leiste deinen Anteil, konzentrier dich auf deine Aufgabe, mach deinen Job.

David liegt neben seiner Freundin im Bett, die Hand auf ihrem Babybauch.

»Glaubst du, dass ich einen guten Vater abgebe?«, fragt er.

»Nein, du wirst ein verdammt nerviger Vater sein«, antwortet sie.

»Das war gemein.«

Sie hält sein Ohrläppchen mit Daumen und Zeigefinger umschlossen. Er wirkt so enttäuscht, dass sie kichern muss.

»Du wirst bei der Geburt bestimmt einen taktischen Plan aus der Tasche ziehen und versuchen, gemeinsam mit der Hebamme eine Wehen-Strategie zu entwickeln, denn es gibt ganz sicher irgendeinen Rekord, der sich noch unterbieten lässt. Und du wirst die Größen- und Gewichtskurve unseres Kindes als Wettbewerb ansehen. Ich glaube, du wirst der nervigste, nörgeligste beste Vater sein, den man sich nur denken kann.«

Seine Finger tasten über die Konturen ihres Bauchnabels.

»Glaubst du, dass er … oder sie … das Kind … glaubst du, dass es Eishockey gut finden wird?«

Sie küsst ihn.

»Es ist ziemlich schwer, dich zu lieben, ohne Eishockey zu lieben, Dave. Und es ist noch viel schwerer, *dich* nicht zu lieben.«

Er liegt auf dem Rücken mit ihren Beinen fest um seine geschlungen.

»Diese Sache mit Kevin. Mit … allem. Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Sie flüstert, ohne zu zögern: »Deinen Job, Liebling. Du kannst dich da nicht einmischen; du bist weder Polizist noch Anwalt. Du bist Eishockeytrainer. Mach einfach deinen Job. Ist es nicht das, was du deinen Jungs immer eintrichterst?«

»Ich weiß nicht recht, was Sie von mir verlangen …«, sagt der Schulleiter am Telefon und hat bereits den Überblick darüber verloren, wie viele dieser Telefonate er an diesem Morgen schon angenommen hat.

»ICH WILL, DASS SIE IHREN JOB MACHEN!«, schreit Maggan Lyt am anderen Ende.

»Sie müssen verstehen, dass ich den polizeilichen Ermittlungen nicht vorgreifen ka–«

Der Speichel tropft förmlich auf die Muschel, als Maggan entgegnet: »Wissen Sie, was das hier ist? Eine VERSCHWÖRUNG gegen die gesamte Eishockeymannschaft! Hier geht es um puren Neid!«

»Und … was soll ich Ihrer Auffassung nach tun?«

»Ihren Job machen!!!«

Bobo stapelt gestresst und wütend Autoreifen in der Werkstatt übereinander, dann sortiert er das Werkzeug, hängt es an seinen jeweiligen Haken an der Wand und entledigt sich schließlich seines verschmutzten Overalls.

»Ich muss jetzt los zur Schule, Papa.«

Galten kratzt sich am Bart, betrachtet seinen Sohn und will eigentlich etwas entgegnen, weiß jedoch nicht, was. Also nickt er nur.

»Dann musst du mir aber heute Abend helfen, das hier fertigzumachen.«

»Heute Abend haben wir Training.«

»Heute? Die Saison ist doch beendet!«

»Das Training ist zwar freiwillig, aber alle werden kommen. Der Mannschaft zuliebe. Lyt meint, dass wir alle gemeinsam für Kevin einstehen müssen.«

»Das sagt Lyt? William Lyt?«, bringt Galten erstaunt hervor, denn er hat noch nie jemanden aus der Familie Lyt sagen hören, dass man gemeinsam für irgendetwas einstehen muss. Doch der Blick seines Sohnes sagt ihm, dass er sich gar nicht erst auf eine Diskussion einzulassen braucht, wenn er es nicht auf einen Streit ankommen lassen will, also brummt er: »Vergiss nur nicht, dass du hier auch noch was zu tun hast.«

Nachdem Bobo geduscht hat, läuft er hinunter zur Hauptstraße. Ann-Katrin und Galten beobachten ihn vom Küchenfenster aus. Unten an der Straße sehen sie Lyt und noch mindestens zehn weitere Junioren stehen, die auf ihn warten. Mittlerweile ziehen sie nur noch im Pulk los.

»Wir müssen mit ihm reden. Ich hab Maya im Krankenhaus gesehen und sie mir genau angeschaut. Sie sah nicht gerade aus wie ein Mädchen, das lügt …«, beginnt Ann-Katrin, doch ihr Mann schüttelt den Kopf.

»Wir dürfen uns da nicht einmischen, Anki. Es ist nicht unsere Sache.«

Jeanette kämpft gegen das zunehmende Unwohlsein in der Magengegend an und versucht, das Brennen im Hals sowie ihre Migräne zu verdrängen, unter der sie jedes Mal leidet, wenn sie zu wenig Schlaf bekommt.

»Ich sag ja nur, dass wir mit den Schülern drüber reden und nicht so tun sollten, als wäre nichts geschehen.«

Der Schulleiter seufzt und wedelt mit dem Telefonhörer in der Hand.

»Liebe Jeanette, Sie verstehen ja gar nicht, unter welchem Druck ich stehe. Es klingelt schon den ganzen Morgen. Die Eltern sind völlig außer sich. Es haben sogar schon Journalisten angerufen! Wir sind organisatorisch überhaupt nicht auf so etwas eingestellt!«

Jeanette lässt ihre Fingerknöchel knacken, eine Angewohnheit vom Eishockeyspielen, die sich immer wieder bemerkbar macht, wenn sie nervös ist.

»Wir sollen also lieber den Mund halten?«

»Ja … nein … wir dürfen … mein Gott, wir dürfen nur nicht … dazu beitragen, dass noch weitere Gerüchte und Spekulationen verbreitet werden. Was ist nur mit den Leuten los? Warum können sie nicht warten, bis die polizeilichen Ermittlungen abgeschlossen sind? Dafür gibt es doch Gerichte, oder? Wir dürfen uns nicht übers Gesetz erheben, Jeanette, das überschreitet unsere Kompetenzen. Ob das … ob das, was diese Schülerin über Kevin behauptet … ob das wahr ist … wird sich ja irgendwann herausstellen. Und wenn es nicht stimmt, dann … dann sollten wir jetzt nichts Unüberlegtes tun.«

Jeanette würde am liebsten losschreien, lässt es aber bleiben.

»Und Maya? Wenn sie heute in die Schule kommt?«

Die selbstsichere Miene des Schulleiters fällt in sich zusammen.

»Das wird sie natürlich nicht tun. Oder? Glauben Sie, dass sie kommt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wird nicht kommen. Oder? Und sie … sie wird heute doch gar keinen Unterricht bei Ihnen haben, oder?«

»Nein, aber ich habe die Hälfte der Spieler aus der Mannschaft im Unterricht. Was soll ich also Ihrer Meinung nach tun?«

Der Schulleiter hebt resigniert die Arme.

»Was denken Sie?«

Sie sitzen in der Cafeteria auf dicht nebeneinandergeschobenen Stühlen und haben die Köpfe zusammengesteckt. Plötzlich fängt William Lyts Blick Feuer.

»Wo zum Teufel ist eigentlich Benji? Hat ihn jemand gesehen?«

Die anderen schütteln den Kopf. Lyt tippt mit seinem Zeigefinger fest auf die Tischplatte.

»Meine Alte hat dafür gesorgt, dass wir heute alle zusammen nach Hed fahren können, okay? Wir fahren gleich zu Beginn der Mittagspause los. Aber sagt niemandem außer der Mannschaft was davon. Und wenn die Lehrer sauer sind, sollen sie mit unsren Alten reden. Okay?«

Alle nicken. Dann schlägt Lyt mit der Faust auf den Tisch.

»Wir werden all den Idioten, die das Ganze angezettelt haben, zeigen, dass wir zusammenhalten. Wisst ihr eigentlich, was das hier ist? ’ne Verschwörung gegen die gesamte Mannschaft! Die sind nur neidisch! Verschwörung und Neid, verdammt!«

Die anderen Jungs nicken zustimmend und stoßen mit verbissenen Mienen und dunklen Ringen unter den Augen Flüche aus. Mehrere von ihnen haben geweint. Lyt klopft einem nach dem anderen von ihnen auf die Schulter.

»Wir müssen jetzt als Mannschaft zusammenhalten. Und zwar die gesamte Mannschaft!«

Bei den letzten Worten schaut er unvermittelt Bobo an.

Amat steht vor seinem Spind und sieht aus, als würde er sich jeden Moment dort hinein übergeben. Bobo kommt aus der Cafeteria und bleibt unbeholfen hinter ihm stehen.

»Wir müssen … als Mannschaft zusammenhalten, Amat. Die Bullen lassen Kevin heut frei. Wir gehen noch in die ersten Unterrichtsstunden, aber danach fährt die Mannschaft geschlossen nach Hed. Es ist wichtig, dass wir alle zusammen fahren. Um es … zu zeigen.«

Beide vermeiden es, zur Reihe mit Mayas Spind rüberzuschauen. Alle anderen Schüler, die vorbeigehen, schauen darauf, ohne ihre Köpfe in die Richtung zu bewegen, was man als Teenager ziemlich schnell lernt. Ihre Spindtür ist mit dickem schwarzen Marker bekritzelt. Vier Buchstaben, die ausdrücken, als was sie die anderen jetzt ansehen.

Kevin wird mit behutsamen Händen um seinen Körper durch die Tür des Polizeigebäudes nach draußen geleitet, als könne er nicht alleine gehen. Auf der einen Seite von seinem Vater flankiert, auf der anderen von seiner Mutter, und um sie herum bilden Männer mittleren Alters in Jeans und Jackett mit fest gebundenen Krawatten und ebenso fest geballten Fäusten eine schützende Mauer aus Fleisch und Blut. Die meisten von ihnen sind Sponsoren des Klubs, zwei von ihnen gehören dem Vorstand an, mehrere andere sind prominente Unternehmer und Firmeninhaber aus der Region, und einer ist Kommunalpolitiker. Doch wenn sie jemand danach fragte, würden sie antworten: »Freunde der Familie Erdahl. Nur Freunde der Familie.« Ein paar Schritte hinter ihnen geht die Juniorenmannschaft. Einzeln betrachtet mögen sie vielleicht noch wie Jungs aussehen, doch in der Gruppe wirken sie schon wie Männer. Schweigend und bedrohlich. Sie sind da, um den anderen ihre Solidarität kundzutun.

Kevins Mutter legt ihrem Sohn eine weiche Decke um die Schultern, während die anderen ihm in den Wagen hineinhelfen. Die Männer klopfen ihm zum Abschied nicht ganz so kraftvoll auf den Rücken wie sonst,

sondern tätscheln ihm liebevoll die Wange. Irgendwie erscheint es ihnen leichter, den Jungen als Opfer zu betrachten.

Benji sitzt zwanzig Meter entfernt vom Geschehen auf einer niedrigen Mauer. Er hat seine Kappe tief in die Stirn gezogen und noch dazu die Kapuze aufgesetzt, so dass sein Gesicht im Schatten liegt. Keiner der Erwachsenen registriert seine Anwesenheit, doch Kevin sieht ihn. Er begegnet dem Blick seines besten Freundes für eine einzige Sekunde, nachdem ihm seine Mutter die Decke um die Schultern gelegt hat und die Wagentür noch nicht ganz geschlossen ist. Doch dann wendet Kevin seinen Blick ab.

Als die lange Autokarawane hinter dem Wagen von Kevins Vater aus Hed herausfährt, ist Benji bereits verschwunden. Der Einzige, der noch auf der Straße vor der Polizeiwache steht, ist Amat. Er steckt sich die Stöpsel in die Ohren, stellt seine Musik lauter, schiebt die Hände tief in die Taschen und legt den ganzen Weg nach Björnstadt allein zurück.

Ana betritt die Schulkantine, in der sie derselbe hohe Geräuschpegel vom Lärmen der Schüler und von Besteckgeklapper erwartet wie immer. Maya sitzt wie auf einer einsamen Insel ganz allein und isoliert in einer Ecke, weil sich nicht einmal jemand an die Tische neben ihrem gesetzt hat. Alle starren sie aus dem Augenwinkel heraus an. Ana geht auf sie zu, doch Maya schaut auf wie ein gefangenes Tier in einer Falle, das einen Artgenossen davor warnen will, sich zu nähern. Dann schüttelt sie den Kopf. Als Ana ihren Blick senkt, um sich in einer entfernten Ecke an einem anderen Tisch niederzulassen, fühlen sich ihre Füße bei jedem Schritt so schwer an, als

würde das Gewicht der gesamten Welt darauf lasten. Die Scham darüber wird sie noch bis zu ihrem Lebensende begleiten.

Dann kommt eine Gruppe älterer Mädchen auf Maya zu, die Ana von Kevins Party aus der Küche wiedererkennt. Erst verhalten sie sich so, als existiere sie nicht, um kurz darauf so zu tun, als wäre sie die Einzige im Raum. Eine von ihnen tritt mit einem vollen Milchglas in der Hand vor, und Maya sieht, wie sich die restliche Gruppe im Speisesaal zu einer Mauer formiert, damit die anderen auf Nachfrage der Lehrer im Nachhinein behaupten können, »die Situation nicht mitbekommen zu haben«, weil die Sicht verdeckt war, obwohl alle genau sehen, was passiert.

»Als würde irgendwer ausgerechnet DICH vergewaltigen wollen, du eklige kleine Hure …«

Die Milch rinnt über Mayas Haar hinunter und tropft ihr ins Gesicht und weiter in den Ausschnitt ihres Pullis. Als das ältere Mädchen das Glas gegen ihre Augenbraue schlägt, zerspringt es weder, noch platzt Mayas Augenbraue auf, und für einen kurzen Moment erblickt Maya den Schrecken in ihren Augen, weil sie wahrscheinlich befürchtet, zu weit gegangen zu sein, und Maya womöglich bluten oder vom Stuhl fallen und sich verletzen könnte. Doch Maya hat ein dickes Fell, und im Blick des Mädchens zeigt sich rasch wieder Verachtung, als wäre Maya gar kein Mensch mehr.

Alle schauen hin, doch niemand sieht es. Im Speisesaal ist es ohrenbetäubend laut und zugleich totenstill, und in Mayas Ohren klingt das Kichern wie ein dumpfes Grollen. Sie bleibt trotz des pulsierenden Schmerzes in der Stirn reglos sitzen und wischt die Milchflecken schließlich mit den wenigen Servietten, die auf ihrem Tablett liegen, vorsichtig ab. Sie reichen nicht aus, aber Maya wagt es nicht, sich nach

weiteren umzuschauen, bis plötzlich jemand einen großen Stapel neben sie auf den Tisch legt. Mit der anderen Hand, die fast genauso groß ist wie ihre eigene, wischt er den Tisch ab. Sie schaut ihn an und schüttelt flehend den Kopf.

»Es wird nur noch schlimmer für dich, wenn du dich hierhersetzt …«, flüstert sie.

»Ich weiß«, entgegnet Leo.

Ihr kleiner Bruder setzt sich neben sie und beginnt zu essen. Völlig unbeeindruckt von der Menge der Gaffer.

»Und warum tust du es dann?«, fragt seine große Schwester.

Leo schaut sie mit den Augen ihrer Mutter an.

»Weil du und ich nicht so sind wie sie. Wir sind nicht die Bären aus Björnstadt.«

37

Fast alle Diskussionen über menschliche Verhaltensweisen landen früher oder später bei der Natur des Menschen. Für Biologielehrer war es noch nie leicht, diese zu erklären: Einerseits hat unsere Art nur überlebt, weil wir uns zusammengetan haben, andererseits haben wir uns aber weiterentwickelt, weil die stärksten Individuen schon immer von den schwächeren profitierten. Letztendlich bewegen wir uns also immer in einem Grenzbereich. Wie egoistisch dürfen wir sein? Inwiefern sind wir es einander schuldig, für den anderen einzustehen?

Irgendjemand wird sich immer auf Begriffe wie »Mitmenschlichkeit« und »Humanismus« berufen. Doch das sind nur Worte, denen man jederzeit leicht entgegnen kann: »Stell dir nur ein sinkendes Schiff vor«, denn das ist ein Bild. »Stell dir ein brennendes Haus vor.« Dagegen ist es schwer, zu punkten. Denn wenn es hart auf hart kommt, wen würdest du retten, wenn du nur eine einzige Person auswählen könntest? Wen würdest du eigenhändig aus dem eiskalten Wasser ziehen, wenn das Rettungsboot nur eine begrenzte Anzahl von Plätzen hätte?

Deine eigene Familie. Man beginnt immer bei seiner Familie. Und genau das vergegenwärtigt sich Kevins Mutter gerade. Sie friert und schlottert am ganzen Körper, obwohl sie alle Heizkörper im Haus voll aufgedreht hat und vier Schichten Kleidung übereinander trägt. Davor ist sie von Raum zu Raum gegangen, hat Kevins Zimmer geputzt, die gesamte Bettwäsche entsorgt und alle Pullis und Jeans aus dem Wäschekorb in diverse Altkleidercontainer geworfen, die weit entfernt von ihrem eigenen Haus

stehen. Außerdem hat sie mit dem Staubsauger alle eventuellen Blusenknöpfe vom Fußboden gesaugt und alle mutmaßlichen Spuren von Marihuana in der Toilette hinuntergespült.

Denn sie ist seine Mutter. Und man fängt bei der eigenen Familie an.

Als die Polizei kam, stand sie mit aufgerichtetem Rücken im Türrahmen. Die Anwälte hatten sie darauf hingewiesen, dass sie Protest einlegen könnten, die Sache hinauszögern oder verhindern, denn eine ganze Woche nach einem vermeintlichen Verbrechen eine Hausdurchsuchung durchzuführen kann als unangemessen erachtet werden. Doch Kevins Mutter bestand darauf, die Männer in Uniform hereinzulassen. Sie wiederholte ein ums andere Mal, dass ihre Familie nichts zu verbergen habe, während sie sich im Stillen fragte, ob sie damit eher die Beamten oder sich selbst zu überzeugen versuchte. Aber jetzt hört sie einfach nicht auf zu frieren. Und dennoch ist sie schließlich seine Mutter. Wo fängt man also an, wenn nicht bei der eigenen Familie?

Kevins Vater sitzt in der Küche, die mittlerweile zu einer Art Kommandozentrale umfunktioniert wurde und von der aus ein Telefonat nach dem anderen geführt wird, während die Männer im Haus immer zahlreicher werden. Alle zeigen Verständnis für die Familie, kümmern sich, bringen ihre Wut zum Ausdruck. Sie fühlen sich angegriffen und verletzt und sind bereit, Krieg zu führen. Nicht weil sie es unbedingt wollen, sondern weil sie der Auffassung sind, keine andere Wahl zu haben.

Mario Lyt, der Jugendfreund von Kevins Vater, spricht am lautesten: »Wisst ihr was? Die Familie des Mädchens hätte schließlich auch auf uns zukommen und mit uns reden können. Wir hätten es intern klären können.

Doch stattdessen haben sie eine ganze Woche lang gewartet, und zwar bis zu dem Augenblick, von dem sie genau wussten, dass sie uns am meisten schaden würden. Nämlich indem sie direkt vor dem Finale mit diesen Lügen zur Polizei gehen! Wenn es tatsächlich passiert ist, warum sind sie dann nicht gleich zur Polizei gegangen? Warum haben sie eine ganze Woche gewartet? Warum? Soll ich es euch sagen? Weil manche Leute in diesem Ort ihren eigenen Neid einfach nicht im Zaum halten können!«

Er könnte »die Familie des Mädchens« natürlich auch beim Namen nennen. Andersson. Doch das wäre deutlich weniger wirkungsvoll. So braucht er gar nicht viel mehr zu sagen, denn bald verbreitet sich seine Theorie von selbst: »Das kommt eben dabei heraus, wenn man dem Sportdirektor zu viel Macht einräumt. Wir haben ihm zu viel Einfluss gewährt, und jetzt glaubt er, dass der Klub ihm gehört. Tja, anscheinend kann er nicht damit umgehen, dass er kurz davor ist, seine Macht zu verlieren, oder? Dass Kevin besser geworden ist, als er es selbst je gewesen ist, und dass der Vorstand und die Sponsoren ihn übergangen und gefordert haben, dass David den Trainerjob bei der ersten Mannschaft von Sune übernimmt. Oder? Deshalb versucht es der Sportdirektor jetzt über seine Familie …«

Als David zum Haus der Familie Erdahl kommt, sieht er drei Männer mittleren Alters davorstehen, die aussehen, als würden sie Wache schieben. Heute Nacht werden es statt ihrer mehrere Spieler aus der Juniorenmannschaft übernehmen, das weiß David. Als bräuchte das Haus Bewachung.

»Sieht ja aus wie ’ne Szene aus dem ›Paten‹«, murmelt David.

Frack, der große breitschultrige Hüne, blickt beschämt drein und antwortet genau aus diesem Grund mit einem übertriebenen Lachen: »Ja,

nicht wahr? Als bräuchte Don Corleone unsere Hilfe, oder? Als könnte eine Gruppe fetter Sponsoren in so ’nem Fall irgendwas ausrichten …« Er feixt und schlägt sich dabei auf den Bauch, bemüht, sich unbekümmert zu geben. Doch schließlich gibt er auf, legt David seine riesige Pranke auf die Schulter und sagt: »Ach, du weißt schon, David, wir wollen der Familie nur unsere Unterstützung signalisieren, verstehst du? Wir wollen nur zeigen, dass wir … zu ihnen halten. Das verstehst du doch, oder? Ich meine … keiner kennt Kevin besser als du. Mein Gott, du hast den Jungen doch praktisch großgezogen. Glaubst du im Ernst, dass irgendein Junge aus deiner Mannschaft so was tun würde? Ernsthaft? Einer von deinen Jungs? Du verstehst doch wohl, warum wir hier sind, oder?«

David antwortet nicht, denn das gehört nicht zu seinem Job, und dieser Ort ist nicht sein Arbeitsplatz. Bei wem fängt man also an? Wenn man sich tatsächlich entscheiden müsste, wen rettet man zuerst? Wessen Aussage vertraut man?

Kevin sitzt auf seinem Bett. Unter den Postern an der Wand wirkt er ganz klein, und sein Kapuzenpulli sieht aus, als wäre er ihm ein paar Nummern zu groß. Er hat zwei Nächte auf der Polizeiwache zugebracht. Dabei ist es völlig egal, wie bequem das Bett oder wie freundlich das Personal zu einem ist. Wenn man hört, wie die Tür von außen verschlossen wird, bevor man sich schlafen legt, bewirkt das etwas in einem Menschen. Zumindest redet er sich ein, dass er keine andere Wahl hatte, dass es nicht seine Schuld war und dass das Ganze vielleicht sogar überhaupt nicht passiert ist. Sein Elternhaus ist voller Männer, die ihn kennen, seit er ein Kind war. Sie kennen ihn wirklich gut. Er war schon immer etwas Besonderes, ein Auserwählter mit hohen Erwartungen an sich selbst. Also glauben sie es nicht, wie sollten sie auch auf die Idee kommen? Sie wissen schließlich,

wer er ist. Und sie lassen ihn nicht im Stich. Wenn nur genügend Menschen hinter einem stehen, beginnt man fast alles zu glauben, was man selbst äußert.

Was man sich selbst einredet.

David schließt die Zimmertür hinter sich, stellt sich vors Bett und schaut dem Jungen direkt in die Augen. Er muss an die Zehntausende von Stunden zurückdenken, die sie schon gemeinsam auf dem Eis verbracht haben, an alle Wochenenden, an denen sie mit dem Bus kreuz und quer durchs Land gefahren sind, an alle belegten Brötchen von der Tankstelle und an alle Pokerpartien. Vor kurzem war Kevin noch ein Kind. Es ist noch gar nicht lange her.

»Schau mir in die Augen und sag mir, dass du es nicht getan hast. Nur darum bitte ich dich«, fordert David ihn auf.

Kevin schaut ihm direkt in die Augen und schüttelt weinend den Kopf. Dann flüstert er mit tränenfeuchten Wangen: »Ich hab mit ihr geschlafen, aber sie hat es selbst gewollt. Sie wollte es! Du kannst jeden fragen, der auf der Party war … o Mann, Coach … Glaubst du im Ernst, dass ICH ein Mädchen vergewaltigen würde? Warum sollte ich DAS tun!?«

David muss an alle »Vater gegen Söhne«-Tage in der Eishalle denken, die David mit Kevin und Benji unten auf dem zugefrorenen See verbracht hat. An alles, was er ihnen beigebracht hat. Alles, was sie miteinander verbindet. Im nächsten Jahr werden sie gemeinsam in die erste Mannschaft wechseln. Bei wem beginnt man, wenn das Wasser eiskalt ist und man weiß, dass das Boot nicht alle Insassen lebend an Land bringen kann? Wen opfert man zuerst? Wen schützt man bis zum Schluss? Wenn Kevin seine Schuld eingesteht, wird es nicht nur ihn treffen, sondern auch alle anderen, die David liebt. Das redet er sich zumindest ein.

David setzt sich zu dem Jungen aufs Bett und umarmt ihn. Er verspricht ihm, dass alles wieder gut wird und er ihn nie im Stich lassen wird. Dass er stolz auf ihn ist. Das Boot schwankt zwar, aber noch dringt kein Wasser ein. Alle Leute im Haus der Erdahls haben trockene Füße. Kevin wendet sich an den Trainer und fragt ihn flüsternd, als wäre er wieder der kleine Grundschüler: »Die Mannschaft trainiert doch heute, oder? Darf ich mitmachen?«

Auf einem Hocker in ihrem Schlafzimmer sitzt eine Mutter und muss an die Kindheit ihres Sohnes zurückdenken. Daran, wie sie und ihr Mann nach Auslandsreisen zurückkehrten, als Kevin ungefähr zehn oder elf Jahre alt war, und sie das Haus in einem einzigen Durcheinander vorfanden. Ihr Mann fluchte jedes Mal, ohne zu begreifen, wie ausgeklügelt das Chaos war, während sie dahinter rasch ein Muster erkannte. Dieselben Gegenstände, die verschoben worden waren, dieselben Bilder, die schief hingen, und eine Mülltonne voller Lunchpakete, die offensichtlich alle zur gleichen Zeit geleert worden waren.

Als Kevin schließlich ein Teenager wurde und anfing, im Haus Partys zu feiern, kehrte seine Mutter hingegen in ein Haus zurück, das Kevin so hergerichtet hatte, dass es aussah, als wäre er überhaupt nicht da gewesen. Doch früher, als er noch klein war und seinem Vater voller Stolz versicherte, keine Angst vor dem Alleinsein zu haben, musste er wenigstens am letzten Abend immer herkommen und das ganze Haus in Unordnung bringen, damit dieser nicht sehen würde, dass er alle Nächte bei Benji verbracht hatte.

Auf einem Stuhl in der Küche sitzt ein Vater, und um ihn herum sitzen seine Freunde und Geschäftspartner und reden auf ihn ein, doch er hört ihnen

nicht länger zu. Er weiß, dass er seine Position in der Stadt und seinen Status in der Gruppe von Männern nur des Geldes wegen innehat. Keiner dieser Männer spielt mit armen Leuten Golf, was er deswegen so genau weiß, weil er selbst einmal arm war. Sein Leben lang hat er nach Perfektion gestrebt, und zwar nicht aus Eitelkeit, sondern aus reiner Überlebensstrategie. Er hat nie etwas umsonst bekommen, hatte nie die Voraussetzungen wie die Kinder reicher Eltern. Der Grund seines Erfolgs liegt seiner festen Überzeugung nach darin, dass er bereit war, härter und schonungsloser zu arbeiten als alle anderen. Immer weiter nach Perfektion zu streben hängt für ihn damit zusammen, sich nicht zufriedenzugeben und nicht träge zu werden. Ein solches Leben kann man nicht halbherzig führen. Sein Arbeits- und Privatleben fließen ineinander, und alles gerät zu einer einzigen Spiegelung seiner selbst als Erfolgsmensch. Sogar sein Kind. Ein Riss in der Fassade kann ein ganzes Haus zum Einstürzen bringen.

Eigentlich hatte er vor, ganz normal mit Kevin zu reden, nachdem er ihn auf der Polizeiwache abholte, doch seine Worte gerieten unversehens zu einem Brüllen. Er, der so stolz darauf ist, nie die Fassung zu verlieren und nie seine Stimme zu erheben, schrie so laut, dass es im ganzen Auto vibrierte. Eigentlich wollte er ihn der Sache wegen zur Rede stellen, doch es fiel ihm leichter, die Ursache dafür zu hinterfragen: »WIE KANNST DU DICH VERFLUCHT NOCHMAL EINE WOCHE VOR DEM FINALE HEILLOS BETRINKEN!?«

Es ist einfacher, über die Hintergründe als über das Problem selbst zu sprechen. Für einen Vater, der tagtäglich mit Zahlen zu tun hat, liefert die Mathematik ein Erklärungsmodell, das sich etwas leichter ertragen lässt: Wenn X nicht gewesen wäre, wäre Y nicht passiert. Wenn Kevin keine Party gegeben hätte, wie er es seinen Eltern versprochen hatte, wenn er

nichts getrunken und kein Mädchen mit in sein Zimmer genommen hätte, stünden sie jetzt nicht vor diesem Problem.

Doch nun bleibt seinem Vater keine andere Wahl. Er kann es sich nicht leisten, dass jemand Unwahrheiten über seinen Sohn verbreitet, und kann auch nicht riskieren, dass seine Familie angegriffen wird. Nachdem die Polizei eingeschaltet worden war, man Kevin vor den Augen der ganzen Stadt aus dem Bus herausgezerrt hatte und schließlich sogar die Journalisten der Lokalzeitung bei ihnen anriefen, überschritt der Vorfall einen Punkt, vor dem noch Friedensverhandlungen möglich gewesen wären. Jetzt ist es dafür zu spät. Kevins Vater besitzt ein Unternehmen, das seinen eigenen Namen trägt, und wenn dieser beschmutzt wird, kann es passieren, dass damit das Leben der ganzen Familie ruiniert wird. Also darf er die andere Seite auf keinen Fall gewinnen lassen, er darf sie nicht einmal weiterexistieren lassen, denn es reicht nicht aus, den Gegner einfach nur zu verletzen. Er muss ihn mit allen Waffen bekämpfen, die er nur auftreiben kann.

In diesem Haus gibt es kein Richtig oder Falsch mehr; jetzt geht es ums reine Überleben.

David und Kevin sitzen noch immer auf dem Bett, als Kevins Vater die Zimmertür öffnet. Er steht erschöpft und blass im Gesicht vor den beiden und erklärt ihnen in beherrschtem Ton:

»Ich kann ja verstehen, dass ihr jetzt am liebsten nur ans Eishockey denkt, aber wenn ihr wollt, dass es in der kommenden Saison überhaupt eine erste Mannschaft gibt, müsst ihr mir jetzt genau zuhören. Entweder bleibt ihr beide im Klub – oder Peter Andersson. Dazwischen gibt es nichts. Seine Tochter lügt, und dafür kann es tausend Gründe geben. Mag sein, dass sie Sex mit dir hatte, Kevin, weil sie in dich verliebt war, doch als sie

merkte, dass ihre Liebe nicht erwidert wurde, erfand sie eine Vergewaltigung. Vielleicht hat aber auch ihr Vater davon erfahren und überreagiert. Also hat sie gelogen, um sich selbst zu schützen, damit sie für ihn weiterhin das unschuldige kleine Mädchen spielen kann. Wer weiß? Fünfzehnjährige Mädchen agieren nun mal irrational …«

David und Kevin starren hinunter auf den Fußboden, ohne etwas zu entgegnen. Sie erinnern sich beide noch an die Zeit, als Kevin alle möglichen Angebote erhielt, in die großen Klubs zu wechseln, aber nicht aus seinem Elternhaus und von Benji wegwollte. Weil er Angst hatte. Damals überredete David Kevins Vater, seinen Sohn weiterhin in Björnstadt spielen zu lassen, und versprach ihm, dass sich der Junge hier ebenso entwickeln und früh in der ersten Mannschaft spielen könnte und dadurch als Profi noch mehr Erfolg haben würde. Sein Vater ließ sich darauf ein, da David ja Trainer der ersten Mannschaft werden sollte – und weil es sein Unternehmen in der Region noch populärer machte. Kevin war ein Björnstadt-Junge und sein Vater ein Björnstadt-Mann, was überall gut ankam. Kevins Vater hat viel Geld in dieses Image investiert.

Jetzt deutet er mit ernstem Blick auf Kevin und fährt fort: »Das hier ist kein Spiel mehr. Peter Andersson hat eine ganze Woche damit gewartet, Anzeige zu erstatten, weil er *wollte*, dass die Polizisten dich aus diesem Bus zerren. Er wollte, dass alle es sehen. Also entweder vertreibt er uns aus dem Klub, oder wir vertreiben ihn. Alle gemeinsam. Wir haben keine andere Wahl. Er hat nämlich den Krieg angezettelt.«

David entgegnet nichts. Er muss an seinen Job und an seine Mannschaft denken. An all die gemeinsamen Stunden. Doch plötzlich blitzt eine Erinnerung in seinem Kopf auf: Als die Polizei den Bus stürmte, sah er Peter auf dem Parkplatz stehen. Er sah ihn dort stehen und warten. Kevins Vater hat recht. Peter wollte es mitansehen.

Kevin hebt nicht den Kopf, als er seinen Mund öffnet, so dass seine Tränen und der Rotz aus seiner Nase auf den Fußboden hinuntertropfen, als er sagt: »Irgendwer muss mit Amat reden. Er … ich hab nichts getan … Ihr wisst ja, dass ich nichts getan hab … aber Amat glaubt vielleicht … er ist ins Zimmer gekommen und hat gesehen, wie wir … Sie hat nur ANGST gekriegt, okay? Sie ist rausgestürmt, aber Amat denkt vielleicht … na ja, ihr wisst schon.«

David schaut nicht auf, denn er will den Blickkontakt mit Kevins Vater vermeiden.

38

Es gibt verflucht wenige Dinge im Leben, die schwieriger sind, als sich selbst einzugestehen, dass man ein Heuchler ist.

Amat läuft am äußersten Straßenrand mit einem Bein halbwegs im mit Schnee gefüllten Graben. Er ist schon völlig durchnässt, und ihm ist kalt, aber sein Gehirn ist schon lange vor seinen Füßen taub geworden. Als er ungefähr die halbe Wegstrecke zwischen Hed und Björnstadt zurückgelegt hat, überholt ihn ein alter Saab und hält zehn Meter vor ihm an. Der Fahrer wartet auf ihn. Amat geht langsam auf den Wagen zu und erblickt darin zwei Männer um die fünfundzwanzig, dreißig mit schwarzen Jacken und abwartenden Blicken. Er weiß, wer die beiden sind. Doch er weiß nicht, was gefährlicher ist: ihnen in die Augen zu schauen oder es nicht zu tun.

Vor ein paar Monaten hat die Lokalzeitung einmal einen Eishockeyspieler interviewt, dessen Mannschaft am Tag darauf gegen die erste Mannschaft von Björnstadt spielen sollte. Der Spieler kam irgendwo aus dem Süden des Landes. Als ihn der Journalist fragte, ob ihm die Gerüchte über die »Truppe«, also die gewalttätigen Fans oben in Björnstadt, Angst einflößten, antwortete er, dass er selbstverständlich keine Angst vor »ein paar dämlichen Hinterwäldler-Hools« habe.

Als sein Mannschaftsbus am Tag darauf kurz vor Björnstadt aus dem Wald herausfuhr, wurde die Straße vor ihnen plötzlich von mehreren Kastenwagen blockiert. Kurz darauf kamen dreißig bis vierzig maskierte Männer in schwarzen Jacken und mit dicken Ästen bewaffnet aus dem Wald

gestürmt. Geschlagene zehn Minuten standen sie vor dem Bus und ließen die Mannschaft darin in dem Glauben, dass sie ihn jeden Augenblick stürmen würden, doch nichts dergleichen geschah. Dann wurden die Männer plötzlich wieder vom Wald verschluckt, die Kastenwagen verschwanden von der Straße, und der Bus erhielt freie Fahrt.

Der Spieler, der sich in der Zeitung geäußert hatte, wandte sich verängstigt an einen älteren Mannschaftskameraden und fragte atemlos: »Warum haben sie uns eigentlich in Ruhe gelassen?« Der ältere Spieler antwortete: »Sie haben sich nur mal gezeigt und wollen, dass du darüber nachdenkst, was sie uns auf der Rückfahrt alles antun können.«

Björnstadt verlor das Match zwar, aber der interviewte Spieler lieferte das schlechteste Spiel seines Lebens ab. Als er wieder in seiner Heimatstadt ankam, hatte offenbar vorher jemand den ganzen Weg bis dorthin zurückgelegt, um die Scheiben seines Autos einzuschlagen, es mit Ästen, Zweigen und Laub zu füllen und schließlich anzuzünden.

»Du bist doch Amat, nicht wahr?«, fragt ihn der Mann auf dem Fahrersitz.

Amat nickt. Der Fahrer deutet auf die hintere Tür.

»Willst du mitfahren?«

Amat weiß nicht recht, ob es gefährlicher ist, sich mitnehmen zu lassen oder es abzulehnen. Doch schließlich schüttelt er den Kopf.

Die Männer wirken nicht gekränkt, im Gegenteil, der Fahrer lächelt sogar und fragt: »Auch mal angenehm, zu Fuß zu gehen, oder? Schon klar.« Er legt den ersten Gang ein und lässt sachte die Kupplung kommen, doch bevor der Wagen anfährt, beugt er sich zur rechten Seitenscheibe rüber und fügt hinzu: »Wir haben dich im Halbfinale gesehen, Amat. Du hast wirklich Herz. Wenn du mit den anderen Junioren in die erste Mannschaft kommst, können wir hier in der Gegend wieder was Anständiges aufbauen. ’ne

richtige Björnstadt-Mannschaft mit richtigen Björnstadt-Jungs. Verstehst du? Du, Benji, Filip, Lyt und Kevin.«

Amat weiß, dass die Männer bei der Erwähnung des Namens Kevin seine Miene genau studieren und dies der einzige Grund war, warum sie angehalten haben. Sein Kinn bewegt sich rasch auf und ab, wobei sein Blick den ihren flüchtig begegnet. Sie wissen, dass er es begreift.

Dann wünschen sie ihm »noch ’n schönen Spaziergang« und fahren weiter.

Peter sitzt in seinem Büro vor einem schwarzen Bildschirm. Er denkt gerade angestrengt über den Begriff »the right kind of guy« nach. Diesen Begriff hat er schon Hunderte von Malen in Hunderten von Räumen geäußert, und Hunderte von Männern haben verständnisvoll genickt, obwohl er weiß, dass niemand genau erklären kann, was er bedeutet. Eigentlich gehört er gar nicht in den Sport, denn er besagt: Wer du außerhalb vom Eis bist, hat Einfluss darauf, wer du auf dem Eis bist. Aber das ist schwierig zuzugeben, denn wenn man den Sport liebt oder auch irgendetwas anderes, wünscht man sich, dass es in einer Art Blase existiert. Man wünscht sich einen einzigen Ort, an dem alles gleich bleibt, unabhängig davon, wie sehr sich die Welt um einen herum verändert.

Deswegen hat Peter auch immer den Standpunkt vertreten: »Eishockey und Politik haben nichts miteinander zu tun.« Doch während einer Auseinandersetzung mit Mira vor ein paar Jahren entgegnete seine Frau wutschnaubend: »Ach, nicht? Und was glaubst du, wer die Eishallen baut, wenn nicht die Politiker? Glaubst du ernsthaft, dass nur Leute, die Eishockey lieben, Steuern zahlen, oder was?«

Kurze Zeit später kam es während eines Auswärtsspiels der ersten Mannschaft zu einem Vorfall, als einer der Spieler aus Björnstadt die

Fassung verlor und seinem Gegner den Schläger über den Kopf zog. Der Gegner war ein zwanzigjähriges Talent, doch eine Halswirbelverletzung und eine Gehirnerschütterung bedeuteten für ihn das Karriereende. Der Spieler aus Björnstadt erhielt eine Matchstrafe, aber keine Sperre. Nachdem er das Eis verlassen hatte, stellten ihn auf dem Weg zur Kabine zwei Männer zur Rede: der Co-Trainer der gegnerischen Mannschaft und ein Sponsor. Dabei kam es zu Handgreiflichkeiten. Der Spieler schlug dem Trainer mit seiner behandschuhten Hand ins Gesicht, während der Sponsor dem Spieler den Helm vom Kopf riss und versuchte, ihm eine Kopfnuss zu verpassen, bevor dieser dem Sponsor mit seinem Schläger gegen das Knie schlug, so dass er zu Boden ging. Es verletzte sich zwar keiner der drei ernsthaft, doch der Spieler wurde wegen tätlichen Angriffs angezeigt und bekam eine Geldstrafe.

Peter erinnert sich deswegen daran, weil Mira damals die ganze Saison lang mit ihm darüber diskutiert hat. »Wenn jemand drei Meter von der Eisfläche entfernt eine Schlägerei anfängt, ist es also okay, ihn anzuzeigen? Aber wenn derselbe Mann eine halbe Minute vorher während des Spiels einem Zwanzigjährigen seinen Schläger auf den Kopf knallt, reicht es aus, wenn er sich auf die Strafbank setzt und eine Weile lang schämt?« Peter hatte keine Chance gegen sie, denn er wollte nicht zugeben, was er wirklich dachte: Eigentlich hätten die Handgreiflichkeiten auf dem Spielergang auch nicht angezeigt werden dürfen, denn beim Eishockey sollte man die Probleme intern lösen. Innerhalb der Blase. Doch er hat immer wieder die Erfahrung gemacht, dass man das niemandem erklären kann, der den Sport nicht liebt. Und jetzt ist er nicht einmal mehr sicher, ob er sich selbst davon überzeugen kann. Denn er weiß nicht recht, was das über ihn aussagt.

Seine eigene Heuchelei zuzugeben ist verdammt schwer.

Der Klubdirektor wischt sich die Hände an den Hosenbeinen ab und spürt, wie ihm der Schweiß am Rücken bis zum Steißbein hinunterrinnt. Er hat den ganzen Tag telefoniert und versucht, das Ganze so lange wie möglich aufzuschieben, doch jetzt bleibt ihm keine andere Wahl mehr. Sponsoren drohen mit der Kürzung von Geldern und Vereinsmitglieder mit ihrem Austritt, und alle Leute fragen ihn dasselbe: »Auf welcher Seite stehen Sie eigentlich?«

Als wäre es die Aufgabe eines Eishockeyklubs, Partei zu ergreifen. Der Direktor ist stolz darauf, einem Verein vorzustehen, der nicht an Ideologien, Religionen und andere Überzeugungen gebunden ist. Er persönlich glaubt nicht an Gott, aber er glaubt an den Sport und an die vereinenden Kräfte innerhalb eines Eishockeyklubs, gerade weil er sich ausschließlich als Eishockeyklub definiert. Seine Tribüne ist ein einzigartiger Ort, wo Woche für Woche Reiche und Arme, Chefs und Untergebene, Rechte und Linke zusammenkommen. Wie viele von solchen Orten gibt es in der Gemeinde noch? Wie viele schwererziehbare Jungs hat der Eishockeysport vor Drogen und Gefängnis bewahrt? Und die Kommune damit vor Ausgaben für Soziales? Wie kommt es nur, dass alle negativen Ereignisse als »Eishockeyproblem« abgetan werden, während alles Positive als Verdienst anderer gilt? Dass die Leute einfach nicht begreifen, wie viel Arbeit hinter einem Klub wie diesem steckt, treibt den Direktor mitunter fast in den Wahnsinn. Selbst im Hauptquartier der Vereinten Nationen braucht es weniger Diplomatie als hier.

Sein Telefon klingelt erneut. Schließlich steht er auf, geht hinaus in den Gang und bemüht sich, trotz des starken Drucks auf seiner Brust seine Atmung unter Kontrolle zu bringen.

Dann stellt er sich in den Türrahmen von Peters Büro und sagt leise: »Vielleicht solltest du nach Hause gehen, bis das hier … vorüber ist …«

Peter sitzt auf seinem Stuhl, ohne ihn anzuschauen. Er hat nicht einmal seinen Computer hochgefahren, seine persönlichen Habseligkeiten bereits in Kartons gepackt und dann einfach nur gewartet.

»Bist du persönlich dieser Meinung, oder hast du nur Angst davor, was die anderen denken?«

Der Direktor runzelt die Stirn.

»Verflucht, Peter, du weißt ganz genau, dass ich diese … Situation … abscheulich finde! Einfach abscheulich! Das was … also … was deine Tochter gerade durchmacht, ist …«

Jetzt steht Peter auf.

»Maya. Du kannst sie ruhig beim Namen nennen. Schließlich kommst du jedes Jahr zu ihrer Geburtstagsparty. Du hast ihr Fahrradfahren beigebracht, erinnerst du dich? Direkt hier draußen neben der Eishalle.«

»Ich versuche ja nur … bitte, Peter … der Vorstand versucht nur … mit der Sache verantwortungsvoll umzugehen …«

Peters Augenbrauen beginnen unkontrolliert zu zucken. Das ist das einzig sichtbare Anzeichen des unerträglichen Feuersturms, der in seinem Inneren wütet.

»Verantwortungsvoll? Lass mich raten: Der Vorstand hätte die Sache gern ›intern‹ geklärt, oder? Also ›einander nur in die Augen geschaut und darüber geredet‹, ohne die Polizei einzuschalten? Klangen die Anrufer heute ungefähr so? Es geht hier um eine VERGEWALTIGUNG! Wie soll man so was denn INTERN klären!?«

Als Peter sich seine Kartons unter den Arm klemmt und in den Gang hinausgeht, tritt der Direktor zur Seite, räuspert sich und sagt schließlich verzweifelt: »Hier steht Aussage gegen Aussage, Peter. Ich … wir müssen

zuerst an den Klub denken. Du weißt das doch am besten. Der Klub darf in diesem Fall keine Stellung beziehen …«

Peter dreht sich nicht um, als er entgegnet: »Der Klub hat schon Stellung bezogen. Und zwar gerade eben.«

Er stellt die Kartons in den Kofferraum seines Autos, lässt es aber auf dem Parkplatz stehen und spaziert langsam und ziellos durch seine Heimatstadt.

Der Schulleiter hat kaum den Hörer aufgelegt, als das Telefon schon wieder klingelt. Ein Anruf nach dem anderen, alle von besorgten Eltern. Welche Antworten erwarten sie? Hier geht es um polizeiliche Ermittlungen, die Sache muss rechtlich geklärt werden. Als wäre es nicht schon schwer genug, eine Schule zu leiten! Die Mutter des Mädchens ist Anwältin, der Vater des Jungen einer der mächtigsten Männer im Ort, und in diesem Fall steht Aussage gegen Aussage. Wer kann sich dazwischenstellen? Das sollte doch wohl nicht die Aufgabe der Schule sein. Also sagt der Schulleiter immer wieder dasselbe: »Machen Sie aus dieser Sache bitte kein Politikum. Was auch immer Sie daraus machen, aber bitte kein Politikum!«

Ein Vorteil, dass Jeanette einen Bruder beim Sicherheitsdienst hat, besteht darin, dass sie durch die nächtlichen Fehlalarm-Einsätze inzwischen über ein gewisses Know-how verfügt, was die Architektur des Schulgebäudes angeht. Beispielsweise weiß sie, wo im Dachgeschoss die kleine Kammer mit der schmalen Treppe liegt, die hinauf aufs Dach führt und von den Schornsteinfegern benutzt wird. Dort oben hinter dem Lüftungsschacht, direkt über der Kantine, kann eine Lehrerin eine Zigarette rauchen, ohne dabei vom Schulleiter oder von Schülern ertappt zu werden. Und an manchen Tagen hat man das dringender nötig als an anderen.

Deshalb sieht Jeanette von dort oben, wie Benji kurz nach dem Mittagessen den Schulhof überquert. Alle anderen Spieler aus der Juniorenmannschaft schwänzen, um bei Kevin sein zu können. Also kann die Tatsache, dass Benji freiwillig hier ist, nur bedeuten, dass er nicht bei ihm sein will.

Ana sitzt allein in einem Klassenzimmer voller Schüler, die unablässig über Maya und Kevin tuscheln. Maya sitzt in einem anderen Klassenzimmer, in dem niemand tuschelt. Aber sie sieht die Zettel und die eingeschalteten Handys, die sich ihre Mitschüler heimlich unter den Tischen zuschieben.

Für sie alle wird Maya ab jetzt immer nur eines sein: im besten Fall das Mädchen, das vergewaltigt wurde, und im schlimmsten das, was gelogen hat. Das werden sie ausnahmslos mit ihr verknüpfen. In jedem Gebäude, auf jeder Straße, im Supermarkt oder in der Eishalle wird man sie wie eine tickende Zeitbombe wahrnehmen. Alle haben Angst, sie zu berühren, selbst diejenigen, die an sie glauben, weil sie nicht riskieren wollen, sich an den Splittern zu verletzen, wenn sie explodiert. Sie werden zurückweichen, verstummen, sich von ihr abwenden und sich wünschen, dass sie einfach nur verschwindet oder am besten niemals da gewesen wäre. Nicht weil sie sie hassen, denn das tun nicht alle: Nicht alle schreiben »Hure« auf ihren Spind, nicht alle sind Vergewaltiger, nicht alle wollen ihr Böses. Aber alle halten ihren Mund, weil es einfacher ist.

Mitten in der Unterrichtsstunde steht Maya auf und verlässt den Klassenraum, sogar ohne Protest des Lehrers. Sie geht den leeren Korridor entlang, betritt eine der Toilettenkabinen, stellt sich vor den Spiegel und schlägt mit voller Wucht ihre Faust dagegen. Das Glas zerbricht sofort, aber es dauert ein paar Sekunden, bis der Schmerz ihr Gehirn erreicht, und sie erblickt das Blut, noch bevor es anfängt weh zu tun.

Benji sieht, wie Maya die Toilette betritt. Bis zuletzt versucht er sich zurückzuhalten und die andere Richtung einzuschlagen. Die Klappe zu halten und sich nicht einzumischen. Doch dann hört er das laute Krachen und das Klirren kleiner Glasscherben, die ins Waschbecken fallen. Er erkennt das Geräusch nur allzu gut wieder, weil er selbst schon genügend Spiegel zerschlagen hat.

Er klopft an die Tür. Als Maya nicht öffnet, ruft er von außen: »Entweder trete ich die Tür ein, oder du machst sie auf, ganz wie du willst.«

Sie steht vor dem Handwaschbecken mit einem nachlässig um die Fingerknöchel gewickelten Streifen Toilettenpapier, das sich allmählich rot färbt.

Benji schließt die Tür hinter sich und deutet mit einem Nicken auf den Spiegel: »Sieben Jahre Unglück.«

Maya sollte vielleicht Angst haben, doch zu derlei Empfindungen ist sie nicht mehr fähig. Sie empfindet nicht einmal mehr Hass, sondern rein gar nichts.

»Das spielt jetzt ja wohl auch keine Rolle mehr, oder?«

Benji schiebt seine Hände in die Hosentaschen. Beide stehen schweigend da, das Opfer und der beste Freund des Täters. Die Hure und der Blutsbruder.

Schließlich räuspert sich Maya, um ein Schluchzen zu unterdrücken, und sagt: »Ich scheiß drauf, was du von mir willst. Ich weiß genau, dass du mich hasst. Du glaubst, dass ich lüge und deinen besten Freund verraten hab. Aber da liegst du falsch, und zwar komplett.«

Benji zieht die Hände wieder aus den Hosentaschen, fischt vorsichtig ein paar Glasscherben aus dem Waschbecken und wirft eine nach der anderen in den Papierkorb.

»Nein, du liegst falsch.«

»Ach, leck mich doch«, faucht Maya und steuert auf die Tür zu. Der Junge weicht zurück, damit sie keinen Körperkontakt mit ihm aufnehmen muss, doch sie wird erst viel später begreifen, wie rücksichtsvoll seine Geste war.

Benji spricht die folgenden Worte so leise aus, dass sie erst glaubt, sich verhört zu haben: »Du liegst falsch, Maya. Nämlich weil du glaubst, dass er immer noch mein bester Freund ist.«

Jeanette hat gerade eine Freistunde und nutzt die Zeit, während der Korridor noch leer ist, um die Toilette aufzusuchen, wo sie sich den Zigarettengeruch von den Händen waschen will. Als Maya mit verweintem Gesicht und blutigen Fingerknöcheln herauskommt, bleibt sie abrupt stehen. Doch das Mädchen nimmt die Lehrerin gar nicht wahr und läuft in die andere Richtung auf den Ausgang zu.

Im nächsten Augenblick hört sie einen ohrenbetäubenden Lärm aus der Toilette: Ein Handwaschbecken wird aus seiner Verankerung gerissen und auf den Boden geschleudert, eine Toilette wird mit Füßen getreten, bis sie zu Bruch geht, und ein Papierkorb wird geradewegs durch die Glasscheibe hindurch aus dem Fenster katapultiert. Es dauert nicht lange, bis der Korridor mit Erwachsenen und Schülern gefüllt ist, doch da ist drinnen bereits alles systematisch demoliert. Um Benji zu überwältigen und ihn aus der Toilette hinauszubefördern, sind ein Schulleiter, ein Hausmeister und zwei Sportlehrer vonnöten.

Seitens der Schule wird dieser Auftritt im Nachhinein als »Wutausbruch eines Schülers mit dokumentierter Aggressionsproblematik« deklariert. Ein durchaus verständlicher Ausbruch, wird man sagen, im Hinblick auf seine

Beziehung zu dem Jungen, der wegen »… tja … Sie wissen schon …« angeklagt wurde.

Jeanette steht vor der Toilette und starrt wie gebannt auf die Verwüstung, wobei sie flüchtig Benjis Blick begegnet, bevor er abgeführt wird. Der Junge hat eine ganze Toilette kurz und klein geschlagen und ohne mit der Wimper zu zucken seinen Ausschluss vom Unterricht und die Reparaturkosten in Kauf genommen, damit niemand erfährt, dass Maya einen Spiegel zerschlagen hat. Er hat beschlossen, dass Maya jetzt genug gelitten hat. Die einzige Erwachsene, die das weiß, ist Jeanette, doch sie wird es nicht weitersagen, denn sie hat selbst schon zur Genüge Erfahrungen mit Vertuschungen gemacht.

Dann steigt sie die Treppe ins Dachgeschoss wieder hoch und raucht das ganze Päckchen leer.

Mira befindet sich im Büro, wo sie begraben unter Ausdrucken früherer Urteile und aktueller Praxis im Sexualstrafrecht in ständiger Diskussion mit ihren Kollegen steht, die allesamt zum Krieg aufrüsten. In ihrem Inneren toben alle möglichen Gefühle gleichzeitig: Wut, Trauer, Machtlosigkeit, Rachegelüste, Hass, Angst und Panik. Doch als das Smartphone in ihrer Hosentasche vibriert und der Name ihrer Tochter auf dem Display aufleuchtet, rinnt all das mit einem Wimpernschlag von ihr herab. Fünf kurze Worte: »Kannst du nach Hause kommen?« Noch nie ist Mira schneller auf der Straße durch den Wald gefahren als an diesem Mittag.

Maya sitzt auf dem Fußboden im Bad, wo sie sich erst das Blut von der Hand wischt und schließlich vollständig zusammenbricht. Alles, was sie bis hierhin versucht hat zu unterdrücken und mit zusammengebissenen Zähnen zu ertragen, alles, was sie sich nicht anmerken lassen wollte, um die zu

schützen, die sie liebt, und ihnen das Leid zu ersparen, das ihr gerade widerfährt, bricht aus ihr heraus. Sie kann den Schmerz der anderen einfach nicht auch noch tragen. Schafft es nicht, zusätzlich zu allem noch ihre Schuldgefühle wegen der Trauer der anderen auszuhalten.

»Ich will nicht, dass diese Idioten sehen, wie ich leide …«, flüstert sie ihrer Mutter ins Ohr.

»Aber ich fürchte, dass sie es sehen müssen, um zu begreifen, dass du auch nur ein Mensch bist«, entgegnet ihre Mutter weinend, während sie das Mädchen fest umarmt hält.

39

Was macht eine Gesellschaft aus?

Amat sieht den Wagen schon von weitem. Niemand in der Senke fährt ein so teures Auto, und keiner, der ein so teures Auto besitzt, fährt damit freiwillig in die Senke. Der Mann steigt selbstsicher und mit aufrechter Haltung aus.

»Hallo, Amat. Weißt du, wer ich bin?«

Amat nickt.

»Sie sind Kevins Vater.«

Kevins Vater lächelt und betrachtet ihn. Er sieht, wie der Junge zu seiner Armbanduhr rüberlinst, und begreift, dass er gerade ausrechnet, wie viele Monatslöhne seiner Mutter eine solche Uhr wohl kostet. Er sieht auch, wie Amat seinen Wagen taxiert und überlegt, für welches Ausstattungspaket er sich wohl entschieden hat. Der Mann erinnert sich an die Zeit zurück, als er selbst in Amats Alter war, wo er ohne Geld dastand und alle hasste, die mehr besaßen als er. Er erinnert sich noch daran, dass er sich in seiner Phantasie eine Luxusvilla ausmalte, die er stundenlang mit exklusiven Möbelstücken aus einem Katalog ausstattete, den er in einem Einrichtungshaus geklaut hatte, wo er rausgeschmissen worden war.

»Können wir kurz reden, Amat? Unter vier Augen … von Mann zu Mann?«

Frack sitzt in seinem Büro am hinteren Ende des Supermarkts und hat seine Stirn auf seine Handfläche gestützt. Der Stuhl knarrt unter seinem enormen

Körpergewicht. Die Stimme am Telefon klingt bekümmert, aber nicht mitleidig: »Es hat nichts mit dir zu tun, Frack, aber du musst verstehen, dass wir nach … all dem, was passiert ist, kein Leistungszentrum in Björnstadt bauen können. Wir können es in den Medien nicht so aussehen lassen, als würden wir … na, du weißt schon.«

Der Mann am anderen Ende der Leitung ist Kommunalpolitiker und Frack Unternehmer, aber die beiden haben schon als kleine Jungs unten auf dem zugefrorenen See zusammen Eishockey gespielt. Manchmal sind ihre Telefonate offizieller Natur, mitunter auch inoffizieller, doch das heutige hat von beidem etwas.

»Ich trage eine Verantwortung für die Gemeinde, Frack. Und für die Partei. Das verstehst du doch, oder?«

Frack begreift. Er war schon immer ein Mann, der an komplizierte Fragen und simple Antworten geglaubt hat. Was macht ein Unternehmen aus? Eine Geschäftsidee. Was macht einen Ort aus? Die Gemeinschaft. Wozu ist Geld da? Es eröffnet Möglichkeiten. Hinter seinem Rücken auf der anderen Seite der Wand hämmert jemand mit einem Hammer. Frack baut gerade seinen Supermarkt aus, denn Wachstum bedeutet Überleben. Ein Unternehmer, der nicht mit der Zeit geht, bleibt nicht stehen, sondern geht rückwärts.

»Ich muss jetzt auflegen, Frack. Ich hab gleich ein Meeting«, entschuldigt sich die Stimme in der Leitung.

Ein Hörer wird aufgelegt. Eine Idee gehört der Vergangenheit an. Ein Leistungszentrum wird es also nicht geben. Was bedeutet das? Als Frack jung war, gab es in Björnstadt drei Schulen, jetzt gibt es nur noch eine. Wenn das Leistungszentrum stattdessen in Hed errichtet wird, wie lange wird es dann dauern, bis die Gemeinde hier auch die letzte Schule schließt? Wenn die besten Junioren aus Björnstadt tagsüber in der Eishalle von Hed

trainieren, ist es nur natürlich, wenn sie später auch in der ersten Mannschaft von Hed spielen. Und wenn es der ersten Mannschaft in Björnstadt nicht gelingt, die besten Jugendlichen aus der Region anzuwerben, geht der Klub unter. Die Eishalle wird nicht renoviert, und es entstehen keine neuen Arbeitsplätze, was ein logischer Schritt hin zu weiteren Investitionen gewesen wäre: in ein Konferenzgebäude und ein Einkaufszentrum, ein neues Industriegebiet, einen besseren Autobahnanschluss und vielleicht sogar einen Flughafen.

Was zeichnet einen Eishockeyklub aus? Schon möglich, dass Frack ein heilloser Romantiker ist, was zumindest seine Ehefrau immer behauptet, aber für ihn ist es ein Klub, der alle Bewohner dieses Ortes mindestens einmal in der Woche daran erinnert, was sie miteinander verbindet. Der Eishockeyklub ist der Beweis dafür, dass man in diesem Ort in der Lage ist, für etwas Größeres zusammenzuarbeiten. Und er lehrt einen zu träumen.

Frack glaubt an komplizierte Fragen und simple Antworten. Was geschieht mit einem Ort, der nicht wächst? Er stirbt.

Peter betritt den Supermarkt. Alle Leute sehen ihn, aber keiner schaut ihn an. Als er näher kommt, ziehen sich Personal und Kunden, junge wie alte Leute, seine Jugendfreunde und Nachbarn zurück und verschwinden hinter den Regalen und in den Gängen, wo sie so tun, als wären sie in ihre Einkaufslisten und Preisvergleiche vertieft. Nur ein einziger Mann schaut ihn direkt an.

Frack steht in der Tür zu seinem Büro und begegnet Peters Blick. Was zeichnet einen Sportdirektor aus? Was einen Mannschaftskapitän? Und was einen Jugendfreund? Frack setzt zögerlich einen Fuß vor den anderen und öffnet den Mund, als wolle er Peter etwas zurufen, doch der schüttelt nur

sachte den Kopf. Er wird zwar nie erfahren, wie es aussah, als seine Tochter in der Schulkantine Ana gegenüber den Kopf geschüttelt hat, weil sie nicht wollte, dass der Hass gegen sie selbst auf ihre Freundin übergreift, doch jetzt verhält er sich genauso.

Als Frack in sein Büro zurückkehrt und die Tür hinter sich schließt, ist seine Scham so groß, wie man sie nur als guter Freund empfinden kann. In dieser Stadt hat man gelernt, sich zu schämen, und man hat schon früh damit angefangen.

Kevins Vater wartet nicht auf eine Antwort von Amat, sondern reibt nur seine kalten Hände aneinander und lacht.

»Immer noch ganz schön kalt, obwohl es schon März ist, oder? Ich werde mich nie dran gewöhnen. Sollen wir uns in den Wagen setzen?«

Amat nimmt schweigend auf dem Beifahrersitz Platz und schließt behutsam die Wagentür, als hätte er Angst, sie kaputtzumachen. Im Wagen riecht es nach Leder und Parfüm. Kevins Vater betrachtet das Mietshaus vor ihnen.

»Ich bin in einem Haus aufgewachsen, das fast genauso aussieht wie das hier. Aber ich glaube, meins war ein Stockwerk niedriger. Dein Vater wohnt nicht bei euch, oder?«

Er stellt seine Frage direkt und geradeheraus. So, wie er auch seine Geschäfte tätigt.

»Er ist im Krieg gestorben, kurz nachdem ich geboren wurde«, antwortet Amat und blinzelt nervös, was der Mann mitbekommt, obwohl er ihn nicht direkt anschaut.

»Meine Mutter war auch allein mit mir und noch drei Brüdern. Wahrscheinlich der härteste Job der Welt, nicht wahr? Deine Mutter hat Probleme mit dem Rücken, oder?«

Obwohl Amat bemüht ist, keine Miene zu verziehen, sieht der Mann, wie seine Augenbrauen zu zucken beginnen. Also spricht er in fürsorglichem Ton weiter: »Ich kenne eine gute Physiotherapeutin und werde dafür sorgen, dass sie Termine bei ihr bekommt.«

»Das wäre nett«, murmelt der Junge, ohne Augenkontakt zu ihm aufzunehmen.

Der Mann hebt flüchtig die Arme.

»Erstaunlich, dass ihr bislang noch niemand diesen Tipp gegeben hat. Irgendeiner der Angestellten im Klub hätte sie doch mal fragen müssen, wie es ihr geht, findest du nicht? Sie arbeitet schließlich schon lange genug dort.«

»Seit wir hergezogen sind«, bestätigt Amat.

»In diesem Ort ist es uns wichtig, dass wir uns umeinander kümmern, oder nicht, Amat? Ja, hier in unserem Ort und in unserem Klub kümmern wir uns umeinander«, sagt der Mann und reicht ihm eine Visitenkarte.

»Ist das die Nummer der Physiotherapeutin?«, fragt Amat.

»Nein, das ist die Nummer des Personalchefs von einer Firma in Hed. Bitte deine Mutter, dort anzurufen, dann wird man sie zu einem Vorstellungsgespräch einladen. Ein Bürojob, keine Putzstelle. Einfache Verwaltungsaufgaben, Buchführung und so weiter. Sie beherrscht die schwedische Sprache doch gut, nicht wahr?«

Amat nickt etwas zu rasch und eifriger, als er es eigentlich vorhat.

»Ja! Ja … ja … na klar!«

»Also dann. Sie soll einfach diese Nummer anrufen«, sagt Kevins Vater.

Dann schweigt er lange, als wäre dies schon sein ganzes Anliegen gewesen.

Was kennzeichnet die »Truppe«? Wenn man ihre Mitglieder fragt, lautet die Antwort »nichts«, denn sie existiert gar nicht. Die Männer, die an den Tischen im »Bärenpelz« sitzen, haben nichts miteinander gemeinsam außer der Tatsache, dass sie Männer sind. Die ältesten sind über vierzig, die jüngsten noch nicht einmal volljährig. Einige von ihnen tragen das Bären-Tattoo auf dem Hals, andere auf dem Arm, aber manche haben auch gar keins. Einige haben gute Jobs, andere schlechte, und viele haben gar keinen. Einige haben Familie und Kinder, zahlen ihre Kredite ab und machen Pauschalurlaub, andere leben allein und sind noch nie aus Björnstadt herausgekommen. Das Problem der Polizei bei der Identifizierung der Männer der »Truppe« besteht darin, dass sie nur dann etwas gemeinsam haben, wenn sie zusammen auftreten. Sobald sie auch nur einen Meter voneinander entfernt stehen, sind alle nur noch einzelne Personen.

Und was macht einen Klub aus? Wenn man sie fragt, gehört er ausschließlich ihnen. Und nicht den Lackaffen, die im Jackett zu den Spielen erscheinen; die Sponsoren, der Vorstand, der Klubdirektor und der Sportdirektor sind allesamt austauschbar. Innerhalb einer einzigen Saison kann es passieren, dass all diese Kerle verschwunden sind, während der Klub weiterhin besteht, genauso wie die »Truppe«. Die nicht sichtbar, aber immer existent ist.

Ihre Mitglieder treten nicht fortwährend bedrohlich auf und werden auch nur selten gewalttätig, wenn nicht gerade ein Spiel stattfindet und sich gegnerische Fans in ihrer Nähe aufhalten. Und dennoch sind sie durchaus darauf bedacht, die Chefetage hin und wieder daran zu erinnern, wem der Klub eigentlich gehört und was passieren wird, wenn man seinen Fortbestand aufs Spiel setzt.

Ramona steht an der Bar. Die Männer in den schwarzen Jacken sitzen an ihrem Stammtisch. Sie sind die zuvorkommendsten Jungs, die sie kennt, sie machen Einkäufe für sie und schrauben oben in ihrer Wohnung neue Glühbirnen in die Lampen, noch bevor sie darum bitten muss. Aber als Ramona sie letztens danach fragte, warum sie Peter so hassen, verfinsterte sich ihre Miene, und einer von ihnen antwortete: »Weil dieser Blödmann nie ums Eishockey kämpfen musste; dem ist alles einfach so zugeflogen. Deshalb hat er Schiss und buckelt vor den Sponsoren. Er ist mehr am verdammten Image des Klubs interessiert als an seinem Wohl. Alle wissen, dass er auf den Stehplätzen aufgewachsen ist, aber jetzt, wo die Sponsoren uns von da vertreiben und durch ein beschissenes Spießerpublikum ersetzen wollen, sagt er nichts. Alle wissen, dass Sune wie ’n Vater für ihn ist und er nicht will, dass David Trainer der ersten Mannschaft wird, aber er hält die Klappe. Der hat echt keine Eier! Den kann man in unserem Klub doch nicht als Sportdirektor wollen.«

Daraufhin durchbohrte Ramona sie förmlich mit dem Blick und fragte: »Und ihr? Was glaubt ihr, wie viele Leute im Ort sich trauen, euch zu widersprechen? Glaubt ihr etwa, das bedeutet, dass ihr jedes Mal recht habt?«

Daraufhin verstummten sie.

Ramona könnte vielleicht stolz darauf sein, wenn sie jetzt nicht ausgerechnet durch die kleinen Fenster zur Straße hinausschauen würde, wo sie Peter näher kommen sieht. Er geht langsam, als wisse er nicht recht, wohin. Dann bleibt er mit seiner Lebensmitteltüte in der Hand stehen und wirft zögerlich einen Blick durchs Fenster.

Ramona könnte rausgehen und ihn reinholen, um ihn auf einen Kaffee einzuladen. Es wäre so einfach. Doch stattdessen schaut sie sich in ihrer Kneipe um, betrachtet die Männer an den Tischen und stellt fest, dass das

Einzige, was ihr in diesem Ort im Augenblick leichter vorkommt, als Peter auf einen Kaffee einzuladen, ist, es bleiben zu lassen.

Wie groß ist die Welt, wenn man zwölf Jahre alt ist? Unendlich groß und winzig zugleich. Sie besteht aus allen deinen großartigen Träumen genauso wie aus einem engen Umkleideraum in einer Eishalle. Leo sitzt auf einer Bank. Auf der Vorderseite seines Trikots prangt ein großer Bär. Alle anderen Jungs linsen zu ihm rüber, aber keiner schaut ihn direkt an. Als er sich hingesetzt hat, sind seine sogenannten besten Freunde aufgestanden und haben die Bank gewechselt. Während des gesamten Trainings kommt er nicht ein einziges Mal an den Puck. Er wünscht sich, dass sie ihn foulen oder seine Klamotten in die Dusche werfen würden. Und er wünscht sich sogar fast, dass sie offen seine Schwester beschimpfen.

Nur, um ihr Schweigen nicht länger ertragen zu müssen.

Amats Finger hören nicht auf, an der Kante der Visitenkarte entlangzustreichen. Kevins Vater schaut auf die Uhr, als habe er es eilig, und lächelt Amat zu, als sei ihre Unterhaltung beendet. Amat hat schon seinen Arm in Richtung Türgriff ausgestreckt, als ihm der Mann väterlich auf die Schulter klopft und sagt, als wäre es ihm gerade erst eingefallen: »Ach … übrigens, auf der Party, die mein Sohn letztens gegeben hat. Ich weiß zufällig, dass du meinst, an diesem Abend vielleicht etwas gesehen zu haben, Amat. Aber ich glaube, du weißt auch, dass ziemlich viele Leute mitbekommen haben, wie viel Alkohol du auf dieser Party getrunken hast, stimmt's?«

Die vibrierende Visitenkarte offenbart, wie sehr Amats Hand zittert. Kevins Vater legt seine Hand auf Amats Finger und sagt: »Wenn man etwas

getrunken hat, bildet man sich ein, bestimmte Dinge zu sehen, Amat, aber das muss nicht unbedingt bedeuten, dass es auch stimmt. Im betrunkenen Zustand ist man nicht ganz zurechnungsfähig. Glaub mir, ich hab selbst schon so einigen Blödsinn verzapft!«

Der Mann lacht warmherzig und gutmütig. Amat starrt noch immer auf die Visitenkarte, auf der der Name eines Personalchefs eines großen Unternehmens steht und ein anderes Leben verheißt.

»Bist du in Maya verliebt?«, fragt der Mann so unvermittelt, dass Amat nickt, noch bevor er darüber nachdenken kann.

Es ist das erste Mal, dass Amat es vor jemandem zugibt. Dann quellen die Tränen unter seinen Augenlidern hervor.

Der Mann lässt seine Hand weiterhin auf Amats liegen und sagt: »Sie hat sowohl dich als auch Kevin in eine ziemlich blöde Situation gebracht. Eine verdammt unangenehme Situation. Glaubst du wirklich, dass sie ernsthaftes Interesse an dir hat, Amat? Glaubst du, dann hätte sie so etwas getan? Jetzt fällt es dir vermutlich schwer, es nachzuvollziehen, aber Mädchen haben ein viel stärkeres Bedürfnis nach Aufmerksamkeit als Jungs, und sie gehen ziemlich weit, um die zu bekommen. Kleine Mädchen petzen mitunter und verbreiten Gerüchte, was Männer nicht tun. Männer schauen einander in die Augen und klären die Dinge unter sich. Oder?«

Amat linst zu ihm rüber, beißt sich auf die Lippe und nickt.

Kevins Vater beugt sich vertraulich zu ihm und flüstert: »Dieses Mädchen hat sich für Kevin entschieden, aber glaub mir, bald wird sie sich wünschen, stattdessen dich genommen zu haben. Wenn du erst mal in der ersten Mannschaft spielst und danach Profi wirst, werden dich alle Bräute anhimmeln. Und dann wirst du feststellen, dass man einigen von ihnen nicht über den Weg trauen kann. Sie sind wie ein Virus.«

Amat sitzt stumm da und spürt das Gewicht des Armes von Kevins Vater auf seiner Schulter lasten.

»Gibt es irgendetwas, was du mir sagen möchtest, Amat?«

Der Junge schüttelt den Kopf. Sein Handschweiß hinterlässt feuchte Flecken auf der Visitenkarte. Der Mann zückt sein Portemonnaie und reicht ihm fünf Tausendkronenscheine.

»Ich hab gehört, dass du dringend neue Schlittschuhe brauchst. Wenn du in Zukunft noch irgendetwas anderes benötigst, ruf mich einfach an. Hier im Ort und im Klub stehen wir füreinander ein.«

Amat nimmt die Scheine entgegen, wickelt sie um die Visitenkarte, öffnet die Beifahrertür und steigt aus.

Der Mann lässt seine Seitenscheibe herunter und ruft ihm zu: »Ich weiß, dass das Training heute Abend freiwillig ist, aber es wäre gut, wenn du hingehst. Die Mannschaft muss zusammenhalten, nicht wahr? Allein ist man in der Welt ein Nichts, Amat!«

Der Junge verspricht zu kommen. Der Mann lacht, setzt eine finstere Miene auf, wobei er die Stirn runzelt und die Schultern hochzieht, und brummt: »Wir sind die Bären, die Bären aus Björnstadt!«

Der teure Wagen wendet und verschwindet in Richtung Hauptstraße. Am Ende des Parkplatzes steht ein bedeutend billigeres Auto, ein alter Saab mit geöffneter Motorhaube. Der Besitzer, ein junger Mann in einer schwarzen Jacke und mit einem Bären-Tattoo auf dem Hals, steht darübergebeugt und schraubt am Motor herum.

Er tut so, als falle ihm weder der teure Wagen noch der Junge auf, der gerade ausgestiegen ist und nun allein vor dem Mietshaus steht. Doch er sieht, wie Amat etwas in den Schnee wirft, nachdem Kevins Vater weggefahren ist. Der Junge steht lange da und starrt auf den Boden, als

erwäge er bis zuletzt, es wieder aufzuheben. Schließlich fährt er sich mit dem Handrücken übers Gesicht und verschwindet im Hauseingang.

Der junge Mann wartet einen Augenblick, bevor er sich von seinem Saab abwendet, näher kommt und die Tausender vom Boden aufhebt. Sie sind durch den Druck von einer geballten, verschwitzen Faust noch ganz zerknittert.

Der Mann steckt sie in die Tasche seiner schwarzen Jacke.

Amat schließt die Wohnungstür hinter sich und betrachtet die Visitenkarte. Dann versteckt er sie in seinem Zimmer und holt seine Schlittschuhe. Sie sind ihm inzwischen zu klein und schon so verschlissen, dass die Farbe auf dem Leder bereits abblättert. Er weiß ganz genau, welches Modell er sich für fünftausend Kronen hätte kaufen können. Alle Kinder in der Senke kennen die Preise von Dingen, die sie sich nicht leisten können. Er packt seine Sporttasche und verlässt die Wohnung wieder, läuft die Treppe hinunter und öffnet die Haustür.

Das Geld ist verschwunden. Er wird nie genau sagen können, ob er enttäuscht oder eher erleichtert darüber ist.

Peter steht auf dem Gehweg einer leeren Straße, von wo aus er das Dach der Eishalle sehen kann. Was macht ein Zuhause aus? Es ist ein Ort, der einem gehört. Ist es noch immer ein Zuhause, wenn man dort nicht länger willkommen ist? Er weiß es nicht. Wenn er heute Abend mit Mira spricht, wird sie ihm versichern: »Ich kann überall einen Job bekommen«, und Peter wird nicken, obwohl er selbst keineswegs überall Arbeit finden kann. Sie werden gemeinsam überlegen, ob sie wegziehen sollen, und er wird

ernsthaft den Versuch unternehmen, ein Leben ohne den Eishockeysport zu führen.

Als er weitergeht, fährt ein alter Saab an ihm vorbei, doch er merkt es nicht.

Mira bringt den Müll raus. Eigentlich ist ihre Tochter dafür zuständig; so haben sie es vereinbart, als sie ihre Gitarre geschenkt bekam, doch inzwischen haben sich die Dinge verändert. Nicht einmal der Sommer wird ihrer Tochter dabei helfen, ihre Angst vor der Dunkelheit zu überwinden.

Durchs gekippte Fenster der Nachbarn weht der Duft nach frisch gebrühtem Kaffee zu ihr rüber. Großer Gott, wie sehr hat Mira angesichts des vielen Kaffeetrinkens anfänglich geseufzt, als sie gerade nach Björnstadt gezogen waren. »Kaffee, Kaffee, Kaffee. Machen die Leute eigentlich nichts anderes, als Kaffee zu trinken?«, schnaubte sie damals, woraufhin Peter mit den Achseln zuckte und entgegnete: »Sie wollen dir nur zeigen, dass sie dich gern zum Freund haben würden. Aber es fällt ihnen schwer zu fragen: ›Darf ich dein Freund sein?‹ Leichter ist die Frage ›Möchten Sie einen Kaffee?‹. In dieser Stadt … tja … wie soll ich es erklären? In dieser Stadt glaubt man an komplizierte Fragen und simple Antworten …«

Mira hat sich mit der Zeit an all das gewöhnt, was man hier in diesem Ort mitten im Wald mit einem Getränk auszudrücken pflegt. Wenn man »Danke« oder »Entschuldigung« oder auch »Ich stehe auf Ihrer Seite« sagen will, sagt man »Möchten Sie einen Kaffee?« oder »Darf ich Sie auf ein Bier einladen?« oder auch: »Bitte zwei Shots auf meine Rechnung.«

Mira wirft den Müll in die Mülltonne. Hinterm Nachbarfenster brennt Licht, doch die Haustür bleibt geschlossen.

David führt seine Mannschaft vom Umkleideraum in der Eishalle nach draußen in den Wald. Dort lässt er sie zuerst Liegestütze absolvieren, bei denen sich keiner stärker anstrengt als Bobo. Ausgerechnet dieser Junge, der in der kommenden Saison vielleicht nicht einmal mehr Eishockey spielen darf, weil er zu alt für die Junioren und zu schlecht für die erste Mannschaft ist. Trotzdem ist er freiwillig hier und schindet seinen verschwitzten Körper. Danach lässt David sie sprinten, wobei Filip jedes Mal der Schnellste ist. Die nächste Saison wird seine erfolgreichste werden, und dann können sich alle davon überzeugen, wie gut er wirklich ist. Sie werden sagen, dass er »praktisch über Nacht« seinen Durchbruch hatte. Doch stattdessen hat er dafür »nur« seine gesamte Zeit geopfert, seit er fünf war, und alles andere, was er und seine Mutter aufbringen konnten. »Über Nacht«, großer Gott. Dabei hat es fast sein ganzes bisheriges Leben gedauert.

Schließlich veranstaltet David mit seinen Jungs ein Tauziehen, wobei Lyt sich fast die Schulter ausrenkt, um zu gewinnen. Und Amat? Er sagt kein Wort, absolviert aber jede Übung korrekt und tut alles, was man ihm sagt.

Der Klubdirektor steht am Waldrand, nah genug, um alles sehen zu können, aber weit genug entfernt, um selbst nicht gesehen zu werden. Er schwitzt. Als der große Wagen unten auf dem Parkplatz vor der Eishalle anhält und Kevin und sein Vater aussteigen, ist es das erste Mal, dass Kevins Vater bei einem Training in Erscheinung tritt. Kevin ist bereits umgezogen und joggt auf seine Mannschaft im Wald zu. Der Jubel hallt zwischen den Baumstämmen wider, denn die Jungs begrüßen ihn wie einen König.

Der Direktor bleibt unter den Bäumen stehen, während David im Kreise seiner Jungs steht und Kevins Vater die Hand schüttelt. Von weitem

begegnen sich die Blicke des Direktors und des Trainers kurz, doch dann wendet sich der Direktor ab und geht zurück in sein Büro.

Wenn Kevin die Eishalle betreten hätte, wäre man im Klub gezwungen gewesen, sich über Prinzipien und Konsequenzen zu unterhalten. Der Direktor hätte ihn womöglich bitten müssen, wieder nach Hause zu fahren, »nur bis das hier vorüber ist«. Doch an einem Training im Wald kann man eine Gruppe Jungen nicht hindern.

Das reden sich zumindest alle ein.

In einem anderen Teil des Ortes, oben auf der Anhöhe, tritt Kevins Mutter vor ihre Villa, um den Müll rauszubringen. Sie hat geweint, vor Erschöpfung wie auch aus allen möglichen anderen Gründen, doch eine neue Schicht Make-up verbirgt die Spuren ihrer Tränen. Sie öffnet die Mülltonne mit aufrechtem Rücken und festem Blick. Hinter den Fenstern der Nachbarhäuser brennt Licht.

Dann wird eine Tür geöffnet, und eine Stimme ruft ihr zu: »Hast du Lust, kurz auf einen Kaffee reinzukommen?«

Im nächsten Haus öffnet sich eine weitere Tür. Im übernächsten noch eine. Und noch eine.

Komplizierte Fragen, simple Antworten. Was macht eine Gesellschaft aus?

Die Summe unserer Entscheidungen.

40

Es gibt einen alten Spruch, den besonders Trainer lieben: »Wie nennt man es, wenn ein Mann in den Wald hinausgeht und ihm andere Männer folgen? Führungsqualität. Und wie nennt man es, wenn derselbe Mann allein in den Wald geht? Spaziergang.«

Peter betritt sein Haus. Er stellt die Milch in den Kühlschrank, legt das Brot auf die Arbeitsplatte und die Autoschlüssel in eine Schale. Erst in dem Moment fällt ihm ein, dass er sein Auto vor der Eishalle hat stehen lassen. Im Stillen fragt er sich, ob er es wohl morgen ausgebrannt antreffen wird. Er nimmt die Schlüssel zur Hand, entfernt den Anhänger, an dem sie hingen, legt sie zurück in die Schale und wirft den Anhänger in den Müll.

Mira kommt in die Küche und stellt sich auf seine Füße, woraufhin er sachte zu tanzen beginnt und seiner Frau dabei ins Ohr flüstert: »Wir können von hier wegziehen. Du kannst doch überall einen Job bekommen.«

»Aber du nicht, Liebling. Du kannst nicht überall fürs Eishockey arbeiten.«

Er weiß es. Er weiß es nur allzu gut. Doch er war noch nie überzeugter von einer Sache, als er entgegnet: »Du bist mir zuliebe hierhergezogen. Also kann ich doch auch Maya zuliebe von hier wegziehen.«

Mira hält sein Gesicht mit ihren Handflächen umschlossen und erblickt seine Autoschlüssel in der Schale. Seit sie ihn kennt, hingen all seine Schlüssel immer an einem Schlüsselring in Form eines Bären. Doch jetzt nicht mehr.

Ana sitzt auf ihrem Bett, aber sie fühlt sich in ihrem Zimmer nicht mehr wie zu Hause. Als ihre Mutter wütend und verletzt darüber war, dass Ana nach der Scheidung nicht zu ihr gezogen war, warf sie ihr einmal vor, sie sei »klassisch co-abhängig« und nur bei ihrem Vater geblieben, weil sie wüsste, dass er ohne sie untergehen würde. Vielleicht stimmte das ja; Ana weiß es nicht genau. Sie hat schon immer seine Nähe gesucht, aber nicht, weil er sie so gut verstünde, sondern weil er sich so gut auf den Wald versteht. Der Wald war für sie schon immer ein einziges großes Abenteuer. Und keiner wusste mehr darüber als er; in ganz Björnstadt gab es keinen besseren Jäger als ihren Vater. Als Kind lag sie nachts oft fertig angezogen und wach im Bett und hoffte darauf, dass das Telefon klingeln würde. Denn wenn irgendwo in der Gemeinde ein Wildunfall passierte, was im Winter oft vorkam, und der betroffene Autofahrer die Polizei alarmierte, weil das Tier verletzt im Wald verschwand, riefen die Beamten umgehend bei Anas Vater an.

Seine Sturheit, sein Eigensinn und seine Einsilbigkeit erwiesen sich im normalen Leben nicht gerade als gute Eigenschaften, im Wald hingegen waren sie perfekt. »Dann bleibt doch hier wohnen und haltet für den Rest eures Lebens gemeinsam die Klappe!«, rief ihre Mutter, bevor sie endgültig ging. Und das taten sie auch, denn beide hatten nichts dagegen.

Ana erinnert sich noch daran, wie sie als kleines Kind immer darum bettelte, ihren Vater nachts begleiten zu dürfen, was er allerdings nie erlaubte. Immer war es zu spät, zu gefährlich, zu kalt. Doch sie wusste genau, dass es eigentlich bedeutete, dass er getrunken hatte. Ihr Vater vertraute seiner Tochter zwar im Wald, aber sich selbst nicht.

Adri geht hinaus zu den Hunden und füttert sie. Dabei erblickt sie Benji im Fitnessstudio im Schuppen. Seine Gehstützen liegen auf dem Fußboden und

er selbst auf dem Rücken unter einer Langhantel. Heute Abend stemmt er verdammt schwere Gewichte, selbst dafür, dass er ihr verrückter Bruder ist. Unten in der Stadt hat sie zufällig gehört, dass heute ein freiwilliges Mannschaftstraining anberaumt wurde und sich alle einschließlich Kevin im Wald getroffen haben.

Aber sie fragt Benji nicht, warum er lieber hiergeblieben ist, um ihm nicht auf die Nerven zu gehen. Auch wenn sie nicht hier geboren wurde, ist sie dennoch ein Björnstadt-Mädel. Stark wie das Eis und stur wie der Wald. Hart arbeiten und nicht beschweren.

Ana steht nackt in ihrem Zimmer vorm Spiegel und rechnet. Darin war sie schon immer gut. Seit sie zur Schule geht, hat sie eine Eins in Mathematik. Schon als sie klein war, hat sie alle möglichen Sachen gezählt, Steine, Grashalme, die Bäume im Wald, die Fußspuren auf dem Boden, die leeren Glasflaschen im Schrank unter der Spüle nach dem Wochenende, die Sommersprossen auf Mayas Haut und sogar Atemzüge. Mitunter, wenn es ihr richtig schlechtging, zählte sie auch Narben. Am häufigsten aber zählte sie Makel. Dafür stellte sie sich vor den Spiegel und deutete auf alles, was sie anormal aussehen ließ. Manchmal half es ihr, ihre Makel leichter zu ertragen, wenn sie sie schon ausgesprochen hatte, bevor irgendjemand in der Schule es tat.

Plötzlich klopft ihr Vater an die Tür, was er seit Jahren schon nicht mehr getan hat. Seit dem Auszug ihrer Mutter bewohnen Vater und Tochter jeweils eine Etage des Hauses, in der jeder seine eigene Welt hat. Sie zieht sich wieder an und öffnet ihm erstaunt. Er steht mit verzweifelter Miene im Flur. Nicht mit der Verzweiflung eines Betrunkenen und auch nicht wie ein trauriger einsamer Mann, der nachts nicht schlafen kann. Nein, er ist völlig nüchtern. Er streckt seine Hand nach ihr aus, ohne sie zu berühren, als

wisse er nicht recht, wie er ihr zeigen soll, dass er sich Sorgen macht. Er spricht langsam:

»Ich hab eben mit ’n paar Leuten aus der Jagdgruppe gesprochen. Der Eishockeyklub hat zu ’ner Mitgliederversammlung eingeladen. Es gibt offenbar eine Fraktion von Eltern und Sponsoren, die eine Abstimmung über Peter fordern.«

»Über … Peter?«, wiederholt Ana ungläubig, denn seine Worte wollen ihr einfach nicht einleuchten.

»Sie werden den Klub auffordern, ihn zu feuern.«

»Was? Und WIESO?«

»Die Anzeige wurde erst eine Woche nach der Party erstattet. Einige Leute behaupten, dass … das, was vorgefallen ist …«

Vor seiner Tochter kommt ihm das Wort Vergewaltigung einfach nicht über die Lippen, denn er will nicht, dass sie sieht, wie erleichtert und glücklich er darüber ist, dass nicht sie die Betroffene ist. Er hat Angst davor, dass sie ihn dafür hassen könnte.

Ana schlägt mit den Fäusten auf die Bettkante ein und beendet seinen Satz: »… eine Lüge ist? Die behaupten, dass es eine Lüge ist? Und jetzt glauben sie, dass Peter eine Woche gewartet hat, bevor er Anzeige erstattete, weil er Kevin eins auswischen wollte? Als wäre KEVIN hier das verfluchte Opfer?«

Ihr Vater nickt. Er bleibt lange im Türrahmen stehen, ohne zu wissen, was er entgegnen soll, bis er schließlich nur sagt: »Ich hab Elchfrikadellen gebraten. Sie stehen in der Küche.«

Dann schließt er die Tür hinter sich und verschwindet die Treppe hinunter.

Ana ruft an diesem Abend gefühlte hundertmal bei Maya an. Sie begreift, warum Maya nicht abnimmt, und weiß genau, dass Maya sie hasst. Denn was hat Maya noch mal vorausgeahnt? Genau das, was eingetroffen ist. Wenn sie die Wahrheit nicht ausgesprochen hätte, hätte Kevin nur ihr etwas angetan. Aber jetzt hat er auch all denen etwas angetan, die Maya liebt.

Es klingelt an der Tür, und Peter öffnet. Draußen steht der Klubdirektor. Er wirkt so unglücklich, so zerknirscht, verschwitzt, verdreckt, überarbeitet und gestresst, dass Peter es nicht einmal über sich bringen kann, ihn zu hassen.

»Uns steht eine Mitgliederversammlung mit einer Abstimmung ins Haus. Der Klub besteht nun mal aus Mitgliedern, und wenn diese fordern, dass der Vorstand dir kündigen soll … dann … darauf habe ich leider keinen Einfluss, Peter. Aber du kannst kommen und deine Argumente vorbringen. Das ist dein gutes Recht.«

Peters Tochter betritt den Flur und stellt sich hinter ihren Vater. Peter streckt seinen Arm aus, wie um sie zu schützen, doch sie wehrt ihn sanft ab. Dann tritt sie direkt in den Eingang und schaut dem Direktor in die Augen. Er erwidert ihren Blick.

Zumindest das.

Es ist schon spät, als Benji mit seiner Krücke an Adris Zimmertür klopft. Er steht mit schmerzenden Muskeln und zitternden Armen davor. Adri sind bei normalen Menschen nur drei Trainingsphasen geläufig: In Phase eins kann man den Schmerz gerade noch aushalten, in Phase zwei lernt man ihn zu genießen, und in Phase drei beginnt man sich danach zu sehnen. Doch ihr Bruder hat auch diese Phase längst überwunden. Er braucht den Schmerz regelrecht, ist abhängig davon und kann ohne ihn nicht leben.

»Kannst du mich fahren?«, fragt er.

Sie würde ihn gern so vieles fragen, tut es aber nicht, denn das ist nicht ihre Art. Wenn er jemanden braucht, der an ihm herumnörgelt, muss er Katia oder Gaby anrufen.

Peter schließt die Haustür wieder. Maya und er stehen allein im Flur.

Seine Tochter schaut auf und fragt: »Will der Vorstand dich feuern, oder wollen es die Eltern?«

Peter zieht wehmütig die Mundwinkel hoch.

»Beide. Aber für den Vorstand ist es leichter, wenn die Mitglieder es fordern. Es ist immer leichter, wenn jemand anderes die Zeitstrafe für einen selbst absitzt.«

Sie legt ihre Handflächen gegen seine.

»Ich hab alles zerstört, für alle, dir alles kaputtgemacht …«, schluchzt sie.

Er streicht ihr die Haare aus dem Gesicht und entgegnet ruhig: »Sag so was nicht. Du darfst nicht mal so denken. Niemals. Was wollten diese Idioten mir noch mal schenken? Eine Espressomaschine? Sollen sie sich doch ihre verdammte Espressomaschine in den Arsch schieben!«

Maya beginnt zu kichern, als hätte ihre Mutter einen schmutzigen Witz gemacht, der ihrem Vater peinlich ist.

»Und das, wo du nicht mal Espresso magst. Noch letztes Jahr hast du übrigens immer ›Expresso‹ gesagt …«

Er lehnt seine Stirn gegen ihre.

»Du und ich, wir beide kennen die Wahrheit. Deine Familie und du sowie alle anderen vernünftigen Menschen kennen die Wahrheit. Und wir werden in irgendeiner Form Gerechtigkeit bekommen, das verspreche ich dir. Ich will … ich will nur … du darfst nicht …«

»Schon okay, Papa. Ist schon okay.«

»Nein, ist es nicht! Das wird es nie sein! Du darfst nie, niemals glauben, dass es okay ist, dass das, was er getan hat … ich möchte nicht … ich hab Angst, Maya, ich hab solche Angst davor, dass du glauben könntest, ich wollte ihn nicht umbringen … ich wollte ihn nicht jede Minute, jeden Tag umbringen … denn das würde ich wirklich gern …«

Die Tränen des Vaters kullern hinunter auf die Wangen seiner Tochter.

»Ich hab auch Angst, Papa. Und zwar vor allem. Vor der Dunkelheit und vor … einfach allem.«

»Was kann ich für dich tun?«

»Mich liebhaben.«

»Für immer, Apfelkernchen.«

Sie nickt.

»Kann ich dich dann um eines bitten?«

»Was immer du willst.«

»Können wir heute Abend in die Garage gehen und zusammen Nirvana spielen?«

»Alles, nur nicht Nirvana.«

»Wie kannst du nur Nirvana nicht mögen!«

»Ich war schon zu alt, als sie ihren Durchbruch hatten.«

»Wie kann man denn zu alt für NIRVANA sein? Wie alt bist du eigentlich?«

Beide müssen lachen. Wie viel Kraft in ihnen steckt, dass sie einander noch immer zum Lachen bringen können.

Mira sitzt allein in der Küche und hört, wie ihr Mann und ihre Tochter in der Garage gemeinsam Musik machen. Sie ist mittlerweile so viel besser als er; er kommt andauernd aus dem Takt, und sie passt sich ihm an, damit er

sich nicht blöd vorkommt. Mira sehnt sich nach Alkohol und Zigaretten, doch noch bevor sie dazu kommt, sich danach umzusehen, legt jemand vor ihr einen Stapel Spielkarten auf den Tisch. Kein gewöhnliches Kartenspiel, sondern das Kinderkartenspiel, das sie in den Ferien immer im gemieteten Wohnmobil dabeihatten, als die Kinder noch klein waren. Allerdings hatten die Kinder irgendwann keine Lust mehr darauf, weil sich ihre Eltern nicht über die Spielregeln einigen konnten.

»Wir spielen ’ne Runde. Vielleicht lass ich dich sogar gewinnen«, erklärt Leo und setzt sich.

Er stellt zwei Flaschen Limonade auf den Tisch. Als seine Mutter ihn fest in die Arme schließt, lässt er es geschehen, obwohl er schon zwölf ist.

In einem heruntergekommenen Proberaum am Ortsrand von Hed hängt eine einsame Glühbirne von der Decke über einem schwarzgekleideten Jungen, der auf einem Stuhl sitzt und Geige spielt. Als jemand an den Türrahmen klopft, hält er sein Instrument noch immer in der Hand. In der Tür steht Benji auf seine Krücken gestützt mit einer Flasche Schnaps in der Hand. Der Bassist ist bemüht, sich angemessen unbeeindruckt und rätselhaft zu geben, doch sein Lächeln gehorcht diesen Gesetzen nicht.

»Was machst du denn hier?«

»’nen Spaziergang«, antwortet Benji.

»Sag nicht, dass der da selbstgebrannt ist«, meint der Bassist mit einem Lächeln in Richtung der Flasche.

»Wenn du dich hier in der Gegend niederlassen willst, musst du früher oder später lernen, das Zeug zu trinken«, entgegnet Benji.

Der Bassist vermutet, dass Benjis Worte hier im Umkreis »Entschuldigung« bedeuten. Ihm ist schon aufgefallen, dass die Leute oftmals mittels Getränken miteinander kommunizieren.

»Ich hab nicht vor, mich hier niederzulassen«, entgegnet er.

»Das hat keiner. Man bleibt einfach«, sagt Benji und humpelt in den Raum hinein.

Er fragt den Bassisten nicht nach seiner Geige, und der Bassist rechnet es Benji hoch an.

»Wenn ich spiele, kannst du tanzen«, schlägt der Bassist vor und bewegt den Bogen sanft über die Saiten.

»Ich kann aber nicht tanzen«, entgegnet Benji, ohne zu kapieren, dass es ein Scherz über seine Krücken war.

»Es ist ganz einfach. Man muss nur nicht tanzen und dann damit aufhören«, flüstert der Bassist.

Benjis Brustmuskeln zittern noch immer vor Erschöpfung, was ihm hilft, weil es sich in seinem Inneren im Vergleich dazu ruhig anfühlt.

Ana wird vom Klingeln des Handys geweckt. Sie reißt ihr Smartphone vom Fußboden hoch, stellt jedoch fest, dass es gar nicht klingelt. Stattdessen ist es das Handy ihres Vaters. Kurz darauf hört sie seine Stimme. Er redet, während er sich eine Jacke anzieht, die Hunde holt und den Schlüssel zum Waffenschrank. All diese Geräusche kommen ihr wie eine bekannte Melodie vor, ein Wiegenlied aus ihrer Kindheit. Sie wartet nur darauf, dass die Haustür von außen geschlossen, der Schlüssel im Schloss umgedreht und der Motor des alten verrosteten Pick-ups gestartet wird. Was allerdings nicht geschieht. Stattdessen klopft es leise an ihrer Tür.

Sie hört, wie er zaghaft ihren Namen ruft und durch die Tür hindurch fragt: »Ana, bist du wach?«

Sie ist bereits angezogen, bevor er seine Frage ausgesprochen hat, und öffnet ihm die Tür. Er hält in jeder Hand ein Gewehr.

»Oben an der nördlichen Zufahrtstraße ist ein Tier angefahren worden. Ich hätte zwar auch irgend'nen Trottel in der Stadt anrufen können, aber … wenn ich schon die zweitbeste Jägerin von Björnstadt im Haus hab …«

Sie würde ihn am liebsten umarmen, lässt es aber bleiben.

Die beiden Jungs liegen rücklings auf dem Fußboden. Die Flasche ist leer. Sie singen seit Stunden abwechselnd die abgedroschensten Trinklieder, die sie kennen, und lachen dabei aus voller Kehle.

»Was reizt dich eigentlich am Eishockey?«, fragt der Bassist schließlich.

»Was reizt dich an der Geige?«, fragt Benji zurück.

»Du musst dein Gehirn abschalten, um sie spielen zu können. Musik ist wie eine Auszeit von dir selbst«, antwortet der Bassist.

Die Antwort kommt zu überraschend, zu selbstverständlich und zu aufrichtig, als dass Benji mit irgendeiner sarkastischen Bemerkung kontern könnte. Also sagt er, wie es für ihn ist.

»Die Geräusche.«

»Die Geräusche?«

»Sie sind das Entscheidende beim Eishockey. Der Moment, wenn du die Eishalle betrittst. All die Geräusche, die du sofort wiedererkennst, wenn du anfängst zu spielen. Und … das Gefühl, wenn du aus der Kabine aufs Spielfeld hinauskommst; der letzte Zentimeter, bevor der Fußboden ins Eis übergeht. Der erste Abdruck, wenn du anfängst zu gleiten … es ist, als hätte man Flügel.«

Dann schweigen die Jungen lange. Sie trauen sich nicht, sich zu bewegen, als lägen sie auf einem Glasdach.

»Wenn ich dir das Tanzen beibringe, bringst du mir dann das Eislaufen bei?«, fragt der Bassist schließlich lächelnd.

»Kannst du etwa nicht Eislaufen? Wie bist du denn drauf?«, platzt es aus Benji raus, als hätte ihm der Bassist gerade gebeichtet, dass er nicht wüsste, wie man sich eine Stulle schmiert.

»Ich hab nie den Sinn darin begriffen und immer gedacht, das Eis wäre eine Laune der Natur, das die Menschen vom Wasser fernhalten soll.«

Benji lacht.

»Und warum willst du es jetzt plötzlich lernen?«

»Weil du es so liebst. Ich würde gern … was von dem begreifen, was du liebst.«

Der Bassist berührt Benjis Hand, Benji zieht sie zwar nicht zurück, aber er steht auf, so dass der Zauber gebrochen ist.

»Ich muss los«, sagt Benji.

»Geh noch nicht«, bittet ihn der Bassist.

Benji geht trotzdem ohne ein Wort durch die Tür hinaus. Der fallende Schnee vermischt sich in der Dunkelheit draußen mit seinen Tränen, und er gibt sich ihnen kampflos hin.

Wenn ein Fenster zerbricht, landen bisweilen so unfassbar viele Glasscherben im Raum, dass man kaum glauben kann, dass nur eine einzige Scheibe kaputtgegangen ist. Wie wenn ein Kleinkind eine Milchpackung umstößt und damit eine ganze Küche überschwemmt, als würde sich die Flüssigkeit unendlich ausdehnen, sobald sie die Verpackung verlässt.

Derjenige, der den Stein geworfen hat, muss sich dicht an die Hauswand geschlichen und seine gesamte Kraft aufgeboten haben, um ihn so weit wie möglich ins Zimmer hineinzubefördern. Der Stein ist von Mayas Kleiderschrank abgeprallt und schließlich auf ihrem Bett gelandet. Die Glasscherben sind so sachte und schmetterlingsgleich hinterhergerieselt,

dass es ebensogut Eiskristalle oder Diamantensplitter gewesen sein könnten.

Peter und Maya hören es trotz ihres Gitarren- und Schlagzeugspiels. Sie stürmen von der Garage ins Haus und nehmen in Mayas Zimmer sofort den hereindringenden eiskalten Windhauch wahr, während sie dort einen völlig konsternierten Leo antreffen, der mit offenem Mund mitten im Raum steht und auf den Stein starrt. Auf dem in roten Lettern »HURE« geschrieben steht.

Maya erfasst als Erste die eigentliche Bedrohung, während Peter ein paar Sekunden mehr benötigt, um zu begreifen, wer eigentlich gerade in großer Gefahr schwebt, woraufhin beide auf die Haustür zurennen. Doch es ist zu spät. Sie steht bereits offen, und auf der Einfahrt ist der Volvo schon gestartet worden.

Sie sind zu viert. Zwei von ihnen fliehen zu Fuß und zwei auf Fahrrädern. Die beiden Fahrradfahrer haben keine Chance. Auf den Bürgersteigen liegt der Schnee noch immer knöcheltief, so dass sie nur in der geräumten Spur in der Straßenmitte fahren können. Mira drückt das Gaspedal bis zum Anschlag durch, so dass der breite Wagen mit aufheulendem Motor und quietschenden Reifen auf die Straße einbiegt, wo er schlitternd hinter den Flüchtenden herrast. Innerhalb von zwanzig Metern hat Mira sie eingeholt, ohne auch nur annähernd zu erwägen, ihren Fuß auf die Bremse zu setzen. Die Jungs sind noch Kinder, höchstens dreizehn, vierzehn Jahre alt, doch der Blick der Mutter ist völlig ausdruckslos. Einer der beiden dreht sich um, so dass er vom Scheinwerferlicht geblendet wird, woraufhin er sich vor lauter Panik in voller Fahrt vom Rad wirft und mit dem Kopf voran gegen einen Zaun kracht. Der zweite Junge schafft es gerade noch, vom Rad zu

springen, bevor die Stoßstange des Volvos mit voller Wucht gegen sein Hinterrad prallt und das Fahrrad quer über die Straße schleudert.

Als Mira endlich anhält, die Fahrertür öffnet und aussteigt, liegt er mit zerrissener Hose und blutigem Kinn im Straßengraben. Mira holt einen von Peters Golfschlägern aus dem Kofferraum, umschließt ihn fest mit beiden Händen und steuert damit geradewegs auf den am Boden liegenden Jungen zu. Er heult und schreit auf, doch es kümmert sie nicht, denn innerlich spürt sie rein gar nichts.

Maya rennt auf Strümpfen aus dem Haus und die Straße entlang. Sie hört, wie ihr Vater hinter ihr herruft, dreht sich aber nicht um. Dann hört sie das Scheppern, das ertönt, als das Auto das Fahrrad rammt, und sieht den Körper des Jungen scheinbar schwerelos durch die Luft segeln. Das Rot der Volvo-Bremslichter brennt ihr in den Augen, aber sie kann dennoch die Umrisse ihrer Mutter erkennen, als diese aussteigt. Maya sieht, wie der Kofferraum geöffnet und einer der Golfschläger herausgezogen wird, während sie in pitschnassen Strümpfen mit blutenden Füßen auf gefrorenen Pfützen ausrutscht und dabei laut nach ihrer Mutter ruft, bis sie nur noch ein heiseres Röcheln hervorbringt.

Mira hat noch nie einen derart verängstigt dreinblickenden Menschen gesehen. Die kleinen Hände ergreifen den Golfschläger von hinten und reißen die Mutter zu Boden. Als Mira aufschaut, hält Maya sie fest umschlungen und schreit auf sie ein, doch Mira begreift anfänglich gar nicht, was ihre Tochter von ihr will. Sie hat noch nie einen derartigen Schrecken in ihrem Blick gesehen.

Die beiden Jungs rappeln sich von der Straße hoch und humpeln von dannen. Zurück bleiben eine Mutter und ihre Tochter, die auf der Straße

hockend beide hysterisch weinen. Die Mutter hält noch immer den Golfschläger fest umklammert, während die Tochter sie in ihren Armen wiegt und ein ums andere Mal sagt: »Es ist okay, Mama, es ist okay.«

In den Häusern um sie herum brennt noch immer kein Licht, obwohl beide wissen, dass alle Bewohner hellwach sind. Mira würde am liebsten aufspringen, sie anschreien und Steine in ihre verfluchten Fenster schmeißen, aber ihre Tochter hält sie fest, während sie zitternd mitten auf der Straße sitzen und mit den Gesichtern dicht nebeneinander atmen.

Dann flüstert Maya: »Weißt du noch, als ich klein war und die anderen Eltern in der Kita dich ›Wolfsmutter‹ nannten, weil alle Angst vor dir hatten? Aber all meine Freundinnen wollten eine Mutter wie dich haben.«

Mira flüstert ihrer Tochter schniefend ins Ohr: »Du hast dieses verfluchte Leben hier nicht verdient, meine Süße, du hast es nicht verdient …«

Maya hält die Wangen ihrer Mutter mit den Händen umschlossen und küsst sie sanft auf die Stirn.

»Ich weiß, dass du für mich getötet hättest, Mama. Ich weiß, dass du dein Leben für mich gegeben hättest. Aber wir schaffen das schon, du und ich. Ich bin schließlich deine Tochter und hab Wolfsblut in den Adern.«

Peter trägt die beiden zum Volvo. Erst die Tochter, dann die Mutter. Dann fährt er langsam mit dem Wagen rückwärts die Straße entlang wieder nach Hause.

Die beiden Fahrräder liegen noch immer im Schnee, doch am nächsten Tag sind sie verschwunden. Keiner der Bewohner der umliegenden Häuser wird je ein Wort darüber verlieren.

41

In Björnstadt bricht unbeeindruckt von den kleinen unbedeutenden Leben seiner Bewohner ein neuer Tag an. An die Innenseite eines eingeschlagenen Fensters wurde ein Stück Pappe geklebt, und eine Schwester und ein Bruder schlafen weit entfernt von allen anderen Fensterscheiben erschöpft nebeneinander auf Matratzen im Flur. Leo kuschelt sich im Schlaf an Maya, wie er es früher als Vierjähriger tat, wenn er einen Albtraum hatte und sich zu ihr ins Zimmer schlich.

Peter und Mira sitzen in der Küche und halten sich an den Händen.

»Findest du mich unmännlich, weil ich mich nicht prügeln kann?«, fragt er flüsternd.

»Findest du mich unweiblich, weil ich es kann?«, fragt sie zurück.

»Ich … also … wir müssen die Kinder von hier wegbringen«, flüstert er.

»Wir können sie nicht schützen. Egal, wo wir sind, Liebling, wir können sie nicht schützen«, entgegnet sie.

»Aber so können wir nicht weiterleben; es geht einfach nicht«, schluchzt er.

»Ich weiß«, sagt sie.

Dann küsst sie ihn, lächelt und flüstert: »Aber du bist nicht unmännlich. In vieler Hinsicht bist du sogar sehr, sehr männlich. Zum Beispiel gibst du NIE zu, dass du unrecht hast.«

Er antwortet mit den Lippen in ihren Haaren: »Und du bist die weiblichste Frau, der ich je begegnet bin. Du bist zum Beispiel VÖLLIG

unzuverlässig bei Schere-Stein-Papier.«

Sie müssen beide lachen. Selbst an diesem Morgen. Weil sie es können, und weil sie es müssen. Welch ein Segen.

Ramona steht draußen vorm »Bärenpelz« und raucht. Die Straße ist leer und der Himmel schwarz, aber sie sieht den Welpen dennoch schon von weitem, obwohl das Wetter diesig ist. Als Sune stapfenden Schrittes aus der Dunkelheit auftaucht, muss sie husten. Wenn sie weniger geraucht hätte – vierzig, fünfzig Jahre weniger –, wäre es ein Kichern.

Sune ruft seinen Welpen zu sich, doch der ignoriert sein Herrchen völlig und springt um Aufmerksamkeit buhlend eifrig an Ramonas Jeans hoch.

»Du hast dir also auf deine alten Tage ’nen Hund zugelegt?«, fragt sie grinsend.

»Noch dazu ’nen kleinen Kläffer, der einfach nicht hören will. Irgendwann mach ich noch Blutwurst aus ihm!«, brummt Sune, doch seine Liebe zu dem strubbeligen kleinen Tier lässt sich nicht leugnen.

Ramona hustet erneut.

»Kaffee?«

»Mit ’nem kleinen Schluck Whisky drin?«

Sie nickt. Beide stampfen sich den Schnee von den Schuhen, bevor sie reingehen und etwas trinken. Währenddessen macht sich der Welpe ausdauernd mit den Zähnen an einem Stuhlbein zu schaffen.

»Ich vermute mal, du hast es schon gehört«, meint Sune betrübt.

»Ja«, bestätigt Ramona.

»Eine Schande. Es ist wirklich eine Schande.«

Ramona schenkt Sune Whisky nach, und Sune betrachtet lange sein Glas.

»Ist Peter kürzlich vorbeigekommen?«

Sie schüttelt den Kopf und zieht eine Augenbraue hoch, als wolle sie den alten Mann fragen »Hast du mit ihm gesprochen?«.

Sune schüttelt ebenfalls den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll …«

Ramona entgegnet nichts. Sie versteht es nur allzu gut. Manchmal ist es ganz einfach, aber manchmal auch ziemlich schwer, jemanden auf einen Kaffee einzuladen.

»Über den Klub solltest du dir jetzt nicht mehr den Kopf zerbrechen, Sune«, murmelt sie.

»Formell hat man mich noch nicht gefeuert. Sie scheinen es bei alldem … Trubel vergessen zu haben. Aber du hast recht, es geht mich nichts mehr an.«

Ramona schenkt ihm ein weiteres Mal Whisky nach und füllt die Tasse mit etwas Kaffee auf. Dann stößt sie einen tiefen Seufzer aus, über ihn und nicht zuletzt über sich selbst.

»Also, worum geht's? Zwei Tattergreise sitzen zusammen und tauschen Belanglosigkeiten aus. Jetzt mach schon den Mund auf und rede.«

Sune bedenkt sie mit einem schiefen Lächeln.

»Du hattest schon immer 'ne psychologische Ader.«

»Berufskrankheit. Du warst nur immer zu geizig für 'nen richtigen Seelenklempner.«

»Ich vermisse Holger.«

»Das tust du doch nur, wenn ich mit dir schimpfe.«

Sune lacht so laut auf, dass der Welpe hochschreckt und irritiert kläfft, bevor er wieder dazu übergeht, am Stuhlbein herumzukauen.

»Eigentlich vermisse ich es nur, dich auf Holger schimpfen zu hören.«

»Ich auch.«

Noch mehr Whisky mit einem kleinen Schlückchen Kaffee. Schweigen, Erinnerungen, zurückgehaltene Worte und unterdrückte Bedeutungen.

Bis Sune schließlich sagt: »Was Kevin getan hat, ist eine Schande. Eine verfluchte Schande. Aber ich mach mir ehrlich gesagt Sorgen darüber, was aus dem Klub wird. Er existiert jetzt schon seit fast siebzig Jahren, aber ich bin mir nicht mehr so sicher, ob er nächstes Jahr noch bestehen wird. Wenn Kevin verurteilt wird, fürchte ich, dass die Leute versuchen werden, sein Handeln aufs Eishockey zu schieben. Es gibt überall irgendwelche Akademiker, die nur auf so was gewartet haben. Sie werden sich die Hände reiben und alles aufs Eishockey schieben.«

Ramona verpasst dem alten Mann eine schallende Ohrfeige, so dass er fast von seinem Barhocker fällt. Die aufgebrachte alte Frau auf der anderen Seite der Bar zischt: »Bist du deswegen hergekommen? Um mir das zu sagen? Also wirklich … Kerle. An euch selbst liegt es wohl nie, oder? Wann werdet ihr endlich zugeben, dass nicht das Eishockey diese Jungs erzieht, sondern IHR es tut? Immer und überall trifft man auf Männer, die ihre eigene Dummheit auf irgendwelche blöden Dinge schieben, die sie selbst erfunden haben. ›Die Religion zettelt Kriege an‹, ›Waffen bringen Menschen um‹, immer dasselbe dumme Geschwätz!«

»Ich … so hab ich es nicht gemeint …«, bringt Sune hervor, muss sich jedoch ducken, als sie erneut ausholt.

»Du hältst den Mund, wenn ich rede! Verdammte Kerle! IHR seid doch das Problem! Die Religion zettelt keine Kriege an, Waffen bringen niemanden um, und außerdem solltest du dir verdammt nochmal im Klaren darüber sein, dass Eishockey noch nie jemanden vergewaltigt hat! Weißt du eigentlich, wer so etwas tut? Kriege anzetteln und Menschen umbringen oder sie vergewaltigen?«

Sune räuspert sich.

»Kerle?«

»KERLE! Immer diese verfluchten Kerle!«

Sune windet sich, und sein Welpe verkriecht sich verängstigt in einer Ecke. Ramona richtet umständlich und sorgfältig ihre Frisur, leert ihr Glas und muss sich eingestehen, dass es eigentlich doch gar nicht so schwer ist, jemanden auf einen Kaffee einzuladen.

Dann schenkt sie Sune und sich selbst nach, holt eine Scheibe Salami für den Welpen, umrundet die Theke und setzt sich neben den alten Mann. Sie seufzt tief und gibt schweren Herzens zu: »Ich vermisse Holger auch. Und weißt du, was er gesagt hätte, wenn er hier wäre?«

»Nein.«

»Dass wir beide genau wissen, was richtig ist, und er es uns nicht erst erklären muss.«

Sune lächelt.

»Deine bessere Hälfte war schon immer ’n selbstgefälliger Mistkerl.«

»In der Tat.«

In einem anderen Ortsteil schleicht sich Zacharias aus der Wohnung seiner Familie, ohne dabei jemanden zu wecken. Er hat sich einen Rucksack über die Schulter geworfen und trägt einen Eimer in der Hand. In seinen Ohren stecken Stöpsel, und die Musik erfüllt seinen ganzen Körper. Heute wird er sechzehn, und sein ganzes bisheriges Leben lang ist er schikaniert und gemobbt worden. Wegen allem. Wegen seines Äußeren, seines Verhaltens, seiner Aussprache und seiner Adresse. Überall. In der Schule, im Umkleideraum, im Internet. Das zermürbt einen Menschen irgendwann, auch wenn es nicht offensichtlich ist, da sich alle Leute im Umfeld eines gemobbten Kindes einbilden, dass es sich schon irgendwann daran gewöhnen wird. Doch man gewöhnt sich nicht daran, niemals. Im

Gegenteil, man beginnt innerlich zu brennen. Nur leider weiß keiner, wie lang die Zündschnur ist, nicht einmal man selbst. Schon mit neun oder zehn Jahren hat er seinen Selbstmord geplant.

Jeanette wird vom Anruf ihres Bruders geweckt, denn in der Schule ist erneut ein Alarm eingegangen. Schlaftrunken und genervt fährt sie hin und sucht gemeinsam mit ihm das gesamte Gebäude mit einer Taschenlampe ab, ohne etwas zu finden. Sie hat ihrem Bruder gerade signalisiert, die Suche abzubrechen, weil sie vermutete, dass wieder mal Schnee auf einen der Sensoren gefallen ist, als sie mit ihrem Schuh in eine feuchte Lache tritt.

Der zweitbeste Jäger von Björnstadt wischt das Blut von der Ladefläche eines verrosteten Pick-ups. Das Mädchen ist gemeinsam mit seinem Vater die ganze Nacht lang der Spur des Tieres gefolgt, das sich bis tief in den Wald geschleppt hatte, wo sie es schwerverletzt fanden und seinem Leben ein kurzes, schmerzloses Ende bereiteten. Dann schließt sie das Verdeck der Ladefläche, holt die beiden Gewehre aus dem Innenraum des Wagens und kontrolliert sie mit den gewohnten Handgriffen eines erfahrenen Jägers.

Ein Stück weiter unten auf der Straße spielen ein paar sieben-, achtjährige Jungs Hockey, während einer ihrer Nachbarn, ein Mann um die achtzig, gerade vor seinem Briefkasten steht. Sein Rheuma lässt seine Bewegungen gequält erscheinen, als schleppe er unsichtbare Felsblöcke vor sich her. Er streckt sich nach seiner Zeitung und ist schon wieder auf dem Weg zurück zum Haus, als er plötzlich innehält und Ana anschaut. Sie wohnen schon nebeneinander, seit sie denken kann. Bis vor ein paar Jahren ist der Nachbar noch regelmäßig mit ihrem Vater jagen gegangen, und als sie klein war, hat er ihr zu Weihnachten immer selbstgemachte Karamellbonbons geschenkt. Doch heute begrüßen sie sich nicht, und der

Mann spuckt nur verächtlich vor sich auf den Boden. Nachdem er seinen Hausflur erreicht hat, knallt er die Tür so fest zu, dass die grüne Flagge mit dem Bären darauf, die gleich über dem Türrahmen hängt, aus ihrer Verankerung zu rutschen droht.

Die hockeyspielenden Jungs schauen auf. Einer von ihnen trägt ein Trikot mit der Nummer neun. Sie starren Ana mit einer Miene an, die deutlich Aufschluss darüber gibt, worüber ihre Eltern zu Hause sprechen. Einer der Jungs spuckt ebenfalls auf den Boden. Dann kehren sie ihr den Rücken zu.

Anas Vater kommt auf sie zu und legt ihr eine Hand auf die Schulter. Er spürt, wie Ana unter seinen Fingern zittert, kann aber nicht genau einschätzen, ob sie kurz davor ist, in Tränen auszubrechen oder loszuschreien.

Fast sein halbes Leben lang hat Zacharias erwogen, es zu beenden. Im Kopf hat er es bereits ein ums andere Mal durchgespielt. Er wollte es irgendwo tun, wo diese Schweine es sehen würden, um sie dazu zu zwingen, mit seinem Anblick zu leben. Nach dem Motto: »*Ihr* habt das getan.« Man benötigt nicht viel dafür, nur ein Seil, ein paar Werkzeuge und irgendetwas, wo man sich draufstellen kann. Ein Hocker würde sich gut eignen, aber ein umgedrehter Eimer tut es notfalls auch. Er hält ihn in der Hand. Alles andere hat er in seinen Rucksack gepackt.

Der Einzige, der ihn daran gehindert hat, es bereits vor ein paar Jahren zu tun, war Amat. Ein einziger Freund wie Amat kann schon ausreichen. Lifa und Zacharias hingegen waren nie besonders enge Freunde und kannten sich nur durch Amat, doch als Amat zu den Junioren aufstieg und sich für ein anderes Leben entschied, wurde Zacharias alles genommen.

Amat war für ihn der Grund, weiterzuleben. Er war es auch, der ihm in den dunkelsten und schlimmsten Nächten Zuspruch gab: »Eines Tages wirst du mehr Geld und Macht haben als all diese Schweine, Zach. Und dann wirst du nachsichtig mit ihnen sein, weil du weißt, wie es ist, machtlos zu sein. Deshalb wirst du dich nicht an ihnen rächen, obwohl du es könntest. Und die Welt wird ein besserer Ort werden.«

Man hat nie wieder solche Freunde, wie man sie mit fünfzehn hat. Zacharias wird heute sechzehn. Er bricht ins Schulgebäude ein und stellt seinen Eimer ab, ohne sich darum zu scheren, dass die Alarmanlage aufheult.

Jeanette schaut mit heftig pochendem Herzen hinunter auf den Fußboden, wo sie eine große Pfütze erblickt, die sich unter ihren Schuhen sachte ausbreitet. Sie steht dicht am Eingang vor einer Reihe von Spinden, die den Oberstufenschülern gehören, und nimmt einen strengen Geruch wahr, der ihr in die Nase sticht. Als ihr Bruder näher kommt, richten beide ihre Taschenlampen auf denselben Fleck:

»Was ist denn das da auf dem Boden?«, fragt ihr Bruder.

Anas Zähne klappern so laut, dass selbst ihr Vater es hören kann.

Er flüstert: »Sie haben nur Angst, Ana, und suchen nach einem Sündenbock.«

Ana ist jetzt kurz davor, laut loszuschreien. Sie würde am liebsten losstürmen und die Haustür ihres Nachbarn aufreißen, die grüne Flagge herunterzerren und laut rufen: »Warum ist eigentlich nicht KEVIN der Sündenbock? Warum nicht?« Sie würde am liebsten so laut schreien, dass es alle anderen Nachbarn hier oben auf der Anhöhe mithören könnten, und ihnen zurufen, dass sie Eishockey liebt. Ja, dass sie es LIEBT! Aber sie ist

ein Mädchen, und wenn sie das einem Jungen sagt, wird er höhnisch entgegnen: »Ach wirklich? Du als Mädchen liebst Eishockey? Alles klar! Also wer hat 1983 den Stanley Cup gewonnen? Nun mach schon! Und wer war 1994 im Torschützenranking siebter? Komm schon! Wenn du so ’n großer Eishockeyfan bist, kannst du das doch locker beantworten!«

Als Mädchen darf man Eishockey in Björnstadt einfach nicht genauso gut finden wie die Jungen. Eigentlich dürfen Mädchen es überhaupt nicht gut finden, denn wenn sie es tun, werden sie gleich als Lesben verschrien, und wenn sie sich in einen Spieler verlieben, sind sie Huren. Ana würde ihren verfluchten Nachbarn am liebsten mit dem Rücken an die Wand stellen und ihm erklären, dass diese Kabine, in der die Jungs sitzen und ihre dreckigen Witze reißen, einer Konservendose gleicht, in der alle langsamer reifen und einige von ihnen sogar regelrecht vergammeln. Außerdem haben sie keine Mädchen als Freunde, und es gibt auch keine Mädchenmannschaften, so dass sie denken, das Eishockey gehöre ausschließlich ihnen. Von ihren Trainern bekommen sie zu hören, dass Mädchen nur der »Zerstreuung« dienen. Also lernen sie, dass Mädchen nur dazu da sind, um gevögelt zu werden. Ana würde ihm am liebsten klarmachen, dass alle Männer den Kampfgeist der Jungs bejubeln, wenn sie sich nicht unterkriegen lassen, aber niemand ihnen erklärt, dass ein Nein von einem Mädchen verflucht nochmal auch wirklich NEIN bedeutet! Das Problem in diesem beschissenen Ort besteht nicht darin, dass ein Junge ein Mädchen vergewaltigt hat, sondern darin, dass alle so tun, als hätte er es gar nicht getan! Von nun an werden alle anderen Jungs glauben, dass es okay ist, was Kevin getan hat. Denn wen kümmert es schon? Ana würde sich am liebsten aufs Dach ihres Hauses stellen und rufen: »Eigentlich ist euch Maya doch scheißegal! Und Kevin auch! Für euch sind die beiden gar keine

Menschen; es geht nur um ihren Stellenwert. Und seiner ist offenbar höher als ihrer!«

Sie würde gern so vieles loswerden. Doch die Straße ist leer, und sie schweigt, wofür sie sich selbst hasst.

»Was ist das da auf dem Boden?«, fragt Jeanettes Bruder erneut.

»Wasser«, antwortet Jeanette.

Ihr ist klar, dass es nicht viele Schüler in der Schule gibt, die wissen, wie man ins verschlossene Schulgebäude hineingelangt, unabhängig davon, ob die Alarmanlage nun auslöst oder nicht. Aber sie weiß nicht, ob die betreffende Person davon ausging, längst wieder verschwunden zu sein, bevor der Sicherheitsdienst eintrifft, oder ob es ihr schlicht und einfach egal war.

Jeanettes erste Unterrichtsstunde an diesem Morgen findet in einer neunten Klasse statt, deren Lehrer sie vertritt. Ihr fällt auf, dass Zacharias Farbe an den Händen hat und streng nach Reinigungsmittel riecht. Außerdem steht im Korridor ein Spind, auf dem das Wort »HURE« entfernt wurde, denn er hat offenbar die vergangene Nacht darauf verwendet, ihn sauberzuschrubben. Zacharias weiß, wie es sich anfühlt, wenn andere einem Schmerzen zufügen, nur weil sie in der Übermacht sind. Er weiß genau, was die Starken den Schwachen in dieser Stadt antun.

Jeanette stellt Zacharias nicht zur Rede, denn sie weiß, dass seine Aktion ein stummes Aufbegehren ist. Und wenn sie niemandem erzählt, dass sie weiß, wer den Einbruch in der vergangenen Nacht begangen hat, ist dieses Aufbegehren auch ihres.

Anas Vater lässt seine Hand auf der Schulter seiner Tochter liegen, während sie wieder ins Haus gehen, doch irgendwann entzieht sie sich ihm. Er

betrachtet sie, während sie die Gewehre in den Keller trägt, und spürt deutlich ihren inneren Hass. Er wird sich später daran erinnern, dass er in diesem Moment dachte: »Von allen Männern auf der Welt, in deren Haut ich nicht unbedingt stecken möchte, will ich jetzt am wenigsten der Kerl sein, der der besten Freundin meiner Tochter etwas angetan hat.«

42

Wenn ein Kind das Jagen lernt, muss es wissen, dass es im Wald zwei Arten von Tieren gibt: Raubtiere und Fluchttiere. Bei den Raubtieren stehen die Augen eng beieinander und sind nach vorn gerichtet, weil sie ihren Fokus ausschließlich auf ihre Beute legen. Bei Fluchttieren hingegen stehen die Augen weit auseinander und eher seitlich am Kopf, denn ihre einzige Möglichkeit zu überleben besteht darin, das Raubtier frühzeitig kommen zu sehen.

Als Ana und Maya klein waren, standen sie stundenlang mit einem Maßband vorm Spiegel, um herauszufinden, welche Art von Tier sie beide waren.

Frack sitzt in seinem Büro. Der Supermarkt hat noch nicht geöffnet, aber der Raum ist voller Leute. Die Männer, die hergekommen sind, wollten vermeiden, dass man sie zusammen in der Eishalle sieht. Sie sind nervös und leicht paranoid und reden von irgendwelchen herumschnüffelnden Journalisten. Dabei benutzen sie mehrfach Ausdrücke wie »Verantwortung« und erklären Frack, dass sie »die Sache endlich unter Kontrolle bringen müssen, bevor sie aus dem Ruder läuft«. Alle Männer sind Sponsoren oder Vorstandsmitglieder, aber heute sind sie natürlich in erster Linie als mitfühlende Freunde der Familie, als Väter oder Mitbürger hier. Alle wollen einzig und allein das Beste für die Stadt und das Beste für den Klub. Alle wollen nur, dass die Wahrheit ans Licht kommt. Einer sagt mit besorgter Stimme: »Das kapiert doch wohl jeder … warum sollte Kevin so was tun?

Ist doch klar, dass es freiwillig war, nur dann hat sie es sich irgendwann anders überlegt. Wenn wir die Sache doch nur intern hätten klären können …« Ein anderer meint: »Aber wir müssen beide Familien im Blick behalten, selbstverständlich, selbstverständlich, selbstverständlich, natürlich hat das Mädchen Angst. Die beiden sind schließlich noch Kinder. Aber die Wahrheit muss ans Licht. Bevor das Ganze aus dem Ruder läuft.« Am Ende des Meetings steht Kevins Vater auf und macht sich gemeinsam mit Frack auf den Weg in den Ort, wo die beiden von Haus zu Haus ziehen und an die Türen klopfen.

Maya ist schon früh wach. Sie steht allein in der Garage und spielt Gitarre und wird nie erklären können, was gerade mit ihr geschieht. Und auch nicht, warum sie jetzt plötzlich ganz andere Empfindungen hat als gestern, wo sie am Boden zerstört war und hysterisch weinend in den Armen ihrer Mutter auf dem Badezimmerfußboden lag. Irgendetwas ist in der vergangenen Nacht mit ihr geschehen. Der Stein, der durchs Fenster geflogen kam, das Wort »Hure« in roten Lettern darauf, die Glasscherben auf dem Fußboden. Irgendwann bewirkt all das etwas in einem. Maya hat zwar noch immer so große Angst im Dunkeln, dass es sich anfühlt, als zerre jemand an ihrer Kleidung, sobald sie ein Zimmer betritt, in dem kein Licht brennt, aber an diesem Morgen wird ihr etwas klar. Die einzige Möglichkeit, ihre Angst vor der Dunkelheit da draußen zu überwinden, besteht darin, eine noch größere Dunkelheit in sich selbst ausfindig zu machen. In dieser Stadt wird ihr niemals Gerechtigkeit widerfahren, das weiß sie, also gibt es nur eine Lösung: Entweder muss Kevin sterben oder sie selbst.

Ramona nimmt gerade ihr flüssiges Frühstück zu sich, als die beiden hereinkommen. Kevins Vater, dieser Erdahl, betritt die Kneipe wie alle anderen Gebäude auch: als gehöre sie ihm. Frack stolpert hinter ihm her, als wären ihm seine Schuhe zu groß.

»Die Kneipe ist noch geschlossen«, informiert sie Ramona.

Frack versucht es mit einem einschmeichelnden Lächeln, genau wie sein Vater es damals immer getan hat, denkt Ramona. Er war genauso groß, genauso dick und genauso dumm wie er.

»Wir wollen nur ein wenig reden«, erklärt er.

»Informell«, fügt Erdahl hinzu.

Seine Augen liegen eng beieinander.

Miras Büro ist überladen mit Kartons, und sie ertrinkt fast in den Stapeln mit Unterlagen, während ihre Kollegin einen Becher Kaffee auf ihren Schreibtisch stellt und sagt: »Wir werden tun, was wir können, Mira. Alle Kollegen in der Kanzlei werden alles Menschenmögliche versuchen. Aber du solltest dich darauf einstellen, dass die meisten dieser Fälle, bei denen Aussage gegen Aussage steht … tja, du weißt ja selbst, wie sie ausgehen.«

Miras Augen sind blutunterlaufen, und ihre Kleidung zerknittert, was vorher noch nie vorgekommen ist.

»Ich hätte eine richtige Anwältin werden und mich auf Strafrecht spezialisieren sollen. Ich hätte … ich hab mein ganzes Leben mit Unternehmensrecht und solchem Mist vertan, obwohl ich eigentlich …«

Ihre Kollegin setzt sich ihr direkt gegenüber.

»Willst du die Wahrheit hören?«

»Ja.«

»Du könntest die weltweit besten Experten auf dem Gebiet des Sexualstrafrechts zu Rate ziehen, Mira, und es wäre dennoch noch lange

nicht gesagt, dass sie Erfolg hätten. Hier steht Aussage gegen Aussage, die Anzeige wurde erst eine Woche nach dem Vorfall erstattet, und es gibt keinerlei Sachbeweise und auch keine Zeugen. Die Polizei wird die Ermittlungen mit hoher Wahrscheinlichkeit so oder so innerhalb von ein paar Tagen einstellen.«

Mira springt wütend von ihrem Stuhl auf, kann sich aber gerade noch beherrschen und davon absehen, ihren Kaffeebecher gegen die Wand zu knallen.

»Ich hab aber nicht vor, sie gewinnen zu lassen! Wenn ich vor Gericht nicht gewinne, werde ich es eben auf andere Weise tun!«

»Und was meinst du damit?«, fragt die Kollegin beunruhigt.

»Ich werde das Unternehmen seines Vaters und die Firmen seiner Freunde auseinandernehmen, und ich werde jeglichen Dreck, den sie am Stecken haben, ans Tageslicht befördern. Und ich hab vor, ihnen richtig zu schaden. Selbst wenn es nur ein popeliger Kugelschreiber ist, den sie vor Jahren mal vergessen haben zu versteuern, werde ich sie vernichten!«

Die Kollegin entgegnet nichts.

Miras Stimme erfüllt erneut den Raum: »Ich hab vor, alle und jeden zu attackieren, den sie lieben, und ich werde meine Kinder schützen, hörst du? ICH WERDE MEINE KINDER SCHÜTZEN!«

Die Kollegin steht auf. Mit einem Anflug von Enttäuschung in der Stimme sagt sie: »Genau so fangen Kriege an. Eine Seite schützt sich, woraufhin sich die andere noch mehr schützen muss, und irgendwann verwechseln wir dann unsere eigene Angst mit der Bedrohung durch unsere Gegner. Und dann schießen wir aufeinander.«

In diesem Moment knallt Miras Kaffeebecher gegen die Wand.

»ES GEHT VERFLUCHT NOCHMAL UM MEIN KIND!«

Die Kollegin schließt die Augen. Ihre stehen weit auseinander.

»Vielleicht ist es gerade deshalb noch wichtiger, den Unterschied zwischen Rache und Gerechtigkeit zu kennen.«

Ana öffnet die Haustür. Ihr Vater ist mit den Hunden beim Tierarzt, und das Haus ist leer. Maya steht mit den Armen um ihren Oberkörper geschlungen davor. Sie wissen beide nicht, ob sie weinen oder lachen, sich anschreien oder einen Witz machen sollen und was von all dem die besten Chancen aufs Überleben birgt.

»Ich vermisse deine nervige Visage«, flüstert Maya schließlich.

Ana lächelt.

»Und ich vermisse deinen unsäglichen Musikgeschmack.«

Mayas Unterlippe zittert.

»Ich wollte dich da nicht mit reinziehen und versuche nur, dich von allem fernzuhalten.«

Ana legt ihre Hände auf Mayas Schultern.

»Ich bin deine Schwester. Wie viel stärker kannst du mich denn da noch mit reinziehen?«

Maya starrt sie an, bis die Hornhaut auf ihren Augen zu brennen beginnt.

»Ich versuche dich nur zu schützen.«

»Du hast mein ganzes Leben lang versucht, mich zu schützen, und soll ich dir was sagen? Darin bist du wirklich sauschlecht! Offenbar bin ich ja völlig gaga im Kopf, also wie gut hat dein Schutz funktioniert?«

Sie müssen beide lachen.

»Du bist so blöd«, schluchzt Maya.

»Aber keiner hat dich so lieb wie ich, du Idiotin. Keiner!«

»Ich weiß.«

Mayas Augen sind feucht, als sie fragt: »Können wir zusammen in den Wald gehen und schießen? Ich …« Jetzt lügt sie, was sie Ana gegenüber

noch nie getan hat: »… ich muss einfach mal rauskommen, Ana. Ich möchte nur … das Schießen beruhigt mich irgendwie. Und ich hab gedacht, dass es mir vielleicht helfen könnte … meine Aggressionen abzubauen.«

Ana schaut sie lange an. Vielleicht begreift sie, dass Mayas plötzliches Interesse an Waffen eigentlich etwas ganz anderem gilt, vielleicht auch nicht. Jedenfalls reagiert sie wie eine echte Freundin. Sie geht los, holt zwei Gewehre und stellt keine weiteren Fragen mehr.

Ramona stützt sich mit den Handflächen auf der Theke ab und betrachtet die beiden Männer.

»Das hier ist ein gewerblicher Betrieb.«

»Wie bitte?«, fragt Frack nach.

Erdahl hingegen nimmt entspannt auf einem Barhocker Platz und grinst geduldig.

»Sie möchte, dass wir etwas bestellen. Also gut: Geben Sie uns zwei Doppelte von Ihrem besten Whisky, und dann reden wir.«

Sie schenkt ein, und Erdahl fragt ohne Umschweife: »Wissen Sie, wer ich bin?«

Sie schnaubt verächtlich und kippt den Inhalt ihres eigenen Whiskyglases hinunter. Erdahl deutet es als Zustimmung. Er führt sein Glas zum Mund und spuckt die Flüssigkeit fast wieder aus, als der Inhalt seine Zunge erreicht.

»Brrr, du meine Güte! … Ist das hier Ihr BESTER Whisky?«

Ramona schüttelt den Kopf.

»Das ist mein schlechtester.«

Frack kippt seinen hinunter, ohne eine Miene zu verziehen, und wirkt annähernd zufrieden. Doch seine Geschmacksnerven funktionieren ebenso

schlecht wie seine große Klappe. Erdahl schiebt sein Glas verächtlich zur Seite.

»Könnten wir dann bitte etwas von Ihrem besten Whisky bekommen? Dieser schmeckt ja wie ’n Reinigungsmittel für Boote.«

Ramona nickt ergeben und stellt frische Gläser auf die Theke. Dann schenkt sie ihnen aus derselben Flasche ein wie zuvor. Erdahl starrt sie an, während sich Frack ein Grinsen nicht verkneifen kann. »Im ›Bärenpelz‹ gibt es nur eine Sorte Whisky.«

Maya und Ana gehen tief in den Wald hinein, bis sie von ihm verschluckt werden. So tief, dass selbst Anas Vater mehrere Tage brauchen würde, um sie zu finden. Dann bleiben sie stehen und feuern ihre Schüsse ab, einen nach dem anderen. Ana korrigiert hin und wieder Mayas Haltung, indem sie den Winkel ihrer Schulter und ihres Ellenbogens leicht verändert, und erinnert sie daran, wie man die Luft anhält, ohne aufzuhören zu atmen.

Dann fragt sie irgendwann: »Okay … den hier: Ein Leben lang in Björnstadt bleiben, bis du alt bist, oder irgendwo an einen Ort deiner Wahl ziehen, aber nach einem Jahr sterben?«

Maya antwortet, indem sie die Stirn runzelt und ihr Gesicht so stark in Falten legt, dass es an eine zerknitterte Serviette erinnert. Ana zuckt mit den Achseln.

»Dumme Frage?«

»Ziemlich dumme Frage.«

»Irgendwann werden wir schon von hier wegkommen. Ich lasse uns jedenfalls nicht hier versauern. Wir ziehen nach New York, wo du ’nen Plattenvertrag bekommst und ich deine Managerin werde.«

Maya beginnt zu kichern. Sie hat nicht daran geglaubt, überhaupt je wieder lachen zu können, aber es steigt einfach aus ihrem Inneren auf.

»Nein, nein, nein, du wirst niemals meine Managerin.«

»Wieso nicht? Ich wäre eine SUPERSMARTE Managerin!«, wendet Ana beleidigt ein.

»Du wärst ’ne verdammt schlechte Managerin. VERDAMMT SCHLECHT. Du kannst ja noch nicht mal auf dein eigenes Handy aufpassen.«

»Kann ich doch!«

Maya zieht eine Augenbraue hoch.

»Okay. Und wo ist es?«

Ana beginnt, ihren eigenen Körper frenetisch danach abzusuchen.

»Na ja, im Moment hab ich es offenbar nicht bei mir! Aber … okay. Ich kann ja stattdessen deine Stylistin werden! Glaub mir! Du brauchst unbedingt eine Stylistin!«

»Und was ist deiner Meinung nach so falsch an meinem Stil?«, fragt Maya.

Ana mustert sie demonstrativ von oben bis unten.

»Sorry, aber du kannst dir meine Dienste leider überhaupt nicht leisten. Lass wieder von dir hören, wenn du den Plattenvertrag in der Tasche hast.«

Maya lacht auf.

»Du bist wirklich nicht mehr ganz dicht.«

»Ich könnte doch auch dein Diät-Coach werden! Ich hab nämlich gerade ’ne neue Saftdiät ausprobiert, die den gesamten Verdauungstrakt reinigt! Dabei wird die Scheiße sozusagen …«

Maya hält sich die Ohren zu, dreht sich um und läuft noch tiefer in den Wald hinein.

»Oh, hier ist der Empfang leider verdammt schlecht … sccchhhh … hallo? Hallo?«

Sie hält sich ein Handy ans Ohr und tut so, als würde sie telefonieren.

Ana blinzelt.

»Ist das etwa mein Handy? Wo hast du es gefunden?«

»Äh, ich fahre leider gerade in einen Tunnel!«, ruft Maya.

Ana holt sie im Laufschritt ein. Sie boxen erst aufeinander ein und umarmen sich dann. Schließlich sehen sie, wie die Sonne aufgeht.

Maya flüstert: »Darf ich für eine Nacht bei dir schlafen?«

Ana fehlen die Worte. Maya hat noch kein einziges Mal bei ihr übernachtet; sie waren immer nur bei Maya. Aber da sie eine echte Freundin ist, antwortet sie natürlich: »Das brauchst du doch nicht zu fragen.«

Ramona kippt ihren Whisky hinunter. Frack tut es ihr gleich. Erdahls Augen verengen sich zu schmalen Schlitzen.

»Also dann. Jetzt genug der Höflichkeiten. Wissen Sie, aus welchem Grund ich hier bin?«

Ramona schaut ihn neugierig an.

»Nein, aber ich könnte mir denken, dass Sie ein wenig Gold bei sich haben. Frack hat Weihrauch dabei. Und draußen steht bestimmt noch ein dritter weiser Mann, der die Hosentaschen voller Myrrhe hat. Kommt das so ungefähr hin?«

Erdahl atmet mit verbissener Miene durch die Nase ein und macht mit dem Arm eine knappe angewiderte Geste über den ganzen Raum hinweg.

»Diese … Kneipe … ist einer der ältesten Sponsoren von Björnstadt Eishockey. Sie steuert zwar keine bedeutenden Summen bei, aber wir alle haben Respekt vor der Tradition. Und ich vermute mal, Sie sind schon darüber informiert, dass … im Zuge dessen, was vorgefallen ist, eine außerordentliche Mitgliederversammlung anberaumt wurde.«

Frack hustet umständlich und fügt hinzu: »Wir wollen nur mit dir reden, Ramona. Die Sponsoren, tja, wir alle haben den Eindruck, dass es wichtig ist, auf der Mitgliederversammlung gemeinschaftlich aufzutreten. Dem Klub zuliebe.«

»Und was soll das bedeuten?«, fragt Ramona mit gespieltem Entgegenkommen.

Erdahl hat bereits die Nase voll. Er steht auf und informiert sie: »Teile des Vorstands müssen ausgetauscht werden. Peter Andersson wird als Sportdirektor abgelöst und durch eine geeignetere Person ersetzt. Sowohl der Vorstand als auch alle Sponsoren sind sich darüber einig, aber wir respektieren unsere Mitglieder und möchten, dass der Vorschlag direkt von ihnen kommt. Wir sind mit den allerbesten Absichten hergekommen.«

Ramona lächelt spöttisch.

»Tja, Sie sind ja schon immer als jemand mit den allerbesten Absichten in Erscheinung getreten. Und was hat Peter verbrochen, dass er als Sportdirektor so ungeeignet ist, wenn ich fragen darf?«

Erdahl brummt zwischen zusammengebissenen Zähnen: »Sie wissen doch selbst sehr gut, was passiert ist.«

»Nein, das tue ich nicht. Und ich glaube, Sie wissen es auch nicht. Deswegen gibt’s ja eine polizeiliche Ermittlung.«

»Sie wissen genau, weswegen mein Sohn angeklagt ist«, sagt Erdahl.

»Aus Ihrem Mund klingt es ganz so, als wäre er das Opfer«, bemerkt Ramona.

Jetzt verliert Erdahl die Fassung, was Frack noch nie erlebt hat und was ihm solche Angst einjagt, dass er sein Glas und Ramonas gleich mit umstößt.

Erdahl schreit: »Mein Sohn IST das Opfer. Können Sie sich überhaupt auch nur annähernd vorstellen, wie es ist, einer solchen Anklage ausgesetzt

zu sein? Können Sie das?«

Ramona weicht keinen Millimeter zurück, als sie antwortet: »Nein. Aber spontan könnte ich mir denken, dass das Einzige, was schlimmer sein muss, als wegen einer Vergewaltigung angezeigt zu werden, ist, selbst vergewaltigt worden zu sein.«

»Sie stehen also hier und gehen davon aus, dass dieses verdammte Mädchen die Wahrheit sagt?«, faucht Erdahl.

»Ich stehe hier und nehme mir die Freiheit, nicht davon auszugehen, dass das Mädchen irgendeinen Grund hat zu lügen, nur weil Ihr Sohn Eishockeyspieler ist. Und außerdem hat sie einen Namen. Sie heißt Maya«, antwortet Ramona.

Erdahl lacht herablassend.

»Sie sind also eine von denen, die meinen, das Ganze aufs Eishockey schieben zu können?«

Ramona nickt mit ernster Miene.

»Haben Sie jemals Eishockey gespielt?«

»Ja, allerdings hab ich mit zwölf wieder aufgehört«, gibt Erdahl zu.

»Dann haben Sie recht. Ich schiebe es aufs Eishockey. Wenn Sie nämlich noch ein paar Jahre länger dabeigeblieben wären, hätte das Eishockey Sie vielleicht lehren können, wie ein Mann zu verlieren. Dann hätten Sie womöglich gelernt, dass auch Ihr Sohn Fehler machen kann, und wenn dem so ist, wie ein MANN dazu zu stehen und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Dann bräuchten Sie nicht herkommen und die Schuld auf ein fünfzehnjähriges Mädchen und seinen Vater zu schieben.«

Als Erdahl hilflos die Arme hebt, kippt er seinen Barhocker um. Es geschieht bestimmt nicht absichtlich, aber er macht keine Anstalten, ihn wieder aufzustellen. Stattdessen atmet er tief durch die Nase ein, starrt Ramona mit dunklen Pupillen an, wirft einen Tausender auf die Theke und

beendet das Gespräch mit einem ebenso höhnischen wie bedrohlichen Kommentar: »Mag sein, dass Ihnen diese Kneipe gehört, aber das Gebäude gehört Ihnen nicht. An Ihrer Stelle hätte ich das vorher bedacht.«

Dann knallt er die Tür hinter sich zu, so dass die Fensterscheiben vibrieren.

Ana und Maya gehen ins Haus hinein. Ana holt den Schlüssel für den Waffenschrank ihres Vaters und stellt die Gewehre zurück, mit denen sie geschossen haben. Maya merkt sich jedes noch so kleine Detail, nicht zuletzt, wie die Waffen aufgereiht stehen und wo Ana den Schlüssel aufbewahrt.

»Was ist das eigentlich für ’ne Knarre?«, fragt sie mit unschuldiger Miene und deutet auf eine doppelläufige Schrotflinte.

»Eine Bockflinte«, antwortet Ana.

»Ist die schwer zu laden?«, fragt Maya.

Ana lacht auf, doch dann wird sie misstrauisch: »Warum fragst du?«

Maya zuckt mit den Achseln.

»Bist du ’n Bulle, oder was? Ich will’s einfach nur wissen. Sieht cool aus. Können wir damit auch mal schießen?«

Ana grinst und boxt sie in die Schulter.

»DU kommst mir eher wie ’n Bulle vor, aber echt!«

Dann holt sie Patronen und zeigt Maya, wie man eine Bockflinte öffnet, lädt und entsichert, denn sie genießt die wenigen Situationen, in denen sie sich besser auskennt als ihre Freundin. Sie sagt herablassend: »Es ist so einfach, dass selbst du es hinkriegst.«

Maya muss lachen.

»Und wie viele Schüsse kann man mit ihr abfeuern?«, fragt sie.

»Zwei«, antwortet Ana.

Sie öffnet die Waffe erneut, entlädt sie, legt die Patronen zurück und verschließt den Waffenschrank. Dann verlassen die Mädchen den Keller. Maya sagt nichts weiter.

Sie denkt nur: »Eigentlich brauche ich nur einen.«

Frack steht noch immer im Pub und richtet vorsichtig ein Glas nach dem anderen wieder auf.

»Er wollte doch nur … mit dir sprechen, Ramona«, flüstert er.

»Dein Vater hätte sich geschämt«, kontert sie aufgebracht.

»Ich versuche ja nur … ich will nicht Partei ergreifen.«

Ramona schnaubt verächtlich.

»Das gelingt dir aber schlecht.«

Frack dreht sich um, wirft sich bekümmert seine Jacke über und geht hinaus. Nach ein paar Sekunden kommt er wieder zurück. Er steht wie der unglückliche kleine Junge von damals vor der Theke, der noch nicht einmal im Teenageralter war und gemeinsam mit Peter in die Kneipe kam, um ihre beiden versoffenen Väter nach Hause zu holen.

»Kommt Robban Holts noch manchmal hierher?«, murmelt er fragend.

»Seit er arbeitslos ist, fast jeden Tag«, antwortet Ramona mit einem Nicken.

Frack nickt ebenfalls.

»Kannst du ihn bitten, mal im Supermarkt vorbeizuschauen und mit meinem Lagerchef zu sprechen? Ich sorge dafür, dass er zu einem Vorstellungsgespräch kommen kann.«

Ramona nickt. Darüber könnten sie ins Gespräch kommen, aber da sie echte Björnstädter sind, tun sie es nicht.

Am späten Nachmittag ist Kevin auf seiner Joggingrunde auf der Anhöhe unterwegs. Er läuft mit tief in die Stirn gezogener Mütze und einer Kapuze darüber und macht Tempo. Er hat sich weite, neutrale Laufkleidung ohne das Bärenlogo darauf übergezogen, damit ihn niemand erkennt, was allerdings unnötig ist, da alle Bewohner der Anhöhe zur Mitgliederversammlung in die Eishalle gegangen sind, wo die Abstimmung stattfinden soll. Dennoch fühlt sich Kevin von irgendwo außerhalb des Waldes beobachtet, was natürlich Einbildung ist. Er ist ja schon paranoid, jedenfalls redet er sich das ein.

Die Sonne ist bereits untergegangen. Maya steht vor Kälte zitternd im Wald, doch die Bäume verdecken sie. Im Dunkeln gerät sie noch immer in Panik, aber sie ist fest entschlossen, sich die Dunkelheit zum Freund oder gar Verbündeten zu machen. Sie stand schon hier, als Kevin noch in seinem erleuchteten Elternhaus umherging, von wo aus er sie zwar nicht sehen konnte, aber sie ihn, was ihr ein unerwartetes Gefühl der Macht verlieh und sie in einen Rausch versetzte.

Als er seine Joggingrunde antrat, hat sie seine Zeit genommen. Die erste Runde dauerte drei Minuten und vierundzwanzig Sekunden. Die zweite drei Minuten und zweiundzwanzig Sekunden. Sie hat auch die Zeit der dritten und vierten genommen. Und die der vielen darauffolgenden ebenfalls.

Sie hat sich alle Zeiten notiert. Dann nimmt sie ihre Arme hoch, als halte sie ein unsichtbares Gewehr in Händen, und überlegt, wo sie sich strategisch am günstigsten platzieren könnte.

Er oder sie muss sterben. Sie hat sich noch nicht entschieden, wer von beiden.

43

Es ist nicht schwer, zu kämpfen. Sich zu prügeln. Es ist nur schwer, damit anzufangen. Und wieder damit aufzuhören. Wenn man erst einmal dabei ist, agiert man rein instinktiv. Das Komplizierte an der Gewalt ist nur, sich zu trauen, den ersten Schlag auszuteilen, und sich zu beherrschen, am Ende nicht noch ein letztes Mal zuzuschlagen, wenn man als Sieger aus der Sache hervorgeht.

Peters Wagen steht noch immer auf dem Parkplatz vor der Eishalle. Er ist nicht angezündet worden, auch wenn Peter den Verdacht hegt, dass der eine oder andere es in Erwägung gezogen hat. Er kratzt die Scheiben frei und setzt sich hinein, ohne den Motor zu starten.

Peter hat gute Eishockeytrainer schon immer mehr als alles andere beneidet, weil sie die Fähigkeit besitzen, sich vor eine Gruppe zu stellen und sich Respekt zu verschaffen. Er selbst besitzt dieses Charisma nicht. Er war zwar einmal Mannschaftskapitän, doch da hat er eher durch sein Spiel anstatt mit Worten überzeugt. Er kann niemandem den Eishockeysport erklären, sondern ist einfach nur selbst gut darin gewesen. In der Musik nennt man so etwas »absolutes Gehör«, im Sport mitunter »physische Intelligenz«. Man schaut jemandem dabei zu, wie er sich bewegt, und der eigene Körper begreift unmittelbar, wie er es umsetzen muss. Eislaufen, einen Puck schießen, Geige spielen. Manche trainieren ihr Leben lang, ohne es zu lernen, während andere es sozusagen im Blut haben.

Peter war immer gut genug, um nicht lernen zu müssen, wie man sich prügelt, was seine Rettung war. Er ist weder philosophisch veranlagt noch ein überzeugter Gewaltgegner, er hat nur einfach nicht den Instinkt dafür.

Als Leo mit dem Eishockeyspielen anfing, geriet Peter einmal in eine Diskussion mit einem seiner Trainer, der die ganze Zeit herumbrüllte und schimpfte. Der Trainer argumentierte: »Man muss ihnen verdammt nochmal ein bisschen die Hölle heißmachen, damit sie einem zuhören!«

Peter entgegnete nichts, doch im Auto auf dem Heimweg drehte er sich zu Leo um und erklärte ihm Folgendes: »Als ich klein war, hat mein Vater mich geschlagen, wenn ich mal Milch verschüttete, Leo. Aber dadurch hab ich nicht gelernt, keine mehr zu verschütten. Es hat nur bewirkt, dass ich seitdem Angst vor Milch habe. Merk dir das.«

Der Parkplatz füllt sich langsam mit Autos, und aus allen Richtungen strömen Leute zu Fuß herbei. Manche von ihnen erblicken Peter, tun jedoch so, als sähen sie ihn nicht. Er wartet, bis sie in die Halle gegangen sind und die Mitgliederversammlung begonnen hat. Währenddessen erwägt er kurz, den Motor zu starten, nach Hause zu fahren, seine Familie und alle Habseligkeiten einzupacken und einfach von hier zu verschwinden. Und zwar so weit weg wie nur möglich. Doch stattdessen steigt er aus, überquert den Parkplatz, öffnet die schwere Tür zur Eishalle und geht hinein.

Es ist nicht schwer, zu kämpfen. Es ist nur schwierig, den richtigen Zeitpunkt dafür zu finden.

Ann-Katrin sitzt in einer der hinteren Stuhlreihen neben Galten. Ihr kommt es so vor, als wäre in der Cafeteria der Eishalle die ganze Stadt versammelt. Die Stühle sind bis auf den letzten Platz besetzt, und es drängen noch immer Leute nach, die sich einen Stehplatz an den Wänden suchen. Ganz

vorn auf einem kleinen Podest sitzt der Vorstand. Die erste Stuhlreihe ist für die Sponsoren und die Eltern der Junioren reserviert. In ihrer Mitte sitzen Kevins Eltern. Ann-Katrin sieht Leute, die sie schon ein Leben lang kennt, wie bei einem Begräbnis auf Kevins Mutter zugehen und ihr ihre Anteilnahme an der furchtbaren Ungerechtigkeit aussprechen, die ihr widerfahren ist.

Als Galten sieht, wo Ann-Katrin hinschaut, umschließt er fest ihre Hand.

»Wir dürfen uns nicht einmischen, Anki. Die Hälfte der Leute hier sind unsere Kunden.«

»Das ist keine Abstimmung hier, das ist Lynchjustiz«, flüstert Ann-Katrin.

»Wir müssen warten, bis wir wissen, was wirklich geschehen ist. Wir wissen ja noch gar nicht alles, Anki. Wir wissen noch nicht alles«, entgegnet ihr Mann.

Sie weiß, dass er recht hat. Also wartet sie. Beide warten. Alle warten.

Frack bleibt mitten auf dem Parkplatz stehen. Er hält sich ganz bewusst nicht irgendwo im Schatten oder hinter einem Baum verborgen. Das Letzte, was er jetzt will, ist bedrohlich aufzutreten.

Als der kleine Wagen mit dem Logo der Lokalzeitung auf der Fahrertür auf den Parkplatz einbiegt, winkt er freundschaftlich. Darin sitzen eine Journalistin und ein Fotograf, und er bedeutet ihnen höflich, die Seitenscheibe herunterzulassen.

»Hallo! Hallo! Ich glaube, wir kennen uns noch nicht. Ich heiße Frack und bin der Besitzer des Supermarkts!«

Er schüttelt der Journalistin durchs Seitenfenster die Hand.

»Hallo, wir wollen nur zur Mitgliedervers–«

Frack beugt sich vor und kratzt sich beflissen am Bartansatz.

»Natürlich! Zur Mitgliederversammlung also, ja? Ich würde nur gern kurz ein paar Worte mit Ihnen wechseln. Also … off the record, sozusagen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Die Journalistin legt den Kopf schräg.

»Nein, nicht ganz.«

Frack räuspert sich.

»Also, Sie wissen ja, wie es ist. Die Leute werden manchmal ziemlich nervös, sobald irgendwo ein Journalist auftaucht. Das, was passiert ist, ist wie ein Trauma für die ganze Stadt, das verstehen Sie doch bestimmt. Wir wollen eigentlich nur sichergehen, dass Ihr Artikel … na ja … dass Sie nicht herkommen und irgendwelche Probleme ausgraben, die gar nicht vorhanden sind.«

Die Journalistin weiß nicht recht, was sie darauf entgegnen soll, aber die Art und Weise, wie sich der korpulente Mann beim Reden über ihre Wagentür hinunterbeugt, ist ihr unangenehm. Doch Frack lächelt entgegenkommend, wünscht ihr noch einen schönen Tag und geht von dannen.

Die Journalistin und der Fotograf warten ein paar Minuten, bis sie aussteigen und sich ebenfalls auf den Weg machen. Als sie die Tür zur Eishalle öffnen und den Korridor entlanggehen, treten vor ihnen plötzlich zwei Männer aus dem Dunkel. Sie sind fünfundzwanzig, dreißig Jahre alt, tragen schwarze Jacken und haben ihre Hände in den Hosentaschen vergraben.

»Diese Versammlung ist nur für Mitglieder«, erklärt der eine.

»Wir sind von der Zeitung …«, versucht es die Journalistin.

Die Männer stellen sich ihr in den Weg. Sie sind einen Kopf größer als der Fotograf und zwei Köpfe größer als die Journalistin. Sie sagen nichts; der eine macht nur einen kleinen Schritt vor und bleibt dann stehen. Eine

angedeutete Geste seiner Gewaltbereitschaft. Die Eishalle ist schlecht ausgeleuchtet, und in dem Bereich, in dem sie sich befinden, ist es menschenleer und still.

Der Fotograf ergreift den Jackenärmel der Journalistin. Ihr fällt auf, dass er ganz bleich im Gesicht ist. Die Journalistin kommt nicht aus der Gegend; sie absolviert nur ein Praktikum bei der Lokalzeitung, aber der Fotograf wohnt mit seiner Familie in Björnstadt. Dann zieht er sie wieder hinaus zum Auto, und sie fahren davon.

Fatima sitzt in der Küche. Sie hört, wie jemand an der Wohnungstür klingelt, doch Amat besteht darauf, selbst zu öffnen, als wisse er bereits, wer davorsteht. Draußen stehen zwei ziemlich breitschultrige Jungen. Fatima hört zwar nicht, was sie sagen, aber sie sieht, wie einer von ihnen seinen Zeigefinger in Amats Brustkorb bohrt. Nachdem ihr Sohn die Wohnungstür wieder geschlossen hat, weigert er sich, seiner Mutter zu erzählen, worum es ging. Er sagt nur: »Es war was Mannschaftsinternes«, und geht zurück in sein Zimmer.

Bobo steht schräg hinter William Lyt. Angesichts Lyts Aggressivität ist ihm nicht ganz wohl, und er begreift nicht recht, wozu sie gut sein soll, aber er hat ihm nichts entgegenzusetzen.

»Amat ist doch einer von uns, warum bist du so sauer?«, hat er ihn schon auf dem Weg hierher gefragt.

»Jetzt muss er es uns beweisen«, hat Lyt zur Antwort gebrüllt.

Als Amat die Tür öffnet, bohrt ihm Lyt geradewegs seinen Finger in den Brustkorb und spricht seine Worte wie einen Befehl aus: »Im Klub findet eine Mitgliederversammlung statt. Die gesamte Mannschaft geht hin und

stellt sich draußen vor die Eishalle, um Kevin ihre Unterstützung zu signalisieren. Und du kommst auch.«

»Ich schau mal, ob ich's schaffe«, murmelt Amat.

»Du schaust nicht, sondern du gehst hin! Wir halten alle zusammen!«, weist Lyt ihn an.

Bevor sie wieder gehen, versucht Bobo, Augenkontakt mit Amat aufzunehmen, doch es gelingt ihm nicht.

Die Mitgliederversammlung verläuft, wie Zusammenkünfte dieser Art immer verlaufen. Sie beginnen zögerlich, arten aber rasch aus. Der Klubdirektor räuspert sich und bittet in einem halbherzigen Versuch, für Ruhe zu sorgen, um Aufmerksamkeit.

»Als Erstes möchte ich erklären, dass der Vorstand den Sportdirektor allein nicht absetzen kann. Auch die Mitglieder können Teile der Belegschaft nicht beliebig abwählen. Das erlauben die Statuten des Vereins nicht.«

Ein Mann springt mit erhobenem Zeigefinger von seinem Stuhl auf: »Aber die Mitglieder können den Vorstand abwählen, und Sie sollten sich im Klaren darüber sein, dass wir es auch tun werden, wenn Sie sich über den Willen der Stadt hinwegsetzen!«

»Hier gilt die Vereinssatzung, und wir drohen einander nicht«, entgegnet der Direktor mit verbissener Miene.

»Nicht drohen? Wer droht hier eigentlich wem? Wessen Kinder sind denn von der Polizei aus dem Bus gezerrt worden?«, faucht der Mann.

Dann steht eine Frau mit vor den Hüften gefalteten Händen auf und betrachtet die Vorstandsmitglieder mitleidig: »Wir sind nicht auf eine Hexenjagd aus; wir versuchen nur, unsere Kinder zu schützen. Meine Tochter war auf Kevins besagter Party, und jetzt hat die Polizei bei uns

angerufen und eine ›Zeugenaussage‹ von ihr verlangt. Ich bitte Sie, diese Jugendlichen kennen einander schon ihr ganzes Leben lang, und plötzlich sollen sie als Zeugen gegeneinander aussagen? Was geschieht hier eigentlich?«

Nach ihr erhebt sich ein Mann.

»Wir wollen niemanden anklagen. Aber wir wissen doch alle, dass … wie es manchmal ist … diese junge Frau wollte offenbar Zugang zu diesem Freundeskreis bekommen. Vielleicht wollte sie auch nur Aufmerksamkeit. Ich meine ja nur: Warum sollte Kevin so etwas tun? Wir kennen ihn sehr gut. Er ist überhaupt nicht der Typ dafür. Ganz und gar nicht.«

Ein anderer Mann bleibt sitzen, spricht aber dennoch laut genug: »Man sieht doch sofort, dass sie auf Anerkennung aus ist. Im Umfeld der Jungs herrscht eine Art Groupiementalität, was völlig natürlich ist. Ich sage nicht, dass sie es absichtlich getan hat, das Ganze ist wohl eher psychisch bedingt. In Gottes Namen, sie ist schließlich noch ein Teenager, und wir wissen ja, wie die Hormone in dieser Zeit verrücktspielen. Aber wenn sie in betrunkenem Zustand das Zimmer des Jungen betritt, bringt sie ihn doch in eine prekäre Situation, oder? Eine verdammt prekäre Situation. Für den Jungen ist es da wirklich nicht ganz leicht, ihre Signale zu deuten!«

Danach steht Maggan Lyt auf und bedenkt alle Umsitzenden mit einem bedauernden Blinzeln: »Ich bin selbst eine Frau, und deshalb nehme ich den Begriff ›Vergewaltigung‹ sehr ernst. Wirklich sehr, sehr ernst! Und aus diesem Grund bin ich der Meinung, wir sollten unsere Kinder so erziehen, dass sie begreifen, dass man diesbezüglich nicht lügen darf. Und wir wissen alle, dass diese junge Frau lügt. Die Beweislage für den Jungen ist überwältigend, und es gibt nicht mal ansatzweise einen Grund dafür, warum er das hätte tun sollen, weswegen man ihn angeklagt hat. Wir wollen der jungen Frau nicht weh tun und auch ihrer Familie nicht, aber was senden

wir denn für Signale aus, wenn wir an diesem Punkt nicht einschreiten? Dass alle Mädchen gleich ›Vergewaltigung!‹ schreien können, sobald ihre Liebe nicht erwidert wird? Ich bin selbst eine Frau, und deshalb liegt mir dieses Thema wirklich am Herzen. Alle hier im Raum wissen, dass der Vater des jungen Mädchens versucht, aus dieser Sache ein Politikum zu machen. Offenbar konnte er es einfach nicht verkraften, dass es größere Stars in diesem Klub gibt als ihn …«

Peter steht im Türrahmen. Es dauert einige Zeit, bis ihn einer der Anwesenden erblickt, doch dann geht es ganz schnell, bis sich auch alle anderen zu ihm umdrehen. Sie bilden ein Meer aus Augenpaaren, die er eigentlich schon ein Leben lang auf sich gerichtet spürt. Von Jugendfreunden, Klassenkameraden, ersten Liebschaften, Arbeitskollegen, Nachbarn und Eltern der Spielkameraden seiner eigenen Kinder. Ganz hinten an einer Wand stehen zwei Dutzend junge Männer in schwarzen Jacken, deren Erscheinungsbild eine unausgesprochene Drohung in sich birgt. Sie sagen nichts, aber keiner von ihnen wendet seinen Blick von Peter ab. Peter spürt förmlich ihren Hass, bleibt aber dennoch voller Trotz und mit aufgerichtetem Rücken stehen, während er Maggan Lyt anschaut.

»Lassen Sie sich in Gottes Namen bitte nicht durch mich stören«, sagt er. Im Raum ist es still genug, so dass alle hören können, wie ihm in diesem Augenblick das Herz bricht.

Die Journalistin und der Fotograf werden mit dem Chefredakteur reden, sobald sie in die Redaktion zurückkehren, und die Journalistin erwartet, dass er sie geradewegs wieder zur Versammlung in der Eishalle zurückschicken wird. Doch stattdessen wird er irgendetwas vor sich hin brummen, nach dem Motto »Ich weiß nicht recht, ob wir es eine

›Bedrohung‹ nennen können … die Leute sind einfach nur nervös … das muss man verstehen … vielleicht sollten wir nicht … Sie wissen schon …« Der Fotograf wird sich räuspern und den Satz zu Ende sprechen: »… nach irgendwelchen Problemen suchen, wo gar keine sind?« Der Chefredakteur wird nicken und antworten: »Genau … ganz genau!«

Die Journalistin wird nichts dazu sagen, denn sie ist noch zu jung und hat zu viel Angst um ihren Job, aber sie wird sich im Nachhinein noch gut an die Panik im Blick der beiden Männer erinnern. Noch lange danach wird sie daran denken müssen, was Kevin Erdahl zu ihr sagte, als sie ihn nach dem Halbfinale interviewte. Das, was alle Sportler zu sagen lernen, wenn einer ihrer Mannschaftskameraden einen gegnerischen Spieler gefoult hat. Die gespielte Verwunderung, die abweisende Körpersprache und seine einsilbige Antwort. »Die Situation hab ich nicht mitbekommen.«

Diesmal klopft Fatima nicht an die Tür ihres Sohnes, bevor sie sein Zimmer betritt, was sie sonst immer tut. Amat sitzt mit der Visitenkarte in der Hand auf seinem Bett. Sie setzt sich dazu und erklärt mit Bestimmtheit: »Ein Junge darf zwar Geheimnisse vor seiner Mutter haben, aber nicht, wenn er sie so schlecht verbergen kann.«

»Da ist nichts. Du brauchst nicht … mach dir keine Sorgen, Mama«, entgegnet er.

»Dein Vater hätte …«, beginnt sie, doch er unterbricht sie, was er sonst nie tut.

»Sag mir nicht, was Papa getan hätte. Er ist doch gar nicht hier!«

Sie legt die Hände in den Schoß und hört, wie er heftig atmet. Er reicht ihr die Visitenkarte, doch sie nimmt sie nicht an.

»Es geht um einen Job«, bringt er mit einer Mischung aus der Verzweiflung eines Jungen und der Wut eines jungen Mannes hervor.

»Ich habe schon eine Arbeit.«

»Eine bessere Arbeit«, entgegnet er.

Seine Mutter zieht erstaunt eine Augenbraue hoch.

»Oh, ist ein Arbeitsplatz mit einer Eisfläche nebendran, damit ich meinem Sohn jeden Tag beim Trainieren zusehen kann?«

Seine Schultern sinken herab.

»Nein.«

»Dann ist es kein besserer Job. Ich habe schon eine Arbeit, also mach dir um mich keine Sorgen.«

In seinen Augen blitzt Wut auf.

»Und wer soll sie machen, Mama? Wer? Sieh dich doch an! Wer soll für uns sorgen, wenn dein Rücken nicht mehr mitmacht?«

»Ich schaffe es schon, so wie ich es immer geschafft habe«, verspricht sie ihm.

Er versucht erneut, ihr die Visitenkarte in die Hand zu drücken, doch sie weigert sich noch immer, sie zu ergreifen. Dann ruft er: »ALLEIN IST MAN IN DIESER WELT EIN NICHTS, MAMA!«

Sie entgegnet nichts, bleibt aber neben ihm sitzen, bis er in Tränen ausbricht.

Er schluchzt: »Es ist zu schwer, Mama. Du weißt gar nicht … du weißt nicht, wie sehr ich … ich kann nicht …«

Fatima löst den Griff seiner Hände um ihre und steht auf. Sie tritt ein paar Schritte zurück und sagt entschieden: »Ich weiß ja nicht, was du weißt. Aber was auch immer es sein mag, gibt es offenbar jemanden da draußen, der eine Höllenangst davor hat, dass du berichtest, was du weißt. Lass mich dir eine Sache erklären, mein geliebter Junge: Ich brauche keine Männer. Ich brauche keinen Mann, der mich morgens in einem großen Wagen zur Eishalle kutschiert, und auch keinen, der mir eine neue Arbeit anbietet, die

ich gar nicht haben will. Ich brauche keinen, der meine Rechnungen bezahlt oder mir sagt, was ich glauben, denken und fühlen soll. Ich brauche nur einen einzigen Mann, und zwar meinen Sohn. Und du bist nicht allein. Du warst nie allein. Du musst dir nur überlegen, mit wem du zusammen sein möchtest.«

Dann verlässt sie sein Zimmer und schließt die Tür hinter sich, ohne die Visitenkarte mitzunehmen.

Maggan Lyt steht noch immer, da sie zu stolz ist, um sich wieder hinzusetzen. Sie wendet sich an den Vorstand und verlangt: »Ich finde, wir sollten öffentlich abstimmen.«

Daraufhin ergreift der Klubdirektor zum ersten Mal seit Beginn der Mitgliederversammlung das Wort und sagt: »Ja, aber ich sehe mich gezwungen, darauf hinzuweisen, dass den Statuten zufolge jeder Anwesende hier im Saal das Recht hat, eine anonyme Wahl zu fordern …«

Er merkt zu spät, dass Maggan genau dies bezweckt hat. Sie dreht sich demonstrativ um und fragt: »Befindet sich also jemand hier im Raum, der sich nicht traut, offen zu seiner Meinung zu stehen? Der uns anderen nicht in die Augen schauen und sagen kann, was er denkt? Dann möge er jetzt bitte schön aufstehen und eine anonyme Abstimmung fordern!«

Im Raum herrscht absolute Stille. Peter dreht sich um und geht. Er hätte dableiben können, um sich zu verteidigen, entscheidet sich aber dagegen.

Amat steckt sich die Ohrstöpsel in die Ohren und durchquert erst seinen eigenen Stadtteil und dann den der anderen. Dabei durchlebt er gedanklich noch einmal seine gesamte Kindheit und seine bisherige Jugend, letztlich sein ganzes Leben. Es wird immer Menschen geben, die seine Entscheidung

nicht nachvollziehen können. Die ihn als feige, unehrlich oder illoyal bezeichnen. Vermutlich solche, die ein abgesichertes Dasein führen und nur von Menschen mit gleichen Ansichten umgeben sind. Sie wollen nur das hören, was zur Bestätigung ihres eigenen Selbstbildes beiträgt. Für sie ist es leicht, Amat zu verurteilen, denn es ist immer leichter, andere moralisch zu belehren, wenn man sich selbst nie für irgendetwas rechtfertigen muss.

Er geht zur Eishalle und stellt sich neben seine Mannschaftskameraden. Noch bevor er sprechen gelernt hat, ist seine Mutter mit ihm vor dem Krieg geflohen, doch er lebt noch immer auf der Flucht. Das Eishockey ist das Einzige, was ihm je das Gefühl vermittelt hat, Teil eines Ganzen zu sein. Normal zu sein. Gut zu sein.

William Lyt klopft ihm freundschaftlich auf den Rücken. Amat schaut ihm in die Augen.

Ramona steht im Gang und wartet auf Peter. Sie stützt sich auf ihren Gehstock und riecht nach Whisky, und es ist das erste Mal seit einem ganzen Jahrzehnt, dass er sie mehr als fünf Schritte vom »Bärenpelz« entfernt stehen sieht. Sie grummelt etwas vor sich hin: »Die werden sich schämen. Eines schönen Tages werden sie sich daran erinnern, dass sie dem Jungen blind vertraut haben, als die Aussage eines Jungen gegen die eines Mädchens stand. Und dann werden sie sich schämen.«

Peter klopft ihr auf die Schulter.

»Niemand verlangt … niemand … du musst dich nicht aufopfern, nur weil es um meine Familie geht, Ramona«, flüstert er.

»Und du brauchst mir verdammt nochmal nicht zu sagen, was ich tun und lassen soll, Junge.«

Peter nickt, drückt ihr einen Kuss auf die Wange und geht von dannen. Er hat sein Auto schon erreicht, als sie mit Hilfe ihres Stocks die Tür zur

Cafeteria öffnet. In diesem Augenblick lockert gerade einer der Anzugträger aus dem Vorstand seine Krawatte und stellt halb im Scherz eine Reihe von Fragen in den Raum: »Wie soll es eigentlich rein praktisch zugegangen sein? Hat sich das schon mal jemand überlegt? Habt ihr euch mal die Jeans angeguckt, die die jungen Frauen heutzutage tragen? Die sind knalleng wie ’ne Aalhaut! Sie schaffen es ja kaum, sie selbst auszuziehen; wie sollte es also erst einem Teenager gegen ihren Willen gelingen? Kann mir das mal jemand sagen?«

Er lacht über seine eigene Gewitztheit, und ein paar der Anwesenden stimmen ein, doch als die Tür mit einem Ruck geöffnet wird und das hölzerne Türblatt gegen die Wand knallt, verstummen alle im Saal und drehen sich um. In der Tür steht Ramona, betrunken und wütend. Sie deutet mit ihrem Stock auf den Mann und sagt:

»Aha, der kleine Lennart. Das fragst du dich also. Soll’n wir vielleicht um ’n Jahresgehalt von dir wetten, dass es mir gelingt, dich gegen deinen Willen aus diesem Anzug rauszukriegen, ohne dass auch nur irgendein Wichtigtuer im Saal irgendetwas dagegen unternehmen könnte?«

Dann schlägt sie mit ihrem Stock mit dem Wahnsinn einer Betrunkenen gegen einen Stuhl, so dass der in diesem Zusammenhang völlig unschuldige Mann, der darauf sitzt, nach Luft ringt und sich an die Brust greift. Ramona fuchtelt mit ihrem Stock drohend in der Luft herum.

»Das hier ist nicht mehr meine Stadt. Ihr alle seid nicht mehr meine Stadt. Ihr solltet euch schämen.«

Ein Mann steht auf und ruft: »Verflucht nochmal, Ramona, halt jetzt endlich die Klappe! Du hast ja keine Ahnung von den Dingen!«

Daraufhin treten drei Männer in schwarzen Jacken lautlos aus dem Schatten vor der Wand. Einer von ihnen durchquert mit wenigen Schritten den Raum, stellt sich vor den betreffenden Mann und entgegnet: »Wenn du

Ramona noch ein Mal sagst, sie soll die Klappe halten, dann schlag ich dir deine ein, und zwar für immer!«

Amat steht vor der Eishalle und schaut seinen Mannschaftskameraden in die Augen. Dann holt er tief Luft, wendet sich von ihnen ab und geht weiter. Sein erster Schritt ist noch zögerlich, der zweite bereits entschieden. Er hört, wie Lyt hinter ihm herruft, doch er betritt die Eishalle und lässt die Tür hinter sich offen stehen. Er passiert die Eisfläche, geht die Treppe hinauf und begibt sich in die Cafeteria, wo er sich zwischen den Stuhlreihen bis ganz nach vorn hindurchzwängt und direkt vor den Vorstand stellt. Von dort schaut er einem Erwachsenen nach dem anderen in die Augen, zuerst und am längsten von allen einem Mann namens Erdahl.

»Ich heiße Amat, und ich habe gesehen, was Kevin mit Maya gemacht hat. Ich war betrunken und bin in sie verliebt und sage es besser gleich, damit ihr verlogenen Feiglinge es nicht hinter meinem Rücken sagen müsst, wenn ich wieder weg bin. Kevin Erdahl hat Maya Andersson vergewaltigt. Ich werde morgen zur Polizei gehen, und dort wird man mir höchstwahrscheinlich erklären, dass ich kein glaubwürdiger Zeuge bin. Aber Ihnen allen werde ich jetzt alles sagen, alles, was Kevin getan hat, und alles, was ich gesehen habe. Und Sie werden es nie vergessen, denn Sie haben mich schon Eishockey spielen sehen und wissen, dass meine Augen besser sind als die von irgendwem anders hier im Raum. Das ist doch das Erste, was man bei Björnstadt Eishockey lernt, nicht wahr? ›Den Blick kann man nicht lernen. Mit dem wird man geboren.‹«

Dann beginnt er zu berichten. Er schildert jedes einzelne Detail und zählt alle Gegenstände auf, die sich in Kevins Zimmer befanden. Die Poster an den Wänden, die genaue Reihenfolge der Pokale in seinen Regalen, die

Kratzer auf dem Fußboden, die Farbe seiner Bettwäsche, das Blut an der Hand des Jungen, die Panik im Blick des Mädchens, die gedämpften, erstickten Angstschreie unter seiner schweren Handfläche, die blauen Flecken, die Gewalt, das Unbegreifliche, das Widerliche, das Unverzeihliche. Er schildert alles. Und keiner der Anwesenden im Saal wird es je vergessen.

Als er fertig ist, verlässt er die Cafeteria wieder. Er knallt weder die Tür hinter sich zu, noch stapft er wutentbrannt die Treppe hinunter, und selbst auf dem Weg nach draußen schreit er niemanden an.

Als er den Parkplatz erreicht, stürzt sich William sofort auf ihn und ruft: »Was hast du getan? Was hast du nur getan, du verfluchte dämliche Hure? WAS HAST DU GETAN!!!???«

Die Hände, die dazwischengehen, sind nur halb so groß wie Lyts; sie sind sogar noch kleiner als Amats, aber sie halten beide Jungen voneinander fern, als besäßen sie übermenschliche Kräfte.

»Das reicht jetzt«, brüllt Ann-Katrin William an.

Bobo steht ein paar Meter entfernt und beobachtet, wie seine Mutter einen jungen Mann, der doppelt so schwer ist wie sie, mit dem Blick vernichtet. Er kam sich noch nie blöder vor, war aber zugleich nie stolzer als in diesem Moment.

In der Cafeteria steht Filips Mutter auf und wartet, bis sich das allgemeine Gemurmel gelegt hat. Sie verschränkt ihre feuchten Finger miteinander, schaut zum Vorstand auf und fragt: »Kann jede beliebige Person eine anonyme Wahl fordern?«

Der Direktor nickt.

»Anonyme Wahl, ja natürlich. Den Statuten zufolge ist nur eine Person dazu nötig.«

»Dann fordere ich es«, sagt Filips Mutter und setzt sich wieder.

Ihre beste Freundin, die neben ihr sitzt, packt sie voller Empörung und Wut beim Arm.

»Was soll das denn? Was SOLL das …?«

Daraufhin äußert Filips Mutter drei Worte, die selbst beste Freundinnen einander mitunter an den Kopf werfen müssen:

»Halt die Klappe, Maggan.«

Amat weicht zurück, ohne zu seinen alten Mannschaftskameraden rüberzuschauen, denn er weiß sowieso längst, was sie denken. Dann steckt er sich seine Stöpsel in die Ohren, wirft einen letzten Blick zurück in die Eishalle und sieht unter einer einsamen Neonröhre kurz die Eisfläche aufblitzen. Ihm ist klar, dass er sich auf die Seite der Verlierer geschlagen hat und die Sache hier niemals gewinnen wird. Vielleicht wird er sogar nie mehr spielen dürfen. Wenn ihn hier und jetzt jemand fragen würde, ob es die Sache wert ist, würde er flüsternd antworten: »Ich weiß es nicht.« Manchmal lässt das Leben nicht zu, dass man sich seine Konflikte selbst aussucht. Im Gegensatz zu der Gesellschaft, die man sich sehr wohl selbst aussucht.

Er läuft durch den Ort zurück. Auf den Bürgersteigen liegt noch Schnee, doch die Luft riecht bereits nach Frühling. Diese Jahreszeit hat er schon immer gehasst, weil die Eishockeysaison dann bald vorbei ist. Er geht fast bis zu seiner Wohnung, betritt dann jedoch den Hauseingang nebenan, geht in den zweiten Stock hinauf und klingelt an der Wohnungstür.

Zacharias öffnet ihm mit dem Controller einer Spielekonsole in der Hand. Sie betrachten einander, bis der Schnee um Amats Schuhe herum schmilzt. Er atmet schwer und spürt seinen eigenen Puls hinter den Augäpfeln hämmern.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.«

Zacharias macht ihm im Flur Platz, damit er reinkommen kann. Amat hängt seine Jacke an denselben Haken, den er tagtäglich benutzt hat, seit er groß genug war, um allein heranzureichen. Zacharias setzt sich in seinem Zimmer aufs Bett und spielt Computerspiele. Amat sitzt eine halbe Stunde lang neben ihm. Dann steht Zacharias auf, geht auf ein Regal zu, holt einen weiteren Controller und legt ihn seinem Freund in den Schoß.

Sie spielen zusammen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Was auch nie nötig war.

Währenddessen stimmen die Mitglieder eines Eishockeyklubs auf einer Mitgliederversammlung über die Zukunft eines Sportdirektors ab und zugleich über die Zukunft ihrer Stadt. Über ihre eigene Zukunft also – und die von allen.

Ramona sitzt neben einem Mann in schwarzer Jacke in einer Ecke. Er hat ein Bären-Tattoo auf dem Hals und zwirbelt seine Autoschlüssel nervös zwischen den Fingern hin und her. Ramona tätschelt ihm die Wange.

»Du hättest ihm nicht unbedingt androhen müssen, ihn zum Schweigen zu bringen. Ich komm schon allein zurecht. Aber dennoch danke.«

Der Mann lächelt matt. Seine Fingerknöchel sind voller Narben, und an einem Unterarm sind die Male eines Messerstichs zu erkennen. Sie hat ihn weder je dafür bewundert noch verurteilt. Er und die anderen Männer in den

schwarzen Jacken sind sozusagen im »Bärenpelz« aufgewachsen. Ramona hat immer auf ihrer Seite gestanden und sie verteidigt, als sich alle anderen von ihnen distanziert haben, selbst wenn sie nicht unbedingt ihrer Meinung war. Sie hat ihnen den Rücken freigehalten, auch wenn sie sie mitunter anschrie. Sie lieben Ramona.

Und dennoch sagt er jetzt: »Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Jungs dazu bringen kann, so abzustimmen, wie du es gern hättest.«

Sie nickt und fährt ihm mit der Hand durchs Stoppelhaar.

»Ich hab Amat heute Abend in die Augen geschaut und vertraue ihm. Danach richte ich mich. Aber wie ihr euch entscheidet, ist eure Sache. So war es schon immer.«

Der Mann nickt. Das Tattoo an seinem Hals bewegt sich auf und ab, als er schluckt.

»Ich weiß nicht, ob wir uns da einmischen können. Die Truppe und der Klub haben Vorrang.«

Ramona steht mühsam auf, doch bevor sie losgeht und ihre Stimme abgibt, tätschelt sie ihm das Knie und fragt: »Wessen Klub?«

Der Mann bleibt sitzen und schaut ihr nach. Er zwirbelt weiter seine Autoschlüssel zwischen den Fingern, so dass das Logo des Saab ein ums andere Mal in seiner Handfläche verschwindet und wieder auftaucht. Dann richtet sich sein Blick auf einen Mann, der in der ersten Reihe sitzt. Letztens hat er ihn in der Senke gesehen, gemeinsam mit Amat. Es ist Kevin Erdahls Vater. Der Mann mit der schwarzen Jacke schiebt seine Hand in die Tasche. Dort liegen noch immer die fünf zerknitterten Tausendkronenscheine, die er aus dem Schnee gefischt hat.

Er hat sich noch nicht entschieden, was er mit ihnen machen soll.

44

Die Liebe, die Eltern für ihre Kinder empfinden, ist einzigartig. Andere Menschen fangen wir irgendwann an zu lieben, aber unsere eigenen Kinder nicht. Die lieben wir schon auf immer und ewig, noch bevor sie überhaupt existieren. Wie sehr man sich auch darauf vorbereitet, erleben alle Mütter und Väter einen ersten Augenblick des Schocks, während sie von einer Flutwelle der Gefühle erfasst werden, so dass es ihnen den Boden unter den Füßen wegreißt. Es ist unbegreiflich, weil es nichts Vergleichbares gibt. Es ist, als beschreibe man jemandem, der sein Leben lang in einem dunklen Raum gehaust hat, das Gefühl von Sand, der zwischen den Zehen hindurchrieselt, oder von Schneeflocken, die auf der Zunge landen. Es haut einen förmlich um.

David legt seine Hand auf den Babybauch seiner Freundin. Er liebt bereits ein Geschöpf, das er noch nie gesehen hat, und merkt, wie seine Seele von einer Liebe erfasst wird, die eigentlich noch gar nicht existent sein dürfte. Seine Mutter sagte immer, dass die Geburt jedes Kindes einer Herztransplantation gleichkäme. Jetzt begreift er es.

Die Finger seiner Freundin streicheln seinen Nacken. Er hat den ganzen Abend lang telefoniert, um sich über die Mitgliederversammlung und die dort getroffenen Entscheidungen zu informieren. Man hat ihm ein Angebot unterbreitet, von dem er schon träumte, als er gerade Trainer der Mini-Mannschaft wurde.

»Ich weiß nicht, was ich machen soll.«

»Hör auf dein Herz«, entgegnet seine Freundin.

»Ich bin Eishockeytrainer. Das ist das Einzige, was ich sein will. Der Rest ist Politik und hat nichts mit dem Sport zu tun.«

Seine Freundin küsst seine Handfläche.

»Dann bleib doch einfach Eishockeytrainer.«

Maya klingelt an Anas Haustür. Sie erwähnt nicht, dass sie Kevin auf seiner Joggingrunde beobachtet hat, und auch nicht, was sie selbst getan hat. Vor kurzem war es für sie noch völlig undenkbar, Geheimnisse vor Ana zu haben, doch jetzt kommt es ihr wie die natürlichste Sache der Welt vor. Und dennoch ist es ein mieses Gefühl. Sie gehen zu Maya nach Hause. Peter, Mira und Leo sitzen in der Küche und warten darauf, dass das Telefon klingelt und jemand ihnen sagt, wie die Abstimmung bei der Mitgliederversammlung ausgegangen ist. Doch noch hat sich niemand gemeldet. Also tun sie das Einzige, was sie tun können. Warten. Maya holt ihre Gitarre und Peter seine Drumsticks. Ana fragt, ob sie dazu singen darf. Sie singt schrecklich falsch. Es hört sich so schräg an, dass es einer ganzen Familie hilft, die Wartezeit zu überbrücken.

Ein Stück entfernt ist in einer Eishalle unten am See die Mitgliederversammlung eines Eishockeyklubs gerade zu Ende gegangen. Die Abstimmung ist beendet, alle Stimmen sind ausgezählt, und alle Beteiligten ziehen ihre Konsequenzen daraus.

Eine Gruppe von Männern in schwarzen Jacken verliert sich in der Menge. Einige von ihnen gehen gemeinsam mit ihren Familien, andere allein. Männer und Frauen strömen auf den Parkplatz hinaus. Alle reden, aber

keiner sagt etwas. In den Häusern, in denen die Lichter bereits erloschen sind, steht den Bewohnern eine lange Nacht bevor.

Lange nachdem die Letzten gegangen sind, sitzt der Klubdirektor noch immer an einem Tisch in der Cafeteria, während Frack allein in der Dunkelheit auf der Tribüne steht. Dieser Klub ist ihr Leben, und keiner von beiden kann genau sagen, wem er jetzt noch gehört.

Amat sitzt zu Hause bei Zacharias auf dem Bett, als sein Handy vibriert. Er hat eine SMS bekommen, die aus einem einzigen Wort besteht. Sie ist von Maya.

»Danke.«

Amat schreibt ein einziges Wort zurück.

»Sorry.«

Ihres steht für das, was er getan hat. Seins dafür, wie lange er gebraucht hat, bis er sich endlich traute.

Kevins Eltern verlassen die Cafeteria als Erste. Sein Vater schüttelt mehreren Leuten die Hand und wechselt ein paar Worte mit ihnen. Seine Mutter sagt nichts. Draußen steigen sie in verschiedene Autos und fahren in unterschiedliche Richtungen.

Sune geht nach Hause und füttert seinen Welpen. Als sein Telefon klingelt, ist er zwar überrascht, aber keineswegs erstaunt. In der Leitung ist der Direktor eines Eishockeyklubs. Nachdem Sune aufgelegt hat, bleibt er noch wach, denn er hat den Verdacht, jeden Moment Besuch zu bekommen.

Kevins Mutter hält den Wagen an und schaltet den Motor aus, erwägt jedoch umgehend, ihn wieder zu starten. Dann schaltet sie die Scheinwerfer aus, bleibt jedoch sitzen. Sie fühlt sich völlig kraftlos und fiebrig und schafft es kaum, ihre Finger ums Lenkrad zu schließen. Innerlich ist sie zu Asche verbrannt, so dass ihr Körper nur noch als äußere Hülle fungiert. Jedenfalls wird sie es so in Erinnerung behalten.

Schließlich steigt sie aus ihrem Auto und geht durchs Wohngebiet, wo sie erst nach dem richtigen Reihenhaus suchen muss, bevor sie an der Tür klingelt. Es ist das letzte vor der Senke.

Der Welpe hört den Besucher schon, noch bevor er anklopft. Sune öffnet die Tür und bedeutet seinem Hund zu verschwinden, doch seine Stimme kann kaum verbergen, wer von beiden in ihrer noch jungen Beziehung schon die Macht innehat.

»Der Unterschied zwischen Eishockeyspielern und Hunden?«, fragt David mit einem grimmigen Lächeln im Türrahmen.

»Ein Eishockeyspieler tut zumindest manchmal, was man ihm sagt«, brummt Sune.

Die beiden Männer schauen einander an. Früher waren sie einmal Mentor und Schüler. Damals war ihre Liebe zueinander unerschütterlich. Doch die Zeiten ändern sich, denn Eishockey steht niemals still.

»Ich wollte persönlich vorbeikommen, damit du es direkt von mir erfährst …«, beginnt David.

»Du hast also den Job in der ersten Mannschaft bekommen«, sagt Sune nickend.

»Hat der Direktor schon bei dir angerufen?«

»Ja.«

»Nimm es nicht persönlich, Sune. Aber ich bin nun mal Eishockeytrainer. Das ist unser Leben.«

Benjis eingegipster Fuß ist inzwischen kein Gipsfuß mehr, sondern ein Holzbein. Er trägt eine schwarze Augenklappe, sein Zimmer ist ein Piratenschiff, und seine Nichte und sein Neffe sind seine Gegner. Sie fechten mit Eishockeyschlägern und kreischen vor Lachen, während sie Benji, der auf einem Bein herumspringt, hinterherjagen und zuerst seine Bettdecke samt Laken zerreißen, um ihm dann beides über den Kopf zu stülpen, so dass er sich darin verheddert und im Fallen seine Kleiderkommode samt Inhalt umstößt. Plötzlich steht Gaby mit verschränkten Armen und der Miene ihrer Mutter im Türrahmen.

»Mist …«, murmelt eines der Kinder.

»Das ist alles nur Benjis Schuld!«, beteuert das andere wie aus der Pistole geschossen.

»Oh, oh, wer petzt, hat keine Freunde!«, ruft Benji und versucht, unter der Bettdecke wieder aufzutauchen.

Gaby deutet streng mit dem Zeigefinger auf sie und sagt: »Euch bleiben noch fünf Minuten, um das Chaos hier wieder aufzuräumen. Dann geht ihr Hände waschen und kommt direkt danach an den Tisch. Oma hat das Abendessen schon fast fertig. Das gilt übrigens auch für dich, kleiner Bruder!«

Benji brummt irgendetwas unter der Decke, woraufhin die Kinder versuchen, ihn zu befreien. Gaby stürzt ins Bad, damit die drei nicht mitbekommen, dass sie laut loslachen muss – und wie nötig sie und alle anderen Bewohner des Ortes es an diesem Abend haben.

Sune holt aus den Tiefen seines gewaltigen Brustkorbs Luft und betrachtet David.

»Verabscheust du Peter wirklich so sehr, dass du nicht mehr zum Klub gehören könntest, wenn er bleibt?«

David seufzt frustriert.

»Das Ganze hat nichts mit Abscheu zu tun. Ich kann nur einfach nicht hinnehmen, wofür er steht. Wir spielen Eishockey und müssen in der Lage sein, das Wohl des Klubs unserem eigenen voranzustellen.«

»Und du findest, dass Peter das nicht getan hat?«

»Ich hab ihn doch gesehen, Sune. Ich hab ihn auf dem Parkplatz gesehen, als die Polizisten Kevin aus dem Bus gezerrt haben. Peter ist hingefahren, weil er es sehen wollte. Es war Rache.«

»Hättest du in seiner Situation nicht dasselbe getan?«

David schaut auf und schüttelt den Kopf.

»In seiner Situation hätte ich vermutlich sogar eine Waffe dabeigehabt. Aber davon spreche ich nicht.«

»Und wovon sprichst du dann?«, fragt Sune.

»Ich spreche davon, dass Eishockey nur funktioniert, wenn es in einer abgeschlossenen Welt stattfindet, in die wir nicht den ganzen Scheiß von draußen mit hineinnehmen. Wenn Peters Familie mit der Anzeige bis zum Tag nach dem Finale gewartet hätte, hätte es für Kevin genau dieselben juristischen Konsequenzen gehabt. Polizei, Anwälte, Gerichtsverhandlung, das ganze Prozedere, sie hätten genau dasselbe getan, nur eben erst einen Tag später.«

»Und dann hätte Kevin im Finale mitspielen können. Und die Juniorenmannschaft hätte vielleicht sogar gewonnen«, fügt Sune hinzu, allerdings offenbar ohne jede Überzeugung.

Doch David hält dagegen: »So etwas nennt man Gerechtigkeit, Sune, deswegen gibt es in einer Gesellschaft Gesetze. Peter hätte bis nach dem Finale warten können, denn das, was Kevin getan hat, hat nichts mit dem Eishockey zu tun und auch nichts mit dem Klub, aber trotzdem hat Peter beschlossen, ihn eigenhändig zu bestrafen. Damit hat er der gesamten Mannschaft, dem ganzen Klub und der ganzen Stadt geschadet.«

Der alte Mann atmet geräuschvoll ein und aus. Er ist zwar alt, aber sein Blick ist noch nicht trüb geworden.

»Erinnerst du dich noch daran, David, als du gerade in die erste Mannschaft aufgestiegen bist und wir einen Spieler im Team hatten, der in zwei Saisons hintereinander drei ernste Gehirnerschütterungen hatte? Alle wussten, dass er aufhören müsste, wenn noch eine weitere hinzukäme. Kurz darauf spielten wir gegen eine Mannschaft, die einen Verteidiger wie eine Bestie hatte. Der muss davon gewusst haben, denn sofort nach seiner ersten Einwechslung hat er unserm Mann absichtlich den Oberkörper in den Kopf gerammt.«

»Ich erinnere mich«, sagt David mit einem Nicken.

»Und weißt du auch noch, was du mit diesem Verteidiger gemacht hast?«

»Ich hab ihn zusammengeschlagen.«

»Ja. Unser Spieler hat eine Gehirnerschütterung erlitten, und dieses Spiel war tatsächlich sein letztes. Doch der Schiedsrichter hat dem Verteidiger nicht mal ’ne kleine Strafe erteilt. Also hast du ihn zusammengeschlagen. Zuweilen hat der Schiedsrichter unrecht, und manchmal gibt es einen Unterschied zwischen einem Regelverstoß und einem Verstoß gegen die Moral, aber du hast dir das Recht rausgenommen, dort auf dem Eis deine eigene Gerechtigkeit zu schaffen.«

»Aber das hier ist nicht dasselbe«, entgegnet David selbstsicherer, als er eigentlich ist.

Sune denkt lange darüber nach, krault dann seinen Welpen und kratzt sich an der Augenbraue.

»Glaubst du, dass Kevin Maya vergewaltigt hat, David?«

David überlegt extrem lange. Seit die Polizei Kevin abgeführt hat, überlegt er es schon. Er hat versucht, es aus allen möglichen Blickwinkeln zu betrachten, und letztlich beschlossen, das Ganze rational und verantwortungsvoll anzugehen. Also antwortet er jetzt: »Es liegt nicht bei mir, das zu entscheiden. Das ist Sache des Gerichts.«

Sune wirkt bekümmert.

»Ich kann dich als Person respektieren, David, aber deine Meinung respektiere ich nicht.«

»Und ich kann es nicht respektieren, dass sich Peter gegen die Mannschaft, gegen den Klub und gegen die ganze Stadt stellt und Gott spielt, nur weil es um seine Tochter geht. Lass mich dir eine Frage stellen, Sune: Wenn man Kevin dafür angezeigt hätte, ein anderes Mädchen vergewaltigt zu haben, wenn es also nicht Peters Tochter gewesen wäre, glaubst du, dass Peter die Familie des Mädchens aufgefordert hätte, ausgerechnet am Tag des Finales Anzeige zu erstatten?«

Sune lehnt seinen Kopf gegen den Türrahmen.

»Lass mich dir eine Gegenfrage stellen, David: Wenn nicht gegen Kevin Anzeige erstattet worden wäre, sondern gegen irgendeinen anderen Jungen. Wenn es beispielsweise einer aus der Senke wäre. Würdest du dann genauso argumentieren wie jetzt?«

»Ich weiß es nicht«, antwortet David ehrlich.

Sune wartet, bis sich seine Worte bei David gesetzt haben, denn zuzugeben, dass man nicht unbedingt immer Bescheid weiß, ist letztlich

alles, was man von einem Menschen verlangen kann.

Sune tritt zur Seite und macht David Platz. Dann fragt er: »Möchtest du einen Kaffee?«

Als es an der Haustür der Familie Andersson klingelt, dauert es lange, bis jemand öffnet. Mira und Leo spielen in der Küche Karten, und aus der Garage sind die Klänge einer E-Gitarre und eines Schlagzeugs zu hören. Es klingelt erneut. Dann öffnet Peter schließlich mit Schweißflecken auf dem Hemd und Drumsticks in der Hand die Tür. Draußen steht der Klubdirektor.

»Ich habe eine schlechte und eine gute Nachricht.«

David und Sune sitzen sich am Küchentisch gegenüber. David ist noch nie zuvor bei Sune zu Hause gewesen. Sie begegnen einander seit fast fünfzehn Jahren jeden Tag in der Eishalle, aber heute ist das erste Mal, dass einer den anderen zu Hause aufsucht.

»Du hast also den Trainerjob in der ersten Mannschaft bekommen«, sagt Sune großherzig.

»Nur nicht den, den ich erwartet habe«, entgegnet David leise.

Sune schenkt ihnen Kaffee ein. Nach der Mitgliederversammlung am heutigen Abend hat Sune durchaus erwartet, dass David wegen des Trainerjobs in der ersten Mannschaft einen Anruf von einem Klubdirektor erhalten würde, allerdings hat er damit gerechnet, dass dieser aus Björnstadt kommen würde.

»Möchtest du Milch?«

»Nein danke, ich trink ihn schwarz«, antwortet der neue Trainer der ersten Mannschaft von Hed Eishockey.

Der Direktor räuspert sich. Mira taucht im Flur auf. Leo und Maya stehen etwas weiter hinten, und der kleine Bruder ergreift die Hand seiner großen Schwester.

»Die Mitglieder haben abgestimmt, und sie wollen dich nicht feuern«, sagt der Direktor.

Seine Äußerung wird nicht gerade mit Jubel aufgenommen, nicht einmal mit einem Lächeln. Peter wischt sich den Schweiß aus der Stirn.

»Und was bedeutet das?«

Der Direktor dreht die Handflächen nach oben und zuckt sachte mit den Achseln.

»David hat gekündigt. Ihm wurde der Trainerjob bei der ersten Mannschaft in Hed angeboten, und die besten Spieler der Junioren werden mit ihm gehen. Lyt, Filip, Benji, Bobo … sie spielen nicht für den Klub, Peter, das haben sie nie getan. Sie spielen für David und folgen ihm, wohin auch immer er geht. Und ohne sie können wir unsere Pläne zum Aufbau der ersten Mannschaft vergessen. Außerdem haben mich heute Abend fast alle Sponsoren angerufen und ihre Verträge storniert.«

»Wir können sie verklagen«, murrt Mira, doch der Direktor schüttelt den Kopf und erklärt:

»Sie haben uns im letzten Jahr nur unter der Voraussetzung so großzügig unterstützt, dass wir mit Hilfe der Junioren eine gute erste Mannschaft aufstellen. Das ›gut‹ können wir jetzt wohl vergessen; wir sind ja nicht mal in der Lage, irgendwelche Gehälter zu bezahlen. Außerdem weiß ich nicht, ob wir im nächsten Jahr überhaupt noch eine Mannschaft haben werden. Die Gemeinde wird nichts investieren und infolge … des Skandals kein Leistungszentrum hier errichten.«

Peter nickt.

»Und die Familie Erdahl?«

»Kevins Vater zieht seine Gelder zurück und investiert sie stattdessen in Hed. Er will uns mit Sicherheit schaden. Und wenn Kevin wegen … all dem, was passiert ist, nicht verurteilt werden sollte, dann … wird er natürlich bei Hed Eishockey weiterspielen. Und alle unsere besten Spieler werden ihm dorthin folgen.«

Peter lehnt sich gegen die Wand und lächelt bekümmert.

»Also gute und schlechte Neuigkeiten.«

»Die gute lautet, dass du weiterhin Sportdirektor bist. Die schlechte, dass ich mir nicht so sicher bin, ob wir in der nächsten Saison überhaupt noch einen Klub haben.«

Er dreht sich um und will gehen, hält jedoch inne. Dann wirft er einen Blick über die Schulter zurück und sagt: »Ich muss mich bei dir entschuldigen.«

Peter seufzt, indem er geräuschvoll durch die Nase ausatmet, und schüttelt sachte den Kopf.

»Du brauchst dich nicht bei mir zu entschuldigen, es ist …«

»Ich meine auch nicht dich«, unterbricht ihn der Direktor.

Dann schaut er an Peter vorbei in den Flur hinein und blickt Maya in die Augen.

David hält seinen Becher mit beiden Händen umschlossen und schaut hinunter auf die Tischplatte.

»Vielleicht klinge ich jetzt wie ’n sentimentaler Greis, Sune, aber ich möchte, dass du weißt, wie sehr ich all das zu schätzen weiß, was du für mich getan hast. Alles, was du mir beigebracht hast.«

Sune krault seinen Welpen und heftet den Blick auf sein Fell.

»Ich hätte dir den Vortritt lassen sollen. Aber ich war oft einfach zu stolz und wollte mir nicht eingestehen, dass sich der Eishockeysport

weiterentwickelt hat.«

David trinkt von seinem Kaffee und schaut in Richtung Fenster.

»Ich werde übrigens Vater. Ich … im Hinblick auf die Umstände ist es vielleicht nicht gerade angebracht, aber ich wollte, dass du der Erste bist, der es erfährt.«

Sune bringt anfänglich kein Wort heraus. Dann steht er auf, öffnet einen Schrank und kehrt mit einer Schnapsflasche in der Hand an den Tisch zurück.

»Ich glaub, jetzt brauchen wir was Stärkeres als Kaffee.«

Sie stoßen an. David lacht kurz auf, verstummt dann jedoch rasch.

»Ich weiß nicht, ob man als Eishockeytrainer einen besseren oder schlechteren Vater abgibt«, sagt er dann.

»Ich glaube zumindest, dass man als Vater einen besseren Trainer abgibt«, meint Sune.

David leert seinen Becher und stellt ihn ab.

»Ich kann einfach nicht in einem Klub bleiben, in dem man Eishockey und Politik miteinander vermischt. Das hast du mir schließlich beigebracht.«

Sune füllt seinen Becher erneut.

»Ich habe zwar keine Kinder, David. Aber willst du meinen besten Rat an alle Eltern hören?«

»Ja.«

»›Ich lag falsch.‹ Diese Worte sind mitunter sehr nützlich.«

David lächelt schwach und nimmt einen Schluck von seinem starken Getränk.

»Mir ist klar, dass du auf Peters Seite stehst. Er war schon immer dein bester Schüler.«

»Der zweitbeste«, berichtigt Sune.

Sie schauen einander nicht an, aber beider Augen werden feucht.

Dann bricht es dumpf aus Sune heraus: »Es geht um Peters Tochter, David. Seine Tochter. Er will einzig und allein Gerechtigkeit.«

David schüttelt den Kopf.

»Nein, er will keine Gerechtigkeit. Er will gewinnen. Er will, dass Kevins Familie mehr leidet als seine eigene. Das ist keine Gerechtigkeit, das ist Rache.«

Sune füllt ihre Becher erneut. Sie prosten einander verhalten zu und trinken nachdenklich.

Dann sagt Sune: »Besuch mich mal wieder, wenn dein Kind fünfzehn ist. Vielleicht siehst du es dann anders.«

David steht auf. Sie verabschieden sich mit einer kurzen, aber heftigen Umarmung. Morgen werden sie jeder in eine Eishalle fahren, der eine nach Hed, der andere nach Björnstadt. Und in der kommenden Saison werden sie Gegner sein.

Adri steht in der Küche ihrer Mutter. Katia und Gaby können sich nicht einigen, welches Geschirr sie auf den Tisch stellen und welche Kerzen angezündet werden sollen. Als Benji in die Küche kommt, drückt ihm seine Mutter einen Kuss auf die Wange und sagt, dass sie ihn liebt und er das Licht ihres Lebens ist. Dann flucht sie erneut über seinen gebrochenen Fuß und erklärt ihm, dass er sich genauso gut das Genick hätte brechen können, da er seinen Kopf ja offenbar sowieso nicht benutzt.

Kurz darauf klingelt es an der Tür. Die Frau, die draußen steht, entschuldigt sich, dass sie so spät noch stört. Die Haut an ihrem Körper wirkt schlaff, und sie kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Sie braucht geschlagene zehn Minuten, um Benjis Mutter davon zu überzeugen,

dass sie nicht zum Abendessen eingeladen werden möchte, doch die Mutter gibt Adri mit der Handfläche einen Klaps auf den Kopf und faucht: »Stell noch einen zusätzlichen Teller auf den Tisch«, woraufhin Adri Gaby anstößt und zischt: »Stell noch ’nen Teller auf den Tisch!«, woraufhin Gaby Katia einen Fußtritt verpasst und »Teller!« brüllt. Katia wendet sich Benji zu, hält jedoch mitten in der Bewegung inne, als sie seine Miene sieht.

Kevins Mutter steht im Türrahmen und schaut ihn an. Dann bringt sie ihre Bitte mit einer Stimme vor, die so schwach ist und sich so anders anhört als sonst, dass sie wie einstudiert klingt.

»Entschuldigung. Ich würde nur gern kurz mit Benjamin sprechen.«

Kevin steht im Garten seiner Villa und schießt einen Puck nach dem anderen aufs Tor. Klack-klack-klack-klack-klack. Im Haus sitzt sein Vater mit einer gerade geöffneten Flasche Whisky vor sich. Heute Abend haben sie zwar nicht alles erreicht, was er sich erhofft hat, aber verloren haben sie auch nicht. Morgen wird ihr Anwalt alle nötigen Argumente dafür vorbereiten, warum der zum betreffenden Zeitpunkt betrunkene junge Mann, der in die junge Frau verliebt ist, keinen glaubwürdigen Zeugen abgibt. Dann wird Kevin bei Hed Eishockey weiterspielen, seine Mannschaft sowie fast alle Sponsoren dorthin mitnehmen, und ihr aller Leben wird wieder nach Plan verlaufen. Schon bald werden alle Leute in ihrem Umfeld so tun, als wäre nie etwas vorgefallen. Denn diese Familie verliert nie. Nicht einmal, wenn es tatsächlich der Fall ist. Klack-klack-klack-klack-klack.

Benji sitzt auf einer Bank vor dem Reihenhaus. Kevins Mutter sitzt neben ihm. Sie legt den Kopf in den Nacken und blickt hinauf in den Sternenhimmel.

»Ich erinnere mich noch an diese Insel, zu der du und Kevin im Sommer immer rausgerudert seid«, sagt sie.

Benji entgegnet nichts, aber er muss auch hin und wieder daran denken. Kevin und er haben sie entdeckt, als sie noch klein waren. Allerdings nicht im großen See unterhalb der Eishalle, wo im Sommer alle baden und es ihnen nicht abgeschieden genug war. Sie mussten stundenlang durch den Wald laufen, um an einen anderen, kleineren See zu gelangen. Dort gab es keinen Badesteg und auch keine Menschen, und zudem lag mittendrin eine kleine Ansammlung von Felsen, auf denen Bäume standen, was vom Wasser aus so wirkte, als wäre es nur ein unbedeutender überwucherter Steinhaufen. Die Jungen schleppten ein Boot durch den Wald, ruderten hinaus, räumten die Mitte der kleinen Insel frei und schufen dort eine ebene Fläche, die groß genug war für ein Zelt. Sie wurde zu ihrem geheimen Ort. Im ersten Sommer blieben sie nur eine Nacht dort, aber im zweiten mehrere Tage. Als sie Teenager wurden, sogar mehrere Wochen am Stück, letztendlich jede Minute, die sie vom Eishockey fernbleiben konnten, bevor irgendwann das Sommertraining begann. Sie lösten sich sozusagen einfach in Luft auf und verschwanden aus der Stadt. Dann badeten sie nackt im See, ließen ihre Körper auf den Felsen in der Sonne trocknen, angelten ihr Abendessen selbst und schliefen unterm Sternenhimmel.

Benji schaut jetzt ebenfalls in denselben Himmel, während Kevins Mutter ihren Blick forschend über sein Gesicht gleiten lässt.

»Weißt du, Benjamin, mir kommt es ziemlich merkwürdig vor, dass so viele Leute im Ort glauben, dass sich unsere Familie um dich gekümmert hat, nachdem dein Vater starb. Eigentlich war es ja andersherum. Kevin war viel öfter bei euch als du bei uns. Ich weiß, dass ihr jedes Mal unser Haus bewusst in Unordnung gebracht habt, wenn wir verreist waren, damit es aussah, als hätte Kevin dort geschlafen, aber …«

»Sie wussten es also?«, fragt Benji mit einem Nicken.

Sie lächelt.

»Ich weiß auch, dass du die Fransen meiner Teppiche immer absichtlich mit den Zehen durcheinanderwühlst.«

»Sorry.«

Dann betrachtet sie ihre Hände und holt tief Luft.

»Es war deine Mutter, die eure Eishockeyklamotten gewaschen hat, als ihr klein wart. Sie hat für euch Essen gekocht, und wenn die älteren Jungs in der Schule euch schlecht behandelt haben, sind …«

»Dann sind meine Schwestern zur Stelle gewesen und haben sie fertiggemacht.«

»Du hast wirklich anständige Schwestern.«

»Ich hab drei völlig durchgeknallte Schwestern.«

»Das ist ein Segen, Benjamin.«

Er blinzelt sachte und stützt sich mit seinem gebrochenen Fuß auf dem Boden ab, damit der Schmerz darin den in seinem Inneren überlagert. Die Frau beißt sich auf die Lippe.

»Einer Mutter fällt es oft schwer, gewisse Dinge zuzugeben, Benjamin. Aber ich hab mitbekommen, dass du Kevin vorm Polizeirevier nicht in Empfang genommen hast und danach auch nicht mehr zu uns nach Hause gekommen bist. Außerdem bist du heute Abend nicht bei der Mitgliederversammlung gewesen. Ich …«

Sie fährt sich mit Daumen und Zeigefinger rasch über die Augen, schluckt heftig und flüstert: »Schon seit Kevin und du klein wart, haben die Lehrer und die anderen Eltern immer behauptet, du hättest angefangen, wenn ihr irgendwas angestellt habt. Weil dir angeblich ein männliches Vorbild fehlt. Ich habe nie gewusst, was ich entgegnen sollte, aber etwas Dümmeres als das hab ich nur selten gehört.«

Benjamin linst verdutzt zu ihr rüber, und sie öffnet die Augen, streckt ihre Hand aus und legt sie ihm liebevoll auf die Wange.

»Diese Eishockeymannschaft … diese verfluchte Eishockeymannschaft … ich weiß zwar, wie sehr ihr einander liebt und wie loyal ihr zueinander seid. Aber manchmal ist mir nicht ganz klar, ob das für euch ein Segen oder eher ein Fluch ist. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ihr euch mit neun Jahren Steinschleudern gebaut habt und Kevin damit das Fenster unserer Nachbarn zerschossen hat, weißt du noch? Und dir haben sie die Schuld dafür in die Schuhe geschoben. Nachdem alle anderen Jungs weggelaufen waren, bliebst du allein auf der Straße stehen, da du wusstest, dass einer von euch die Schuld auf sich nehmen musste. Dir war sofort klar, dass es für Kevin schlimmer gewesen wäre als für dich.«

Benji wischt sich die Augen trocken. Ihre Hand liegt noch immer auf seiner Wange, und sie tätschelt sie lächelnd.

»Du bist bestimmt kein Unschuldslamm, Benjamin, das weiß ich. Aber ein männliches Vorbild hat dir weiß Gott nie gefehlt. All deine guten Charakterzüge hast du entwickelt, weil du in einem Haus voller Frauen groß geworden bist.«

Sie rutscht ein wenig näher zu ihm heran. Der Junge schlottert am ganzen Körper. Sie umarmt ihn fest und fragt: »Mein Sohn hat dich doch noch nie anlügen können, Benjamin, oder? Kevin kann die ganze Welt belügen, einschließlich seines Vaters und mir, aber niemals … dich.«

Sie sitzen auf der Bank, er in ihren Armen, nur für eine einzige Minute ihrer beider Leben. Dann steht sie auf und geht von dannen.

Benji versucht sich eine Zigarette anzuzünden. Doch seine Hände zittern zu stark, um das Feuerzeug halten zu können, und seine Tränen löschen die Flamme.

Kevins Vater sitzt noch immer in der Küche. Die Whiskyflasche steht geöffnet, aber noch unangerührt vor ihm. Klack-klack-klack-klack-klack. Kevins Mutter kommt nach Hause, schaut ihren Mann an, bleibt kurz im Flur stehen und betrachtet dann eines der Bilder an der Wand. Ein gerahmtes Familienfoto. Es hängt schief, und das Glas ist zerschlagen. Die Scherben liegen auf dem Fußboden ausgebreitet. Eine Hand des Vaters ist blutig. Die Mutter sagt nichts, sondern fegt lediglich die Scherben zusammen und befördert sie in den Müll. Dann geht sie hinaus in den Garten. Klack-klack-klack-klack-klack. Als Kevin anfängt, die Pucks wieder einzusammeln, ergreift sie seinen Arm. Nicht sehr fest und auch nicht wütend, nur fest genug, damit er sich zu ihr umdreht. Dann schaut sie ihm in die Augen, doch er senkt seinen Blick. Ihre Finger ergreifen sein Kinn und schieben es wieder hoch, so dass der Sohn seine Mutter anschauen muss, bis sie Gewissheit hat.

Diese Familie verliert zwar nicht, aber sie werden Gewissheit haben.

Familie Andersson sitzt in ihrer Küche. Alle fünf, inklusive Ana. Sie spielen ein Kinderkartenspiel. Keiner gewinnt, weil alle den Sieg ihren Mitspielern überlassen wollen. Es klingelt erneut an der Tür. Peter öffnet. Er steht stumm da und starrt hinaus. Mira folgt ihm, hält jedoch inne, als sie sieht, wer davorsteht. Als Letzte kommt Maya in den Flur.

Laut Aussage der Polizei ist schon zu viel Zeit vergangen, um noch irgendwelche glaubwürdigen Beweismittel sichern zu können. Maya hätte sofort Fotos machen sollen, nicht duschen dürfen und umgehend Anzeige erstatten müssen. Jetzt ist es zu spät, das haben sie ihr gesagt. Doch die blauen Flecken am Hals und an den Handgelenken des Mädchens sind noch

immer sichtbar. Jeder kann sie sehen. Die Male von starken Fingern, die Gewalt auf sie ausgeübt, sie festgehalten und am Schreien gehindert haben.

Vor dem Haus steht Kevins Mutter. Ein elendes Geschöpf, das in seiner eigenen Kleidung zu ertrinken droht. Ihre Knie zittern angestrengt, bis sie unter ihrem Körper nachgeben und sie zu Füßen des Mädchens auf den Boden hinuntersinkt. Sie streckt ihre Hand aus, um Maya zu berühren, doch ihre zitternden Arme erreichen sie nicht. Maya steht lange mit leerem Blick da und betrachtet sie. Dann senken sich ihre Augenlider, und sie hört auf zu atmen. Ihre Haut fühlt sich taub an, und ihre Tränenkanäle sind so betäubt, dass sie sich in ihrem eigenen Körper völlig fremd fühlt. Schließlich streckt Maya unendlich vorsichtig ihre Finger aus, als würde sie versuchen, einen Tautropfen einzufangen, und streicht der Frau tröstend übers Haar, während diese hemmungslos an ihrem Unterschenkel weint.

»Es tut mir so leid …«, flüstert Kevins Mutter.

»Aber Sie haben doch gar keine Schuld«, entgegnet Maya.

In diesem Augenblick fällt eine von ihnen, während sich die andere aufzurichten beginnt.

45

Klack-klack-klack.

Es gibt nur wenige Begriffe innerhalb des Mannschaftssports, die schwieriger zu erklären sind als das Wort »Loyalität«. Loyalität wird immer als positiver Charakterzug gewertet, weil viele der Auffassung sind, dass ausschließlich gutes Handeln auf Loyalität beruht. Das Problem ist nur, dass so viele schlimme Taten ebenfalls darauf beruhen.

Klack. Klack. Klack.

Amat steht in Zacharias' Zimmer am Fenster und sieht den ersten von ihnen zwischen den Häusern hervorkommen. Er hat seine Kapuze über den Kopf gezogen und das Gesicht unter einem Palästinenserschal verborgen. Zacharias sitzt gerade auf der Toilette. Amat könnte ihn bitten, ihm nach draußen zu folgen, oder sich auch die ganze Nacht lang hier verstecken. Doch er weiß, dass die maskierte Gestalt da draußen gezielt nach ihm sucht und noch weitere unterwegs sind. Sie stehen füreinander ein; eine Mannschaft baut auf diesem Prinzip auf, und ihr Hass hat nichts damit zu tun, was Kevin getan hat oder nicht. Es geht vielmehr darum, dass sich Amat gegen die Mannschaft gestellt hat. Sie bilden eine Armee, und sie brauchen einen Feind.

Also schleicht sich Amat in den Flur hinaus und zieht seine Jacke an. Er will es nicht drauf ankommen lassen, dass sie Zacharias wegen ihm

verprügeln, und er kann auch nicht riskieren, dass jemand versucht, auf der Jagd nach ihm in die Wohnung seiner Mutter einzudringen.

Als Zacharias von der Toilette zurückkehrt, ist sein bester Freund verschwunden. Und zwar aus Loyalität.

Klack. Klack.

Ann-Katrin steht am Fenster ihres Hauses neben der Autowerkstatt, als die jungen Männer zwischen den Bäumen auftauchen. Eine Gruppe von neun oder zehn Leuten, angeführt von Lyt. Einige von ihnen erkennt sie aus der Juniorenmannschaft wieder, und ein paar weitere, etwas größer gewachsene, scheinen deren ältere Brüder zu sein. Alle tragen Kapuzen und dunkle Palästinenserschals. Sie sind weder eine Mannschaft noch eine Bande; sie sind der reinste Lynchmob.

Bobo tritt in den Schnee hinaus und geht ihnen entgegen. Ann-Katrin sieht, wie ihr Sohn mit gesenktem Kopf vor Lyt stehen bleibt, der ihm eine Hand auf die Schulter legt und dabei offensichtlich gerade die Strategie erklärt und eine Order erteilt. Sein Leben lang hat Bobo nur eines gewollt: dazuzugehören. Die Mutter sieht, wie ihr Sohn versucht, Lyt irgendetwas zu erklären, doch Lyt befindet sich längst jenseits von Gut und Böse. Er schreit Bobo an und stößt ihn von sich weg. Dann bohrt er ihm seinen Zeigefinger in die Stirn, und selbst vom Fenster aus kann seine Mutter das Wort »Verräter« von Lyts Lippen ablesen. Dann ziehen die jungen Männer ihre Kapuzen bis tief in die Stirn, maskieren sich mit ihren Schals und verschwinden zwischen den Bäumen. Ann-Katrins Sohn bleibt allein zurück, doch dann kehrt er zum Haus zurück.

Galten steht gerade über einen seiner Motoren gebeugt, als Bobo die Garage betritt. Der Vater richtet sich halbwegs auf, und beide schauen einander flüchtig an, ohne ihre Blicke zu heben. Dann beugt sich der Vater schweigend wieder über den Motor. Bobo geht ins Haus und holt sich einen Kapuzenpulli und einen Schal.

Klack.

Filip isst mit seinen Eltern zu Abend. Sie reden nicht viel. Filip ist der beste Verteidiger in der Mannschaft, und eines Tages wird er noch weitaus besser sein. Als er klein war und in seiner körperlichen Entwicklung hoffnungslos hinter den Gleichaltrigen zurücklag, warteten alle nur darauf, dass er irgendwann aufhören würde zu spielen – doch er hörte nicht auf zu kämpfen. Als er der Schwächste in der Mannschaft war, lernte er das auszugleichen, indem er das Spiel las und immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort war. Inzwischen ist er einer der Stärksten und der Loyalsten. Mit einem Kapuzenpulli und einem Schal vorm Gesicht könnte er seiner Mannschaft einen guten Dienst erweisen.

Das Restaurant in Hed ist nicht besonders gut, aber seine Mutter hat darauf bestanden, heute Abend direkt nach der Mitgliederversammlung mit der ganzen Familie hinzufahren. Sie bleiben so lange, bis es schließt. Als die Jungs an seiner Haustür klingeln, ist Filip genau wie beim Eishockey ein weiteres Mal zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Nämlich nicht zu Hause. Denn er hätte niemals nein sagen können, wenn sie ihn gefragt hätten.

Klack.

Amat zittert im kalten Wind, steht aber ganz bewusst bewegungslos unter einer Straßenlaterne. Er will, dass sie ihn schon aus weiter Entfernung sehen, damit niemand anderes mit hineingezogen wird. Warum er sich das traut, wird er nie beantworten können, aber vielleicht hört man irgendwann einfach auf, Angst zu haben, wenn man lange genug damit konfrontiert wurde.

Er weiß nicht genau, wie viele Leute es sind, als sie zwischen den Häusern auftauchen, aber sie strahlen eine derartige Gewaltbereitschaft aus, dass ihm sofort klarwird, dass er nicht den Hauch einer Chance haben wird, sich zur Wehr zu setzen, wenn sich alle auf ihn stürzen. Das Herz schlägt ihm bis zum Hals. Er weiß nicht, ob sie vorhaben, ihn nur einzuschüchtern, ob sie ein Exempel statuieren oder vielleicht sogar dafür sorgen wollen, dass er nie wieder Eishockey spielen kann. Einer von ihnen hält einen Gegenstand in der Hand, möglicherweise einen Baseballschläger. Als sie die letzte Straßenlaterne vor seiner passieren, blitzt in einer anderen Hand ein Eisenrohr auf. Amat wappnet sich mit den Unterarmen gegen den ersten Schlag, doch der zweite trifft ihn unmittelbar am Hinterkopf, und als das Eisenrohr auf seinen Oberschenkel hinunterschnellt, schießt ihm ein blitzartiger Schmerz durchs Rückgrat. Er beißt, kratzt und krallt sich an der Horde von Angreifern fest, aber das Ganze kann kaum als Schlägerei bezeichnet werden, denn es ist einfach nur Misshandlung. Er blutet bereits, als er in den Schnee fällt.

Klack.

Bobo war in vielen Dingen noch nie besonders gut, aber prügeln konnte er sich schon immer. Es verschafft einem rasch Anerkennung, wenn man jung ist und sich in entsprechender Umgebung bewegt. Er ist nicht nur ziemlich

stark und unglaublich tough, sondern besitzt auch ein Reaktionsvermögen, das geradezu verblüffend erscheint, wenn man bedenkt, wie begriffsstutzig und langsam er sonst oft ist. Aber er hat noch nie eine gute Kondition besessen und ist auch zu schwer, um lange Strecken zu laufen, so dass er sich anstrengen muss, um mit den anderen maskierten Gestalten schrittzuhalten, ohne seine gesamte Energie schon zu verpulvern, bevor sie angekommen sind. Er weiß, dass ihm nicht viele Sekunden bleiben werden, um ihnen zu zeigen, auf wessen Seite er steht und wie loyal, mutig und selbstlos er sein kann.

Als sie Amat erblicken, verlangsamen sie ihre Schritte. Der Fünfzehnjährige steht ganz allein auf der Straße und erwartet sie.

»Zumindest zieht er schon mal nicht den Schwanz ein und haut ab«, murmelt Lyt.

Als Amat der erste Schlag trifft, schützt er sich noch mit den Unterarmen, doch danach kann er kaum noch reagieren. Bobo bleiben nur ein paar Sekunden, um sich aus der hinteren Kette zu lösen und Lyt mit voller Kraft seine Faust ins Gesicht zu rammen, so dass dessen Schal wegfliegt und der kräftige Körper des jungen Mannes gegen die nächste Hauswand geschleudert wird. Unterdessen rammt Bobo einem anderen Jungen, mit dem er schon gemeinsam Eishockey gespielt hat, als sie kaum auf Schlittschuhen stehen konnten, den Ellenbogen gegen das Nasenbein, so dass das Blut nur so spritzt.

Nur diese wenigen Sekunden bleiben ihm, bevor seine Mannschaft realisiert, wer er eigentlich ist. Ein Verräter. Amat liegt bereits am Boden, doch Bobo kämpft wie ein wildes Tier, indem er einem nach dem anderen eine Kopfnuss verpasst und mit seinen Händen um sich schlägt wie mit einem Hammer. Einem der Angreifer tritt er so heftig gegen das Knie, dass er dessen Kniescheibe brechen hört, um kurz darauf zu spüren, wie der

Gesichtsknochen eines weiteren unter seinen Fäusten nachgibt. Doch irgendwann stürzt Bobo angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit der Angreifer und ihrer versammelten Kräfte selbst zu Boden, wo sich Lyt auf seinen Brustkorb hockt und mit den Fäusten auf ihn einprügelt, während er geradewegs in die Dunkelheit brüllt: »Du Fotze! Du verdammte Fotze! Du verdammte kleine falsche Verräterfotze!«

Klack.

Plötzlich hält ungefähr zwanzig Meter entfernt zwischen den Häusern ein Auto an. Der Fahrer hat offenbar nicht vor, sich einzumischen, schaltet aber dennoch das Fernlicht ein, so dass die Szenerie für einige Augenblicke hell erleuchtet wird. Irgendjemand brüllt Lyt ins Ohr: »Da kommt jemand! Wir hauen ab! Wir hauen ab!« Und dann sind sie verschwunden. Einige von ihnen fluchen, andere humpeln, bis sich ihr Stiefelgetrampel entfernt und die Dunkelheit sie verschluckt.

Amat verharrt noch lange zusammengekauert in der Embryohaltung, denn er kann es noch nicht glauben, dass sie tatsächlich aufgehört haben, auf ihn einzutreten. Dann bewegt er sachte einen Körperteil nach dem anderen, um festzustellen, ob irgendetwas gebrochen ist. Als er den Kopf ein wenig zur Seite dreht, hämmert es darin vor Schmerzen, und sein Blickfeld ist verschwommen, doch dann erblickt er seinen Mannschaftskameraden, der neben ihm im Schnee liegt.

»Bobo?«

Das Gesicht des Hünen scheint ebenso in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein wie seine Fingerknöchel. Ein paar der Angreifer konnten wahrscheinlich kaum auf eigenen Beinen zurücklaufen und mussten von den anderen getragen werden. Als Bobo den Mund öffnet, quillt Blut

heraus; es rinnt von der Stelle herunter, wo eigentlich einer seiner Schneidezähne sitzen müsste.

»Bist du okay?«, fragt Bobo.

»Ja …«, stöhnt Amat.

Dann weiten sich Bobos Mundwinkel.

»Noch mal?«

Amat schnaubt. Es kostet ihn unendlich viel Kraft, um hervorzubringen: »NOCH MAL!«

»NOCH MAL!«, schreit Bobo.

Dann sinken sie lächelnd, aber keuchend und schlotternd rücklings auf den Boden zurück.

»Warum? Warum hast du mir geholfen?«, flüstert Amat.

Bobo spuckt rotgefärbten Schleim auf den Boden.

»Äh. Ich werd sowieso niemals ’n Platz in der ersten Mannschaft von Hed kriegen. Aber vielleicht ist Björnstadt in der nächsten Saison ja so schlecht, dass selbst ich ’ne Chance habe.«

Amat beginnt zu lachen, was ein Fehler ist, denn erst jetzt merkt er, dass er sich vermutlich eine Rippe gebrochen hat. Er schreit auf, worüber Bobo vielleicht noch lauter lachen würde, wenn ihm nicht der Kieferknochen so weh tun würde.

Klack. Klack. Klack.

Das Fernlicht des Wagens, der etwas entfernt von ihnen angehalten hat, erlischt wieder. Darin sitzen zwei Männer in schwarzen Jacken und zögern einige Augenblicke lang. Es ist nicht ganz leicht auszumachen, wem in Björnstadt man über den Weg trauen kann. Aber die Männer in den schwarzen Jacken sind im »Bärenpelz« aufgewachsen, wo man den Begriff

Loyalität womöglich etwas anders auslegt. Und außerdem sind sie mit Gewalt vertraut und haben Erfahrung damit, wie man Menschen Angst einjagt. Vielleicht wissen sie deshalb den Mut von Leuten zu schätzen, die genau wissen, dass man sie verprügeln wird, aber dennoch nicht fliehen. Schließlich steigen sie aus und nähern sich der Straßenlaterne, und als sie sich über Amat beugen, linst er sie durch seine zugeschwollenen Augenlider an. »Waren Sie das da im Auto?«, fragt er wimmernd. Sie nicken beiläufig. Amat versucht sich aufzusetzen.

»Sie haben uns das Leben gerettet, dank–«

Einer der Männer beugt sich etwas weiter zu ihm hinunter und entgegnet mit grimmiger Stimme: »Bei uns brauchst du dich nicht zu bedanken, das musst du schon bei Ramona tun. Aber auf dieser Versammlung hättest du vielleicht besser die Klappe halten sollen. Du hast schließlich ’ne Menge zu verlieren, nachdem du das über Kevin ausgeplaudert hast. Aber Ramona hat dir in die Augen geschaut. Sie vertraut dir. Und wir vertrauen ihr.«

Dann reicht er Amat einen Briefumschlag, während der andere Mann den Jungen mit dem Blick durchbohrt und halb im Scherz sagt: »Das Beste wäre natürlich, wenn du in Zukunft wirklich ’n so guter Eishockeyspieler wirst, wie alle glauben.«

Als der Motor des Saabs gestartet wird und die Männer wieder in der Nacht verschwinden, wirft Amat einen Blick in den Umschlag. Darin liegen fünf zerknitterte Tausender.

Es ist nicht leicht auszumachen, wem in Björnstadt man über den Weg trauen kann; das weiß der Mann in der schwarzen Jacke, der den Saab fährt, ebenso gut wie alle anderen. Deshalb beurteilt er die Leute auch nach dem, was er sieht: Er hat gesehen, wie Kevins Vater in die Senke kam und Amat Geld zusteckte, und zwar eine Summe, die für die Mutter des Jungen mehr

als eine Monatsmiete ausgemacht hätte, doch der Junge hat es in den Schnee geworfen. Dann hat er gesehen, wie sich derselbe Junge auf der Mitgliederversammlung vor der ganzen Stadt aufstellte, ohne seinen Blick niederzuschlagen, obwohl er alles zu verlieren hatte. Und schließlich hat er den Jungen heute Abend wieder gesehen, als der schon wusste, dass man ihn verprügeln würde. Doch anstatt wegzulaufen, stand er hier draußen und erwartete seine Angreifer.

Der Mann in der schwarzen Jacke weiß nicht recht, ob das ausreicht, um jemandem zu vertrauen, denn der einzige Mensch weltweit, dem er wirklich vertraut, ist Ramona. Und die hat er nur ein einziges Mal versucht anzulügen. Damals, als sie ihn fragte, ob er zufällig ein Portemonnaie gefunden hätte, das jemand am Billardtisch vergessen hatte, war er noch ein Teenager. Als er mit »Nein« antwortete, entlarvte sie ihn sofort. Und als er fragte, woher sie das wüsste, zog sie ihm einen Besenstiel über den Kopf und brüllte: »Du verfluchter Lümmel, ich besitze immerhin eine KNEIPE! Glaubst du etwa nicht, dass ich eine gewisse Erfahrung darin habe, ob ein Kerl lügt oder nicht?«

Eines Tages wird der Mann in der schwarzen Jacke vielleicht darüber nachdenken, warum er sich überhaupt fragte, ob Kevin oder Amat in diesem Fall die Wahrheit sagten – und warum Mayas Worte ihm nicht ausreichten.

Klack. Klack. Klack.

In einem Proberaum in Hed legt ein Junge sein Instrument zur Seite, um eine Tür zu öffnen, an die gerade jemand geklopft hat. Draußen steht Benji auf seine Krücken gestützt mit einem Paar Schlittschuhen in der Hand. Der Bassist lacht laut auf. Sie gehen zu einer kleinen Eisbahn hinter der Eishalle

von Hed, wo sich herausstellt, dass Benji auf Krücken das Gleichgewicht besser halten kann als der Bassist auf Schlittschuhen. Auf dieser Eisfläche küssen sich sich zum ersten Mal.

Klack.

In einem stockdunklen Wald sind zwei Mädchen unterwegs. An einer Stelle, wo er sich etwas lichtet, bleiben sie stehen, klatschen einander mit ihrem geheimen Code ab und geloben einander Loyalität. Dann nehmen sie jede ihre Schrotflinte zur Hand und schießen einen Schuss nach dem anderen über den See hinaus.

Klack.

In der Eishalle steht ein Vater direkt auf dem Mittelkreis und starrt auf den Bären hinunter, der auf dem Eis prangt. Als er noch klein war, an seinem ersten Tag in der Eislaufschule, hatte er eine Todesangst vor diesem Bären.

Manchmal empfindet er sie auch heute noch.

Doch der Bär regt sich nicht, und Peter sammelt seine Pucks wieder ein. Dann holt er erneut mit dem Schläger aus.

Klack-klack-klack.

46

Wie jeden Tag bricht auch heute ein neuer Morgen an. Die Zeit vergeht immer gleich schnell, wir empfinden es nur unterschiedlich. Jeden Tag vergeht ein ganzes Leben oder nur ein Herzschlag – je nachdem, mit wem wir unsere Zeit verbringen.

Galten steht in der Garage seiner Autowerkstatt, wischt sich an seinem T-Shirt das Öl von den Händen und kratzt sich am Bart. Bobo sitzt mit einem Schraubenschlüssel in der Hand auf einem Stuhl und starrt mit einem Gesicht voller blutverkrusteter Wunden und zwei Veilchen Löcher in die Luft. Morgen werden seine Eltern mit ihm zum Zahnarzt fahren müssen. Beim Eishockeyspielen hat er zwar schon öfter mal einen Zahn verloren, aber diesmal ist es etwas anderes. Sein Vater atmet angestrengt und zieht sich einen Hocker zu ihm heran.

»Mir fällt es nicht ganz leicht, mit dir über Gefühle zu sprechen«, sagt er mit dem Blick auf den Fußboden gerichtet.

»Schon okay«, murmelt sein Sohn.

»Ich versuche dir und deinen Geschwistern eben in anderer Form zu zeigen, dass ich … ich euch liebe.«

»Das wissen wir, Papa.«

Galten räuspert sich, und seine Lippen bewegen sich unter seinem Bart unmerklich.

»Wir sollten wohl mehr miteinander reden, du und ich. Jedenfalls nach dieser Sache mit Kevin … hätte ich mit dir reden sollen. Und zwar über …

Mädchen. Du bist jetzt siebzehn, also fast schon ein erwachsener Mann, und du bist verdammt stark. Das bringt eine gewisse Verantwortung mit sich. Du musst … dich anständig benehmen.«

Bobo nickt.

»Ich würde nie, Papa … ein Mädchen … ich würde nie …«

Galten unterbricht ihn.

»Es geht nicht nur darum, niemanden zu verletzen, sondern auch darum, nicht den Mund zu halten. Ich bin nämlich feige gewesen, als ich etwas hätte tun müssen. Aber du … zum Teufel, Junge …«

Er tätschelt seinem Sohn vorsichtig das geschwollene Gesicht. Eigentlich will er ihm sagen, dass er stolz auf ihn ist, doch Ann-Katrin hat ihm verboten, stolz auf den Jungen zu sein, wenn er sich prügelt. Als könne man jemandem seinen Stolz verbieten.

»Das, was Kevin getan hat, Papa, ich würde nie …«, flüstert Bobo.

»Das habe ich auch nicht gedacht.«

Die Stimme des Sohnes bricht vor lauter Verlegenheit.

»Nein, du verstehst nicht, was ich meine, ich hab noch nicht mal mit ’nem Mädchen, du weißt schon …«

Sein Vater fährt sich unangenehm berührt mit der Hand über die Stirn.

»Ich bin wirklich nicht gut darin, Bobo. Aber … du meinst also, dass …?«

»Ich bin noch Jungfrau.«

Sein Vater greift sich an den Bart und ist darum bemüht, nicht so dreinzublicken, als würde er sich lieber ein Stemmeisen in die Stirn rammen lassen, anstatt diese Diskussion führen zu müssen.

»Okay, aber diese Sache, tja, das mit den Blumen und den Bienen und diesem ganzen Kram … du weißt also theoretisch, wie es abläuft?«

»Ich hab mir schon Pornos angeguckt, wenn du das meinst«, antwortet Bobo mit großen Augen und verständnislosem Blick.

Sein Vater räuspert sich.

»Ich brauche … okay, ich weiß nicht mal, wo ich anfangen soll. Es war wirklich leichter, dir das Innenleben eines Motors zu erklären …«

Bobo schließt seine großen Hände fester um den Schraubenschlüssel auf seinen Oberschenkeln. Seine Schultern werden schon bald genauso breit sein wie die seines Vaters, aber seine Stimme klingt noch immer jung und piepsig, als er ihn fragt: »Ich, also … ist man ’ne Memme, wenn man … also wenn man zuerst heiraten will? Also ich möchte, dass es etwas Besonderes ist, das erste Mal … ich möchte jemanden richtig lieben und nicht nur … ficken. Bin ich dann eine Memme?«

Das dröhnende Lachen seines Vaters kommt so plötzlich und unerwartet, dass Bobo der Schraubenschlüssel aus der Hand fällt. Die von den Wänden der Garage widerhallenden Lachsalven sind für Bobo ziemlich ungewohnt, denn hier wird nicht gerade häufig gelacht.

»Nein, mein Junge, nein, nein, nein. Zum Teufel. Also mal im Ernst. Ist es das, was du fragen wolltest? Du bist weder ’ne Memme noch sonst was. Es ist deine Privatsache, und die geht niemanden was an.«

Bobo nickt.

»Darf ich dich noch was anderes fragen?«

»Ja klar …«

»Woher weiß man, ob man einen guten Schwanz hat?«

Sein Vater holt tief Luft. Dabei hebt sich seine Brust so stark, als wäre er kurz davor zu ertrinken. Dann schließt er die Augen und reibt sich die Stirn.

»Also wenn ich dazu was sagen soll, brauche ich erst mal ’nen Whisky.«

Ann-Katrin hält sich hinter der Tür zur Garage versteckt und hört alles mit. Sie war nie stolzer auf ihre beiden kindsköpfigen Männer.

Fatima nimmt mit ihrem Sohn den Bus durch den Wald nach Hed. Als er seine Zeugenaussage macht, sitzt sie im Raum nebenan. Sie hatte noch nie größere Angst, weder um ihn noch um sich selbst. Der Polizist fragt Amat, ob er betrunken war, ob es im Zimmer dunkel war, ob es dort nach Marihuana roch und ob er bestimmte Gefühle für die betreffende junge Frau empfindet. Er zögert bei seinen Antworten kein einziges Mal, gerät nicht ins Stottern und flackert noch nicht einmal mit dem Blick.

Kevin sitzt ein paar Stunden später im selben Raum. Sie fragen ihn, ob er bei seiner Version der Ereignisse bleibt und noch immer behauptet, dass die junge Frau freiwillig Geschlechtsverkehr mit ihm hatte. Kevin schaut seinen Anwalt an. Dann linst er zu seinem Vater rüber. Danach schaut er dem Polizisten direkt in die Augen und nickt. Er beteuert es, schwört darauf und bleibt bei seiner Darstellung.

Während ihrer gesamten Kindheit bekommen Mädchen zu hören, dass sie einfach nur ihr Bestes geben müssen. Und dass es schon ausreichen wird, wenn sie alles geben, was sie haben. Wenn sie dann selbst Mütter sind, versprechen sie ihren Töchtern, dass es stimmt und sich die Dinge schon regeln werden, wenn sie alles möglichst perfekt machen, wenn sie ehrlich sind, hart arbeiten, sich um ihre Familie kümmern und sie lieben. Alles wird gut werden, und es gibt nichts, wovor sie Angst haben müssten. Die Kinder brauchen diese Lüge, damit sie abends in ihren Betten einschlafen können, und ihre Eltern brauchen sie, um am nächsten Morgen die Kraft zu haben, wieder aufzustehen.

Mira sitzt in ihrem Büro und starrt ihre Kollegin an, die gerade das Zimmer betritt. Die Kollegin hält noch immer ihr Handy in der Hand, denn sie hat gerade mit ihrer Freundin bei der Polizei in Hed telefoniert, und ihr Gesicht ist vor Trauer und Wut ganz rot. Sie bringt es nicht über sich, die Worte vor Mira auszusprechen. Also schreibt sie sie auf einen Zettel, und als Mira ihn ergreift, hält die Kollegin den Zettel noch immer fest. Als Mira kurz darauf zu Boden sinkt, ist die Kollegin zur Stelle, um sie aufzufangen und gemeinsam mit ihr die Wut herauszuschreien. Auf dem Zettel stehen zwei Sätze mit insgesamt sechs Worten: »Ermittlungen eingestellt. Aus Mangel an Beweisen.«

Unser Leben lang versuchen wir die zu schützen, die wir lieben. Doch es reicht nicht aus. Wir können es nicht. Mira stolpert hinaus zu ihrem Auto und fährt geradewegs in den Wald hinein. Und zwar so weit sie kann. Als sie die Fahrertür so heftig zuknallt, dass sich das Blech verbiegt, dämpft der Schnee die Geräusche, die zwischen den Bäumen widerhallen.

Sie steht einfach nur da und brüllt ihren Schmerz hinaus, der ein Echo erzeugt, das in ihrem Herzen nie verstummen wird.

Gegen Mittag bringt Kevins Mutter den Müll raus. In allen umstehenden Häusern ist es still, und alle Haustüren sind geschlossen. Niemand lädt sie auf einen Kaffee ein. Kevins Anwalt hat ihr gerade eben eine Mail mit zwei Sätzen und insgesamt sechs Worten geschickt, die bescheinigen, dass ihr Junge unschuldig ist.

Doch draußen auf der Straße ist es still. Denn dort kennt man die Wahrheit ebenso gut wie sie selbst. Sie hat sich noch nie einsamer gefühlt.

Eine Frauenstimme nähert sich ihr sanft, während ihr jemand mit entschlossener Anteilnahme eine Hand auf die Schulter legt.

»Komm doch kurz auf einen Kaffee zu mir rein«, fordert Maggan Lyt sie auf.

Als Kevins Mutter in der gemütlichen Küche des Nachbarhauses sitzt, wo sie von Maggan umsorgt wird und die Familienfotos leicht schief an den Wänden hängen, ohne dass es jemanden zu stören scheint, sagt Maggan zu ihr: »Kevin ist unschuldig. Diese scheinheilige Stadt glaubt vielleicht, ihre eigenen Gesetze erlassen und ihre eigene Gerechtigkeit walten lassen zu können. Aber Kevin ist unschuldig! Die Polizei hat es doch bestätigt, nicht wahr? Du und ich, wir beide wissen, dass er nie dazu in der Lage wäre, eine solche Tat zu begehen. Niemals! Nicht unser Kevin! Diese verfluchte Stadt … alles nur Moralapostel und Heuchler. Dein und mein Mann werden zusammen mit den anderen Sponsoren und den Jungs in der Mannschaft den Klub in Hed übernehmen und Björnstadt Eishockey vernichten. Wenn diese Stadt versucht, uns fertigzumachen, halten wir zusammen dagegen. Nicht wahr?«

Kevins Mutter nickt dankbar und trinkt ihren Kaffee. Dabei geht ihr immer wieder derselbe Gedanke durch den Kopf: »Allein ist man in dieser Welt ein Nichts.«

Am Nachmittag ist Benji wieder unterwegs nach Hed, doch als er den Proberaum des Bassisten fast erreicht hat, bekommt er eine SMS. Er hält sein Handy mit den Fingern so fest umschlossen, bis das ganze Display mit Handschweiß bedeckt ist. Dann bittet er Katia, das Auto anzuhalten. Sie will ihn gerade nach dem Grund fragen, sieht ihm jedoch an, dass es sinnlos ist. Also steigt er mitten im Wald aus, schnappt sich seine Krücken und verschwindet geradewegs zwischen den Bäumen. Kein Mensch wird seine

SMS je zu sehen bekommen, aber es gibt auch niemanden, der sie verstanden hätte. Darin steht nur: »Insel?«

Der Bassist sitzt auf einem Hocker in seinem Proberaum. Er übt nicht, sondern wartet stundenlang mit einem Paar Schlittschuhen in der Hand auf jemanden, der nicht auftaucht.

Es dauert noch ein paar Monate bis zum Sommer, doch das Wasser des Sees rekelt sich schon in seinem Winterschlaf, und das Eis darüber kapituliert allmählich, indem es jeden Tag neue Risse bildet. Vom Ufer sieht es wie ein Stillleben in Hunderten von Weißtönen aus, aber hier und da erblickt man dezente Hinweise auf frühlingshaftes Grün. Bald wird eine neue Jahreszeit anbrechen und irgendwann ein neues Jahr. Das Leben wird weitergehen, und die Leute werden vergessen. Manche, weil sie sich nicht mehr erinnern können, andere, weil sie es nicht wollen.

Kevin sitzt auf einem Stein und schaut rüber zu Benjis und seiner Insel, die bis heute ihr beider Geheimnis geblieben ist und genau aus diesem Grund auch der einzige Ort war, an dem sie keine Geheimnisse voreinander hatten. Kevin hat zwar seinen Klub verloren, aber nicht seine Mannschaft. Er wird eine Saison lang bei Hed Eishockey spielen, dann das Angebot irgendeines größeren Klubs annehmen und danach nach Nordamerika gehen. Man wird ihn auf dem NHL-Draft auswählen und in der Profimannschaft die polizeiliche Anzeige als »Off the ice-problems« abtun. Vielleicht werden sie ihm dort die eine oder andere Frage stellen, aber sie wissen ja selbst, wie es ist. Es gibt immer Mädels, die um Aufmerksamkeit buhlen, doch solche Dinge überlässt man besser der Polizei und dem Gericht, denn die haben nichts mit dem Sport zu tun. Kevin wird alles erreichen, was er schon immer erreichen wollte. Dazu fehlt ihm nur noch eine Kleinigkeit.

Maya erwartet ihre Mutter auf der Vortreppe, als sie nach Hause kommt. Die Mutter hält noch immer den Zettel ihrer Kollegin in der Hand, den sie inzwischen zu einer kleinen Kugel zusammengeknüllt hat, die an eine Handgranate erinnert. Sie und ihre Tochter lehnen ihre Stirnen aneinander, sagen jedoch nichts, da sie die andere sowieso nicht verstehen könnten, weil das Echo des Aufruhrs in ihren Herzen ohrenbetäubend laut ist.

Benji legt die gesamte Strecke durch den Schnee auf seinem gebrochenen Fuß zurück. Er weiß, dass Kevin genau das bezweckt. Der fordert nämlich einen Beweis dafür, dass Benji noch immer sein Freund und loyal zu ihm ist und alles wieder so werden kann, wie es immer war. Als Benji den See erreicht und seinen besten Freund anschaut, wissen beide, dass es möglich ist. Kevin lacht und umarmt ihn.

Die Mutter legt ihre Hände auf die Wangen ihrer Tochter, und sie trocknen sich gegenseitig ihre Tränen.

»Wir können immer noch etwas tun, wir können neue Vernehmungen fordern, ich steh in Kontakt mit einem Anwalt, der sich auf Sexualverbrechen spezialisiert hat, den könnten wir einfliegen lassen, wir können auch …«, rattert Mira herunter, doch Maya hindert sie sanft daran.

»Mama, wir müssen aufhören. Du musst aufhören. Wir können diese Sache nicht gewinnen.«

Miras Stimme zittert, als sie entgegnet: »Ich hab nicht vor, diese Idioten gewinnen zu lassen, ich werde nicht …«

»Wir müssen weiterleben, Mama. Bitte. Sorg nicht dafür, dass er mir auch noch meine Familie wegnimmt und auf unser ganzes Leben Einfluss nimmt. Ich werd mich nie ganz von der Sache erholen, Mama, nie wieder

völlig unbeschwert sein können, und auch nie aufhören, Angst im Dunkeln zu haben … aber wir müssen es zumindest versuchen. Ich will nicht im Krieg leben.«

»Und ich will nicht, dass du glaubst, dass ich … dass wir nicht … dass ich sie so einfach davonkommen lasse … schließlich bin ich ANWÄLTIN, Maya, das hier ist mein Job! Es ist mein Job, dich zu schützen! Es ist mein Job, dich zu rächen, es ist mein Job … es ist mein … es ist verflucht nochmal mein Job …«

Maya holt zitternd Luft, doch die Hände an den Schläfen ihrer Mutter zittern nicht, als sie entgegnet: »Niemand kann sich eine bessere Mutter wünschen als dich. Niemand.«

»Wir können umziehen, Süße. Wir könnten …«

»Nein.«

»Und warum nicht?«, schnieft die Mutter.

»Weil diese verdammte Stadt hier auch meine ist«, antwortet das Mädchen.

Sie sitzen auf der Vortreppe ihres Hauses und halten einander in den Armen. Es ist nicht schwer, zu kämpfen. Und dennoch ist es mitunter das Schwerste, was es gibt. Abhängig davon, auf welcher Seite der Haut es geschieht.

Maya geht ins Bad und betrachtet sich im Spiegel. Sie ist überrascht, wie gut es ihr inzwischen gelingt, sich nach außen hin stark zu geben, und wie viele Geheimnisse sie mittlerweile hat. Vor Ana, vor ihrer Mutter, vor allen. Die Angst und die Panik erzeugen ein ohrenbetäubendes Brüllen in ihrem Kopf, aber wenn sie an ihr Geheimnis denkt, wird sie innerlich ganz ruhig und abgeklärt. »Einen Schuss. Eigentlich brauche ich nur einen einzigen.«

Peter kommt nach Hause und setzt sich neben Mira an den Küchentisch. In diesem Augenblick wissen sie nicht, ob sie sich je wieder von diesem Schock erholen werden und wie ihre Herzen es schaffen sollen, das Blut in ihren Körpern noch weiter zirkulieren zu lassen. Aber sie werden nie aufhören, sich dafür zu schämen, dass sie aufgeben mussten. Wie verliert man diesen Kampf, ohne innerlich abzusterben? Mit welchen Gedanken geht man abends zu Bett, und wie schafft man es, morgens wieder aufzustehen?

Maya kommt herein, stellt sich hinter ihren Vater und schlingt ihre Arme um seinen Hals.

Ihr Vater schnieft: »Ich hab dich im Stich gelassen. Als Vater … und als Sportdirektor des Klubs … in jeder Hinsicht … ich hab dich und alle anderen im Stich gelassen …«

Die Arme seiner Tochter schließen sich fester um seinen Körper. Als sie klein war, haben sie sich abends vorm Schlafengehen anstelle von Gutenachtgeschichten immer Geheimnisse ins Ohr geflüstert. Der Vater gab beispielsweise zu, dass er sich den letzten Keks aus der Dose stibitzt hatte, und seine Tochter verriet, dass sie es war, die die Fernbedienung versteckt hatte. So ging es über Jahre hinweg. Jetzt beugt sie sich zu seinem Ohr vor und fragt: »Ein Geheimnis, Papa?«

»Ja, Apfelkernchen.«

»Ich liebe Eishockey auch.«

Dem Vater strömen die Tränen übers Gesicht, als er sagt: »Und ich erst, Apfelkernchen.«

»Würdest du eine Sache für mich tun, Papa?«

»Was immer du willst.«

»Bau einen besseren Klub auf. Bleib in Björnstadt und mach den Sport zu etwas Besserem. Und zwar für alle.«

Er verspricht es ihr. Dann geht sie kurz in ihr Zimmer, kommt mit zwei eingeschlagenen Paketen zurück und stellt sie vor ihren Eltern auf den Tisch.

Danach geht sie zu Ana. Die Mädchen schultern jedes ein Gewehr und gehen so weit in den Schnee hinaus, dass niemand sie hören kann. Sie schießen auf mit Wasser gefüllte Plastikflaschen und betrachten die Explosionen, wenn die Schrotladung trifft. Beide schießen aus ganz unterschiedlichen Gründen. Die eine baut Aggressionen ab. Die andere übt.

Benji hat schon immer den Eindruck gehabt, verschiedene Versionen seiner selbst zu haben, jeweils für verschiedene Menschen. Und er hat immer gewusst, dass es bei Kevin ähnlich ist. Es gibt den Kevin auf dem Eis, den in der Schule und den, der er ist, wenn sie beide allein sind. Vor allem aber gab es einmal einen Kevin draußen auf der Insel, der nur Benji gehörte.

Jetzt sitzen sie jeder auf einem Stein am Ufer und schauen rüber zu ihrer Insel. Kevin räuspert sich.

»In Hed können wir alles machen, was wir in Björnstadt immer machen wollten. Erste Mannschaft, Nationalmannschaft, NHL … wir können immer noch alles erreichen! Soll diese Stadt doch zur Hölle fahren!«, sagt Kevin lächelnd mit einer Selbstsicherheit, die er nur in Benjis Gegenwart an den Tag legt.

Benji stemmt seinen gebrochenen Fuß in den Schnee und verlagert das Gewicht darauf, um die Schmerzen zu spüren.

»Du meinst, *du* kannst alles erreichen«, berichtigt er ihn.

»Was zum Teufel soll das denn heißen?«, will Kevin wissen.

»Du wirst kriegen, was du haben willst. Du kriegst doch immer alles, was du willst.«

Kevins Augen weiten sich, während seine Lippen ganz schmal werden.

»Wovon redest du?«

Benji wendet sich ihm zu, bis ihre Gesichter nur noch einen knappen Meter voneinander entfernt sind.

»Mich hast du noch nie anlügen können. Vergiss das nicht.«

Kevins Pupillen verschwinden fast, als sich sein Blick verfinstert. Er deutet wütend mit seinem Zeigefinger auf Benji.

»Die Bullen haben die Ermittlungen eingestellt. Sie haben alle Leute vernommen und sie dann EINGESTELLT. Es war keine verdammte Vergewaltigung! Also fang nicht wieder damit an; außerdem warst du ja nicht mal dabei!«

Benji nickt sachte.

»Nein. Und ich sollte auch nicht hier sein.«

Als er aufsteht, verändert sich Kevins Miene innerhalb eines Augenblicks abrupt. Sein Hass wird von Panik abgelöst, und sein drohender Blick wird flehend.

»Jetzt kommt schon … Benji, geh nicht! Ich … es tut mir leid, okay? SORRY! VERDAMMT NOCHMAL, ES TUT MIR LEID! Was willst du, dass ich jetzt sage? Dass ich dich brauche? Also, ich brauche dich, okay? ICH BRAUCHE DICH!«

Er springt auf und hebt hilflos die Arme, während sich Benji immer stärker auf seinen gebrochenen Fuß stützt. Kevin macht einen Schritt vor, und jetzt ist er nicht mehr der Kevin, den alle in Björnstadt kennen, sondern der Kevin von der Insel. Benjis Kevin. Seine Füße gleiten über den Schnee, und seine Fingerspitzen berühren vorsichtig Benjis Kiefer.

»Sorry, okay? Es tut mir leid … alles … alles wird wieder gut.«

Doch Benji weicht zurück und schließt die Augen. Er spürt, wie seine Wange kalt wird, und flüstert: »Ich hoffe, dass du ihn findest, Kev.«

Kevin runzelt verständnislos die Stirn, und der Wind fährt unter seine Augenlider.

»Wen denn?«

Benji hat seine Krücken bereits in den Schnee gestemmt und humpelt langsam über die Steine in den Wald hinauf, wo er sich von seinem besten Freund entfernt. Sich von ihrer Insel entfernt.

»WEN? DASS ICH WEN FINDEN WERDE?«, ruft Kevin ihm hinterher.

Benjis Antwort ist so leise, dass es scheint, als wäre der Wind gezwungen zu drehen, um seine Worte den ganzen Weg zurück zum See zu tragen.

»Den Kevin, nach dem du suchst.«

In der Küche eines Hauses sitzen zwei Eltern und öffnen die Pakete, die sie von ihrer Tochter geschenkt bekommen haben. In Miras befindet sich ein Kaffeebecher mit einem Wolf darauf. In Peters eine Espressomaschine.

47

Manche meinen, dass Kinder durch Worte wenig zu beeinflussen sind, sondern hauptsächlich das Verhalten der Erwachsenen übernehmen. Vielleicht stimmt das. Aber Kinder übernehmen auch eine Menge von dem, was Erwachsene ihnen immer wieder sagen.

Der Bassist wird von einem Klopfen an der Tür geweckt. Er öffnet mit nacktem Oberkörper. Benji schnaubt spöttelnd.

»Wenn wir Schlittschuh laufen wollen, solltest du vielleicht ein bisschen mehr anziehen.«

»Ich hab gestern den ganzen Abend auf dich gewartet. Du hättest ruhig mal anrufen können«, flüstert der Bassist enttäuscht.

»Tut mir leid«, sagt Benji.

Der Bassist verzeiht ihm, auch wenn er es eigentlich nicht vorhatte. Aber wie kann man es bleiben lassen, wenn einen ein Junge so anschaut?

Der »Bärenpelz« hat sich kein bisschen verändert; es riecht darin nach einer Mischung aus feuchtem Hundefell und vergammeltem Essen, das jemand hinter einem Heizkörper vergessen hat. An den Tischen sitzen ausschließlich Männer. Mira ist sich im Klaren darüber, dass es alle bemerkt haben, als sie reinkam, aber keiner schaut sie an. Sie war immer stolz darauf, dass sie sich nur schwer einschüchtern lässt, aber die Unberechenbarkeit der Truppe lässt ihr dennoch einen Schauer über den Rücken laufen. Ihr ist es schon unangenehm genug, sie jedes Mal bei den

Spielen der ersten Mannschaft in der Eishalle zu sehen, wo sie Peter ihre Verunglimpfungen entgegenbrüllen, wenn die Saison schlecht gelaufen ist. Aber sich mit ihnen in einem engen Raum aufzuhalten, wenn die meisten noch dazu Alkohol getrunken haben, macht sie nervöser, als sie sich selbst eingestehen will.

Ramonas Finger berühren über die Theke hinweg ihre Hand, und die alte Frau lächelt sie mit ihren schiefen Zähnen an.

»Mia! Was machst du denn hier? Hast du endlich genug von Peters Nüchternheitsquatsch?«

Mira zieht fast unmerklich die Mundwinkel hoch.

»Nein. Ich bin nur hier, um mich zu bedanken. Ich hab gehört, was du auf der Mitgliederversammlung getan und gesagt hast.«

»Ach, nicht der Rede wert«, murmelt Ramona.

Mira rückt etwas dichter an die Theke heran und entgegnet: »Doch, das ist es. Du bist aufgestanden, als sich kein anderer getraut hat, und ich möchte dir in die Augen schauen, wenn ich es sage. Auch wenn ich weiß, dass ihr euch hier in dieser Stadt zu sehr schämt, um danke zu sagen.«

Ramona lacht und muss husten.

»Du hast noch nie viel fürs Schämen übriggehabt, meine Kleine.«

»Nein«, pflichtet Mira ihr lächelnd bei.

Ramona tätschelt ihren Unterarm.

»Ich muss zugeben, dass man in dieser Stadt nicht immer zwischen Richtig und Falsch unterscheiden kann, aber dafür zwischen Gut und Böse.«

Mira bohrt ihre Fingernägel ins Holz der Theke. Sie ist nicht nur hier, um sich zu bedanken, sondern auch, weil sie an einer Antwort auf eine bestimmte Frage interessiert ist. Sie zögert, sie hier drinnen zu stellen, doch Mira war auch nie besonders feige.

»Warum haben sie es getan, Ramona? Warum hat die Truppe für Peter gestimmt?«

Ramona starrt sie an, und in der Kneipe wird es still.

»Ich weiß nicht, was du …«, beginnt Ramona, doch Mira hält matt ihre Handflächen hoch:

»Erspar mir bitte das dumme Gerede und sag jetzt nicht, dass gar keine ›Truppe‹ existiert. Ich weiß, dass es sie gibt und dass sie Peter hassen.«

Mira dreht sich nicht um, aber sie spürt die Blicke der Männer auf ihrem Hinterkopf. Ihre Stimme zittert, als sie sagt: »Ich bin nämlich nicht auf den Kopf gefallen, und außerdem kann ich rechnen. Keine Chance, dass Peter die Abstimmung gewonnen hätte, wenn ihn die Truppe und alle, auf die sie Einfluss haben, nicht gewählt hätten.«

Ramona betrachtet sie lange, ohne zu blinzeln. Keiner der Männer steht auf. Sie bewegen sich nicht einmal. Schließlich nickt Ramona dezent.

»Wie ich schon sagte, Mira: Die Leute hier in der Gegend können nicht immer zwischen Richtig und Falsch unterscheiden. Aber dafür zwischen Gut und Böse.«

Als Mira Luft holt, hebt sich ihr Brustkorb sichtbar, und ihre Halsschlagader zeichnet sich unter der Haut ab, während sie mit ihren Fingernägeln Abdrücke ins Holz der Theke bohrt. Plötzlich klingelt ihr Handy, so dass sie zusammenzuckt und in ihrer Handtasche zu wühlen beginnt. Sie sieht, dass es ein wichtiger Mandant ist, zögert jedoch lange, bevor sie den Anruf nach siebenmaligem Klingeln wegdrückt. Dann atmet sie mit aufeinandergepresstem Kiefer tief durch. Als sie den Kopf wieder anhebt, steht vor ihr auf der Theke ein Bier.

»Für wen ist das?«, fragt sie.

»Für dich, du Dummerchen. Du hast aber auch wirklich vor gar nichts Angst, meine Kleine«, seufzt Ramona.

»Du brauchst mich aber nicht auf ein Bier einzuladen«, japst Mira abwehrend.

»Es ist nicht von mir«, entgegnet Ramona und tätschelt ihr die Hand.

Mira braucht ein paar Augenblicke, um zu begreifen. Aber sie wohnt schon lange genug hier im Wald, um ihr Bierglas an die Lippen zu setzen, ohne weitere Fragen zu stellen. Während sie trinkt, hört sie, wie die Männer in den schwarzen Jacken hinter ihr einander wortlos zuprosten. Die Björnstädter sagen nicht gerade oft Danke oder Entschuldigung. Doch dies ist ihre Art, Mira zu signalisieren, dass einige Leute in der Stadt noch immer zwei verschiedene Gedanken gleichzeitig im Kopf behalten können. Dass man dem Sportdirektor am liebsten eins aufs Maul hauen würde, sich aber dennoch dagegen wehrt, wenn sich jemand an seinem Kind vergreift.

Und dass man eine Frau respektiert, die diese Kneipe betritt, ohne Angst vor ihnen zu haben. Unabhängig davon, wer sie ist.

Auf der Straße nähert sich Robban Holts. Er bleibt an der Pforte stehen, die zur Kneipe hinunterführt, und lächelt im Stillen. Dann geht er weiter, ohne sie zu betreten, denn morgen muss er arbeiten.

David liegt gemeinsam mit seinen beiden Liebsten im Bett und lacht, als die eine versucht, einen Namen für das andere Geschöpf vorzuschlagen. Für David klingen alle entweder wie Figuren aus irgendwelchen Zeichentrickfilmen oder aber nach Urgroßvätern und -müttern. Doch jedes Mal, wenn er selbst einen Namen vorschlägt, fragt seine Freundin sofort: »Ach so, und warum«, woraufhin sie den Namen zusammen mit dem Wort »Eishockeyspieler« googelt und umgehend weiß, woher sein Vorschlag stammt.

»Ich hab ziemliche Angst«, gibt er zu.

»Eigentlich ist es schon unbegreiflich, dass man uns beiden die Verantwortung für ein neugeborenes menschliches Wesen überträgt, ohne dass wir jemanden um Erlaubnis fragen müssen«, meint sie lachend.

»Und wenn wir nun schlechte Eltern werden?«

»Und wenn nicht?«

Sie umschließt seine Hand auf ihrem Bauch, legt ihre Finger auf sein Handgelenk und klopft auf das Glas seiner Armbanduhr.

»Bald hast du jemanden, an den du deine Uhr weitergeben kannst.«

Jeanette steht lange am Zaun und lässt die Eindrücke auf sich wirken.

»Mein Gott, eine eigene Hundezucht, genau das, wovon du immer geträumt hast. Als wir noch jünger waren und du immer davon geredet hast, hab ich nicht dran geglaubt.«

Adri streckt ihren Körper, auch wenn man die Worte als respektlos verstehen könnte.

»Tja, aber ich komm kaum über die Runden. Wenn sie die Versicherungsprämie noch weiter erhöhen, muss ich die Hunde weggeben und dichtmachen. Aber immerhin gehört der Laden mir.«

Jeanette streicht ihr über die Schulter.

»Alles deins. Ich bin stolz auf dich. Irgendwie ist es merkwürdig … manchmal wünschte ich, niemals wieder hierhergezogen zu sein, und dann wieder, nie von hier weggezogen zu sein. Verstehst du, was ich meine?«

Adri, die schon immer freiheraus gesagt hat, was sie denkt, antwortet: »Nee.«

Jeanette lächelt. Sie vermisst diese Unkompliziertheit. Als beide aufhörten, Eishockey zu spielen, hat sich Adri in den Wald zurückgezogen, während Jeanette in Hed einen kleinen Boxklub auftat. Als Adri den alten

Hof kaufte, zog Jeanette in eine größere Stadt und begann, alle möglichen Arten von Kampfsport zu trainieren, die sie nur ausfindig machen konnte. Als Adri sich die ersten Welpen anschaffte, absolvierte Jeanette ihre ersten Matches. Ein einziges Jahr lang war sie professionelle Fighterin. Dann kamen die Verletzungen, und sie begann ein Lehramtsstudium, um sich während des Heilungsprozesses zu beschäftigen. Als sie wieder fit war, gab sie zwar eine gute Lehrerin ab, aber keine gute Fighterin mehr. Sie hatte ihren Kampfinstinkt verloren. Als dann noch ihr Vater starb und ihre Mutter mehr Hilfe benötigte, als ihr Bruder leisten konnte, zog sie hierher zurück. Eigentlich sollte es nur für ein paar Monate sein, aber dann ist sie geblieben, und jetzt ist sie Lehrerin an der Schule und wieder feste Einwohnerin dieser Stadt. Dieser Ort berührt die Seele eines Menschen in einer Art und Weise, die nur schwer zu erklären ist. Er bringt so viele Nachteile mit sich, dass sich eine lange Liste damit füllen ließe, und nur wenig Positives – das aber so überzeugend ist, dass es all das Schlechte überwiegt. Die Menschen hier, vor allem. Stark wie das Eis und stur wie der Wald.

»Könnte ich vielleicht einen von deinen Schuppen mieten?«, fragt Jeanette.

David klingelt an der Tür von Benjis Reihenhaus. Seine Mutter, die gerade von der Arbeit gekommen ist, öffnet erschöpft und teilt ihm mit, dass sie nicht weiß, wo ihr Sohn ist. Vielleicht bei seiner Schwester in der »Scheune« in Hed, mutmaßt sie, woraufhin David zur »Scheune« fährt. Katia steht an der Bar und wirkt zögerlich, sagt aber schließlich, dass sie es auch nicht weiß. Er sieht ihr an, dass sie lügt, fragt aber nicht weiter nach.

Als er die »Scheune« wieder verlässt, ruft ihm einer der Türsteher hinterher.

»Sie sind doch der Eishockeytrainer, oder? Suchen Sie Benji?«

David nickt. Der Türsteher deutet in Richtung Eishalle.

»Er ist gerade hier vorbeigegangen, zusammen mit ’nem Kumpel. Sie hatten Schlittschuhe dabei. Ich glaub aber, dass das Eis auf dem See nicht mehr trägt, also sind sie wahrscheinlich auf dem Kunsteis hinter der Halle.«

David bedankt sich bei ihm.

Als er um die Ecke biegt, ist es schon dunkel, so dass die Jungs ihn nicht sehen können, aber er sie. Benji und den anderen. Sie küssen sich gerade.

David ist total entsetzt. Er ist angeekelt und schämt sich dafür.

»Den Schuppen? Wofür denn?«, fragt Adri.

»Ich will ’nen Kampfsportklub gründen«, erklärt Jeanette.

Adri schnaubt verächtlich.

»Das hier ist aber ’ne Eishockeystadt.«

Jeanette seufzt.

»Ich weiß. Das wissen nun wirklich alle. Aber nachdem, was passiert ist … Ich glaub jedenfalls nicht, dass diese Stadt im Augenblick weniger Sport braucht. Ich denke sogar, eher mehr. Mit anderen Sportarten kenn ich mich nicht so gut aus, aber mit Kampfsport schon. Und das könnte ich doch den Kindern beibringen.«

»Kampfsport? Du meinst, um sich treten und schlagen?«, fragt Adri spöttisch.

»Beim Kampfsport tritt und schlägt man nicht um sich. Das ist EIN RICHTIGER SPORT, genau wie …«, beginnt Jeanette zu erklären, obwohl sie sich im Klaren darüber ist, dass Adri genau weiß, welche Sportart sie ausgeübt hat, und was diese einem abverlangt, denn Adri war

nach jedem Match immer die Erste, die anrief und genau wissen wollte, wie es gelaufen war.

»Vermisst du den Kampfsport denn so sehr?«, fragt Adri.

»Jeden Tag«, antwortet Jeanette lächelnd.

Adri schüttelt den Kopf und hustet verstimmt.

»Aber diese Stadt ist ’ne Eishockeystadt.«

»Also kann ich jetzt deinen Schuppen nutzen oder nicht?«

»NUTZEN? Eben wolltest du ihn noch MIETEN!«

Die Frauen starren einander wütend an. Dann müssen beide grinsen. Man hat nie wieder Freunde wie mit fünfzehn. Aber manchmal bekommt man sie zurück.

Als Benji und Kevin klein waren, schlichen sie sich manchmal in den Raum ihres Trainers und wühlten in Davids Tasche herum. Sie waren noch Kinder und wussten eigentlich gar nicht, wonach sie suchten; sie wollten einfach nur mehr über ihren Coach in Erfahrung bringen, den sie vergötterten. Als David sie einmal auf frischer Tat beim Spielen mit seiner Armbanduhr ertappte, waren sie so verschreckt, dass Kevin die Uhr aus Versehen auf den Steinboden fallen ließ, so dass das Glas einen Riss bekam. David stürmte auf ihn zu und verlor für einen Augenblick die Fassung, was sonst nie geschah, doch diesmal schimpfte er so laut mit ihnen, dass es von den Wänden der Eishalle widerhallte: »Diese Uhr hat mal meinem VATER gehört, ihr verdammten Rotzlöffel!«

Doch als er die Blicke der Jungen sah, blieben ihm die Worte im Hals stecken. Die Schuldgefühle angesichts seines Ausrasters haben sich bis heute nie ganz gelegt. Hinterher hat David das Thema nie wieder angesprochen, aber er hat ein Ritual eingeführt, das nur für die beiden Jungs galt. Hin und wieder, wenn einer von ihnen ein außergewöhnlich gutes

Spiel absolvierte, bei dem er besondere Loyalität oder großen Mut bewies, was mitunter nur einmal innerhalb einer ganzen Saison vorkam, überließ er dem Jungen seine Armbanduhr, die er bis zum nächsten Spiel tragen durfte. Niemand außer Benji und Kevin wusste von diesem internen Wettbewerb, doch in dieser einen Woche, in der es einem von beiden gelang, war er für den anderen unsterblich. In diesen sieben Tagen fühlte sich alles größer an, und selbst die Zeit verging langsamer.

David weiß nicht mehr genau, wann er damit aufhörte. Die Jungs wuchsen allmählich aus diesem Alter heraus, und er selbst vergaß es irgendwann. Die Uhr trägt er zwar noch immer jeden Tag, aber er glaubt nicht einmal mehr, dass die Jungs sich noch daran erinnern.

Sie sind so schnell groß geworden, und alles hat sich so rasch verändert. Die besten Spieler in der Juniorenmannschaft haben inzwischen bei David angerufen, und alle wollen bei ihm in Hed weiterspielen. Er wird dort eine gute erste Mannschaft aufbauen können; genau die Mannschaft, die er sich immer gewünscht hat. Kevin, Filip und Lyt ergänzt durch eine Gruppe loyaler Teamplayer. Mit finanzkräftigen Sponsoren und der Unterstützung der Gemeinde werden sie etwas Großes erschaffen. Und dafür fehlt ihm nur noch ein Puzzleteil. Benji. Doch genau dieser Junge steht gerade dort unten auf dem Eis und presst seine Lippen auf die eines anderen Jungen. David ist so angewidert, dass ihm schlecht wird.

Als David den beiden den Rücken kehrt und wieder verschwindet, ohne entdeckt zu werden, blitzt die Uhr seines Vaters im Licht einer einsamen Straßenlaterne auf. Im Moment sieht er sich nicht in der Lage, Benji in die Augen zu schauen, und weiß auch nicht, ob er es je wieder schaffen wird.

All die Stunden in der Kabine, die ein Spieler und sein Trainer miteinander verbringen, alle Nächte im Bus unterwegs zu Turnieren und Auswärtsspielen und wieder zurück; was sind sie jetzt noch wert? Das

Lachen und die Witze, die immer anzüglicher wurden, je länger die Fahrt dauerte. David hatte immer den Eindruck, dass sie die Mannschaft einten. Manchmal waren es Blondinenwitze, dann wieder Witze über die Leute aus Hed und nicht zuletzt Schwulenwitze. Alle zusammen haben sie darüber gelacht. Sie brauchten einander nur anzuschauen, und schon mussten sie laut losprusten. Sie waren eine Mannschaft, vertrauten einander und hatten keine Geheimnisse voreinander. Und dennoch besaß einer von ihnen ein Geheimnis. Und noch dazu der, von dem er es am wenigsten erwartet hätte. Für David ist es Verrat.

Als es Abend wird, hängt Jeanette einen Sandsack an der Decke des Schuppens auf und breitet eine weiche Matte auf dem Boden aus. Adri hilft ihr brummelnd. Als sie fertig sind, bleibt Jeanette noch eine Weile, um zu trainieren, während Adri durch den Wald in den Ort hinuntergeht, wo sie Sunes Reihenhaus ansteuert. Es ist schon spät, und als Sune ihr öffnet und sie erblickt, fragt er sofort keuchend: »Ist Benjamin etwas zugestoßen?«

Adri schüttelt ungeduldig den Kopf und fragt stattdessen: »Was muss man tun, um eine Eishockeymannschaft aufzubauen?«

Sune kratzt sich verwirrt am Bauch und räuspert sich.

»Tja … das ist eigentlich gar nicht so schwer, man fängt einfach an. Es gibt immer und überall kleine Jungs, die Eishockey spielen wollen.«

»Und Mädchen?«

Hinter Sunes Stirn rattert es einen Augenblick lang, dann holt er angesichts seiner Körperfülle schnaufend Luft.

»In Hed gibt es eine Mädchenmannschaft.«

»Wir sind aber nicht in Hed«, entgegnet Adri.

Er kann nicht umhin zu lächeln, murmelt dann aber: »Im Augenblick ist kein guter Zeitpunkt für eine Mädchenmannschaft in Björnstadt. Wir haben

hier schon genügend Probleme.«

Adri verschränkt die Arme vor der Brust.

»Ich habe eine Freundin, Jeanette, die Lehrerin an der Schule ist. Sie hat vor, in meinem Schuppen einen Kampfsportklub aufzubauen.«

Sune scheint über den befremdlich anmutenden Begriff erst einmal nachdenken zu müssen.

»Kampf*sport*?«

»Ja. Kampfsport. Sie ist gut. Sie hat mal professionell gekämpft, und die Kids werden sie lieben.«

Jetzt kratzt sich Sune mit beiden Händen am Bauch und versucht zu begreifen, was hier vor sich geht.

»Also … Kampfsport? Björnstadt ist doch keine Kampfsportstadt. Es ist eine …«

Adri ist bereits wieder gegangen. Der Welpe läuft ihr prompt hinterher. Sune folgt den beiden fluchend und brummelnd.

Als David klein war, kam ihm sein Vater wie ein unbesiegbarer Superheld vor, wie es bei Vätern der Fall ist. Er fragt sich, ob ihn sein eigenes Kind selbst auch mal für einen solchen halten wird. Sein Vater hat ihm geduldig und liebevoll das Eislaufen beigebracht. Außerdem hat er ihn nie geschlagen. David wusste, dass andere Väter es mitunter taten, seiner jedoch nie. Sein Vater las ihm Gutenachtgeschichten vor und sang Einschlaflieder, schimpfte nie, wenn sich sein Sohn beim Einkaufen eingenässt hatte, und brüllte ihn auch nie an, wenn er mit einem Ball eine Fensterscheibe zerdepperte. Sein Vater war ein Lebenskünstler und ein Gigant auf dem Eis, der schonungslos und unverwundbar schien. »Ein richtiger Mann!«, lobten ihn alle Trainer. Damals als kleiner Knirps stand David oft an der Bande des Spielfelds und sog jedes Kompliment in sich

ein, als hätte es ihm selbst gegolten. Sein Vater hatte immer einen Grund für sein Handeln und zweifelte nie, weder im Sport noch an seinen Überzeugungen. »Du kannst werden, was du möchtest, nur nicht schwul«, pflegte er lachend zu sagen. Manchmal, beispielsweise am Küchentisch, konnte er aber auch ernsthafter werden und sagen: »Homosexualität ist eine Massenvernichtungswaffe, David, merk dir das. Sie ist nichts Natürliches. Wenn alle Leute zu Homos werden, wird die gesamte Menschheit innerhalb einer einzigen Generation ausgerottet.« Als der Junge älter wurde, rief sein Vater manchmal während der Nachrichten im Fernsehen: »Das ist doch keine sexuelle Veranlagung, das ist ein Trend! Und die wollen eine unterdrückte Minderheit sein? Die haben ja sogar ’ne eigene PARADE! Wieso sollten die denn unterdrückt sein?« Wenn er etwas getrunken hatte, formte er mit den Fingern der einen Hand einen Kreis und schob den Zeigefinger der anderen hindurch. »Das hier funktioniert, David!« Dann hielt er die Spitzen seiner beiden Zeigefinger gegeneinander und sagte: »Aber das hier nicht!«

Wenn er irgendetwas richtig schlecht fand, egal was es war, oder wenn etwas nicht funktionierte, bezeichnete er es als »schwul«. Für ihn war es mehr als nur ein Begriff; er benutzte ihn als Adverb und Adjektiv, als grammatikalische Waffe.

David fährt zurück nach Björnstadt. Im Auto weint er vor Wut. Zugleich schämt er sich und ist von sich selbst angeekelt. Ein Leben lang hat er einen Jungen auf dem Eis trainiert und ihn wie einen Sohn geliebt, der seine Liebe wie zu einem Vater erwiderte. Es gibt keinen loyaleren Spieler als Benji. Keiner hat ein größeres Herz als er. Wie oft hat David die Nummer sechzehn nach einem Spiel umarmt und ihm das gesagt? »Du bist der

mutigste Stürmer, den ich kenne, Benji. Der mutigste Stürmer, den ich kenne.«

Und nach all den gemeinsamen Stunden in der Kabine, nach allen Nächten im Bus, nach allen Gesprächen und Witzen, nach Blut, Schweiß und Tränen hat sich der Junge nicht getraut, seinem Trainer sein größtes Geheimnis anzuvertrauen.

Das ist ein unfassbarer Verrat. David empfindet es zumindest so. Er kann es sich nicht anders erklären. Wie viel muss ein erwachsener Mann wie er falsch gemacht haben, um einen Kämpfer wie Benji glauben zu lassen, dass sein Trainer weniger stolz auf ihn sein würde, wenn er schwul wäre?

David hasst sich selbst dafür, dass er nicht besser geworden ist als sein Vater. Denn das ist die Pflicht eines jeden Sohnes.

Adri und Sune ziehen von Haus zu Haus, und jedes Mal, wenn ihnen jemand die Tür öffnet und einen Blick gen Himmel wirft, wie um darauf hinzuweisen, dass es wohl schon etwas zu spät ist, um bei ehrenwerten Bürgern um diese Uhrzeit noch an die Tür zu klopfen, fragt Sune unbeirrt, ob in diesem Haus zufällig kleine Mädchen wohnen. Adri wird diese Aktion später als eine Legende bezeichnen und sagen, dass sie sich vorkam wie der Pharao, der auf der Suche nach Moses ganz Ägypten durchkämmte. Adri ist zwar nicht besonders bibelfest, wie sie selbst zugeben muss, aber dafür weiß sie andere Dinge.

An jeder Tür entgegnet man ihnen: »In Hed gibt es doch Mädchenmannschaften, oder nicht?«, worauf Adri jedes Mal dasselbe antwortet, bis sie an einer Tür klingelt, deren Klinke von innen von einem Kleinkind hinuntergedrückt wird, das kaum mit den Fingern heranreicht.

Das Mädchen ist etwa vier Jahre alt und steht in einem unbeleuchteten Flur. Ihre Arme und ihr Gesicht sind übersät mit blauen Flecken. Ihre

Hände zucken verängstigt, und sie steht auf Zehenspitzen, als wolle sie jeden Moment fliehen, während sie unaufhörlich die Ohren spitzt und nach Schritten auf der Treppe lauscht. Aber ihre Augen sind weit aufgerissen und betrachten Adri neugierig, ohne zu blinzeln.

Adri bricht fast das Herz, als sie vor dem Kind in die Hocke geht und die Kleine betrachtet. Adri hat schon einen Krieg erlebt und am eigenen Körper menschliches Leid erfahren, aber daran gewöhnt man sich nie. Sie weiß einfach nicht, was sie einer Vierjährigen sagen soll, die ganz offensichtlich Schmerzen hat, aber glaubt, es wäre normal, weil sie nie erlebt hat, dass es auch anders sein kann.

»Weißt du, was Eishockey ist?«, flüstert Adri.

Das Mädchen nickt.

»Kannst du es spielen?«, fragt Adri.

Das Mädchen schüttelt den Kopf. Adri ist zu Tränen gerührt, und ihre Stimme bricht.

»Es ist das schönste Spiel auf der ganzen Welt. Das allerschönste, was es gibt. Möchtest du es lernen?«

Das Mädchen nickt.

David wünscht, er könnte augenblicklich nach Hed zurückfahren, um den Jungen in den Arm zu nehmen und ihm zu sagen, dass er es jetzt weiß. Aber er kann sich nicht überwinden, jemanden zu entlarven, der sich nicht selbst outen will. Große Geheimnisse machen uns zu kleinen Männern, insbesondere wenn wir solche sind, vor denen andere Geheimnisse haben müssen.

Also fährt David nach Hause, legt seine Hand auf den Bauch seiner Freundin und tut so, als weine er vor Glück über ihr ungeborenes Kind. Er wird im Leben Erfolg haben, er wird alles erreichen, wovon er je geträumt

hat, Karriere machen, Erfolge feiern und Pokale gewinnen, er wird unschlagbare Mannschaften in legendären Klubs vieler Länder trainieren, aber er wird stets dafür sorgen, dass nie mehr einer seiner Spieler die Nummer sechzehn trägt. Denn er wird beharrlich darauf hoffen, dass eines Tages Benji auftaucht und sein Trikot fordert.

In Björnstadt liegt ein Eishockeypuck auf einem Grabstein. Die Worte darauf sind klein geschrieben, damit alle Platz finden. »Immer noch der mutigste Stürmer, forever.« Neben dem Puck liegt eine Armbanduhr.

48

Maya und Ana sitzen jede auf einem Stein. Sie befinden sich tief genug im Wald, so dass es Tage dauern würde, sie zu finden.

»Warst du wieder bei der Therapeutin?«, fragt Ana.

»Sie meint, ich soll nicht so viel für mich behalten«, antwortet Maya.

»Ist sie gut?«

»Sie ist ganz okay. Aber sie redet noch mehr als meine Eltern. Irgendwer müsste ihr mal stecken, dass *sie* mehr für sich behalten sollte«, antwortet Maya.

»Hat sie dich schon dieses ›Wo siehst du dich in zehn Jahren‹-Ding gefragt? Die Psychologin, bei der ich war, nachdem meine Mutter abgehauen ist, ist total drauf abgefahren.«

Maya schüttelt den Kopf.

»Nein.«

»Was würdest du darauf antworten? Wo siehst du dich in zehn Jahren?«, fragt Ana.

Maya antwortet nicht. Ana sagt auch nichts weiter. Irgendwann gehen sie nach Hause zu Ana. Sie legen sich ins Bett und atmen im selben Rhythmus, bis Ana einschläft. Dann stiehlt sich Maya heimlich aus dem Bett, geht hinunter in den Keller, holt sich den Schlüssel zum Waffenschrank und öffnet ihn. Sie nimmt die Schrotflinte heraus und geht geradewegs in die Dunkelheit hinaus, während in ihrer Seele eine noch größere Finsternis herrscht.

Eishockey ist einerseits kompliziert, andererseits ganz einfach. Die Regeln sind nicht immer ganz leicht zu begreifen, die herrschende Kultur stellt eine Herausforderung dar, und all die Menschen, die diesen Sport lieben, nehmen ihn ständig von allen Ecken und Enden in die Mangel. Doch im Prinzip ist es ganz simpel:

»Ich will einfach nur spielen, Mama«, sagt Filip mit Tränen in den Augen.

Sie weiß es. Sie müssen sich nur bald entscheiden, wo er es in Zukunft tun wird. Ob er bei Björnstadt Eishockey bleiben oder Kevin, Lyt und den anderen Jungs nach Hed folgen soll. Filips Mutter kennt zwar den Unterschied zwischen Richtig und Falsch und auch den zwischen Gut und Böse, aber darüber hinaus ist sie auch seine Mutter. Und worin besteht die Aufgabe einer Mutter?

Frack sitzt mit seinen besten Freunden am Mittagstisch. Einer von ihnen deutet feixend auf seine Krawattennadel.

»Wird langsam Zeit, sie abzunehmen, oder, Frack?«

Frack schaut an sich hinunter auf die Nadel. Darauf steht »Björnstadt Eishockey«. Dann schaut er wieder zu den anderen Männern, die alle ihre abgenommen und durch eine andere ersetzt haben, auf der »Hed Eishockey« steht. Ihnen ist es offensichtlich ganz leicht gefallen, als handele es sich um irgendeinen beliebigen Klub.

Filips Mutter hilft ihrem Sohn, seine Sporttasche zu packen. Nicht weil er noch nicht alt genug wäre, um es selbst zu tun, sondern weil sie es noch immer gern tut. Dann legt sie ihre Hand auf sein Herz, das in ihrer Handfläche wie das eines Kindes schlägt, obwohl der junge Mann

inzwischen so groß ist, dass er sich weit hinunterbeugen muss, um seiner Mutter einen Kuss auf die Wange zu drücken.

Sie erinnert sich noch an jeden einzelnen Zentimeter, den er gewachsen ist, und den Kampf darum. Dann muss sie an das Sommertraining in dem Jahr zurückdenken, als Filip ins Krankenhaus gebracht werden musste, weil er sich nach einer intensiven Laufeinheit so oft übergeben hatte, dass er akut dehydriert war. Doch schon am nächsten Tag erschien er wieder zum Training.

»Du brauchst noch nicht wieder zu trainieren«, erklärte David ihm.

»Bitte!«, flehte Filip.

David legte Filip die Hände auf die Schultern und sagte geradeheraus: »Zum Herbst muss ich die bestmögliche Mannschaft aufstellen. Du wirst vielleicht noch nicht mal an irgendeinem Spiel teilnehmen.«

»Aber lass mich wenigstens trainieren. Ich will nur Eishockey spielen. Bitte, ich will nur spielen«, schluchzte Filip.

Daraufhin wurde er bei jedem Zweikampf gefoult und verlor jedes Duell, aber er war wieder dabei. Gegen Ende des Sommers fuhr David zu Filips Mutter nach Hause, setzte sich zu ihr an den Küchentisch und berichtete ihr von einer Studie, aus der hervorging, dass es einige Topspieler gab, die in den Jugendmannschaften nie unter den fünf besten rangiert hatten und sogar bei den Junioren oftmals nur Siebenter bis Zwölfter waren. Dadurch, dass sie härter kämpfen mussten, gaben sie später nicht so schnell auf, wenn sie Rückschläge einstecken mussten.

»Wenn Filip irgendwann an seinen Chancen zweifeln sollte, brauchen Sie ihm nicht zu versprechen, dass er eines Tages der Beste in seiner Mannschaft sein wird. Sie müssen ihn nur davon überzeugen, dass er alles daransetzt, um sich bei den Junioren bis zum Zwölftbesten vorzukämpfen«, sagte David.

Er konnte unmöglich wissen, wie viel das für Filips Familie bedeutete, denn sie könnten es nicht in Worte fassen. Aber es veränderte alles. Einfach alles.

Jetzt lehnt die Mutter ihre Stirn an die Brust ihres sechzehnjährigen Sohnes. Er wird einmal einer der besten Spieler werden, die diese Stadt je gesehen hat. Aber eigentlich will er einfach nur Eishockey spielen. Und das ist alles, was sie für ihn will.

Frack steht auf einem Parkplatz. Die Männer verabschieden sich per Handschlag voneinander, und die Mehrzahl von ihnen fährt in Richtung Hed.

Zwei bleiben neben Frack stehen und rauchen, bis der eine fragt: »Und die Journalisten?«

Der andere zuckt mit den Schultern. »Ein paar von ihnen haben schon versucht anzurufen, aber wir gehen natürlich nicht ran. Was zum Teufel sollten sie auch ausrichten? Es gibt ja keine Story. Kevin wurde schließlich freigesprochen. Und übers Gesetz kann sich ja wohl nicht mal ein Journalist hinwegsetzen, oder?«

»Hast du nicht irgendwelche Kontakte zur Lokalzeitung?«

»Ich spiel im Sommer immer mit dem Chefredakteur Golf. Vielleicht sollte ich ihn beim nächsten Mal gewinnen lassen.«

Sie lachen und drücken ihre Kippen aus. Dann fragt Frack: »Was glaubt ihr, wird aus Björnstadt Eishockey?«

Die Männer schauen ihn fragend an. Nicht weil seine Frage dämlich war, sondern weil keinem von ihnen außer Frack an einer Antwort gelegen ist.

Maggan Lyt sitzt am Steuer ihres Autos und wartet. William sitzt auf dem Beifahrersitz. Er trägt eine Trainingsjacke mit der Aufschrift »Hed

Eishockey«. Filip tritt mit seiner Sporttasche in der Hand auf die Straße hinaus und zögert eine gefühlte Ewigkeit lang. Dann schaut er seine Mutter an, lässt ihre Hand los und öffnet den Kofferraum des Wagens der Familie Lyt. Er setzt sich auf die Rückbank, während seine Mutter die Beifahrertür öffnet und William in die Augen schaut.

»Du sitzt auf meinem Platz.«

William protestiert, aber Maggan scheucht ihn ohne Umschweife vom Beifahrersitz hoch. Die Jungen setzen sich auf die Rückbank und schauen einander an; die Frauen vorn tun es ihnen gleich. Maggan schluckt heftig.

»Ich weiß, dass ich manchmal ein richtiges Ekel bin, aber alles, was ich tue … tue ich letztlich für unsere Kinder.«

Filips Mutter nickt. Die ganze Nacht lang hat sie sowohl sich selbst als auch Filip versucht einzureden, dass er bei Björnstadt Eishockey bleiben soll. Aber ihr Sohn will einfach nur Eishockey spielen und die Chance bekommen, so gut wie möglich zu werden. Worin besteht also die Aufgabe einer Mutter? Ihrem Kind die besten Voraussetzungen dafür zu ermöglichen. Sie wiederholt es im Stillen, da sie weiß, was sie damals selbst alles in Kauf genommen hat, um eine Toplangläuferin zu werden. Manchmal musste sie mit unangenehmen Kollegen zusammen trainieren und sich klarmachen, dass dies nichts mit dem Sport zu tun hatte. Filip und William spielen schon seit der Kita gemeinsam Eishockey, und Maggan und sie kennen sich schon ein ganzes Leben lang. Also fahren sie gemeinsam nach Hed. Freundschaft ist sowohl kompliziert als auch ganz einfach.

Frack kommt nach Hause. Er hört die Stimme seines Sohnes, der mittlerweile zwölf ist und ebenfalls Eishockey liebt, doch Frack erinnert sich noch gut daran, wie er als Sechsjähriger das Training hasste und darum bettelte, nicht hinzumüssen. Doch Frack fuhr ihn trotzdem hin und

begründete es jedes Mal damit, dass Björnstadt eben eine Eishockeystadt sei. Selbst als seine Frau Elisabeth einmal am Mittagstisch murmelte: »Aber wenn er partout nicht spielen will, Liebling, sollen wir ihn dann wirklich dazu zwingen?«, fuhr Frack ihn weiterhin zum Training, weil er sich so sehr wünschte, dass der Junge seine Liebe zu diesem Sport nachvollziehen würde. Das Eishockey hat Frack vielleicht nicht das Leben gerettet, aber ihm ein ganz anderes ermöglicht, hat ihm Selbstvertrauen und ein Gefühl der Zugehörigkeit vermittelt. Ohne Eishockey wäre er nur ein dicker Junge mit der Diagnose ADHS gewesen, doch der Sport lehrte ihn, seine Energie zu bündeln. Denn er spricht eine Sprache, die Frack versteht, und spielt sich in einer Welt ab, in der er sich zurechtfindet.

Frack hatte immer Angst davor, dass sich sein Sohn gegen Eishockey entscheiden würde, weil er dann als Vater außen vor geblieben wäre. Er hatte auch eine Höllenangst vor dem Gedanken, dass sich der Junge einer anderen Sportart zuwenden würde, in der Frack sich nicht auskannte, so dass er verloren auf der Tribüne stehen würde, und sich erst mal die Regeln erklären lassen müsste, bevor er mitreden könnte. Er wollte nicht, dass sich sein Sohn für ihn schämen müsste.

»Jetzt gib endlich das Ladegerät her!«, brüllt der Sohn seine große Schwester gerade an.

Er ist schon bald ein Teenager, und während man ihn früher fast zum Training schleifen musste, kann man ihn jetzt kaum davon losreißen, doch mittlerweile bettelt er um ganz andere Dinge. In den vergangenen Tagen beispielsweise darum, in Hed Eishockey spielen zu dürfen, weil alle guten Spieler dort hingehen werden.

»Das Ladegerät gehört nicht DIR, du doofe Tusse, es ist MEINS!«, brüllt der Junge seiner Schwester hinterher, nachdem sie in ihr Zimmer gestürmt ist und die Tür hinter sich zugeknallt hat. Frack streckt seinen Arm

aus, um sich den Jungen zu schnappen und ihn zurechtzuweisen, doch der hat seinen Vater noch gar nicht erblickt und schafft es noch, mit dem Fuß gegen die Tür zu treten und zu schreien: »Gib jetzt endlich das Ladegerät her, du blöde HURE! Mit dir will doch sowieso keiner telefonieren! Alle wissen, dass DU gern vergewaltigt worden wärst, aber dich WILL ja keiner!«

Frack kann sich hinterher nicht mehr genau daran erinnern, was daraufhin geschieht. Er weiß nur noch, dass Elisabeth verzweifelt von hinten an seinen Armen zerrt, damit er den Jungen loslässt. Der Sohn hingegen hängt mit panischem Blick in den riesigen Pranken seines Vaters, während Frack ihn ein ums andere Mal gegen die Wand schlägt und dabei auf ihn einbrüllt. Die Tochter öffnet stumm vor Schock ihre Zimmertür. Elisabeth gelingt es schließlich, ihren mehr als hundert Kilo schweren Mann zu Boden zu reißen, wo er mit seinem Sohn in den Armen liegen bleibt. Beide weinen, der eine vor Schreck und der andere aus Scham.

»So einer darfst du nicht werden. Ich kann nicht zulassen, dass du … ich hab dich doch lieb, ich liebe dich so sehr … Du musst einmal ein besserer Mensch werden als ich …«, flüstert Frack seinem Sohn ins Ohr, ohne die Umarmung zu lösen.

Fatima legt skeptisch den ersten Gang des kleinen Autos ein. Bobos Eltern haben es ihr geliehen, mussten sie aber erst mal dazu überreden, ihr Angebot überhaupt anzunehmen. Fatima hat Bobos übel zugerichtetes Gesicht gesehen, das genauso entstellt ist wie Amats, aber nichts gesagt. Auch jetzt sagt sie nichts. Sie fährt mit ihrem Sohn an Hed vorbei durch den Wald bis in die nächstgrößere Stadt, wo es die Art von Geschäften gibt, nach denen ihr Sohn sucht. Als sie an einem Sportgeschäft vorbeikommen, fragt sie, ob er irgendetwas fürs Eishockeyspielen bräuchte, woraufhin er

den Kopf schüttelt, aber nicht erwähnt, dass es zum Herbst vielleicht nicht einmal mehr einen Klub gibt, in dem er spielen kann. Seine Mutter wird unter Umständen nicht einmal mehr eine Arbeit haben. Keiner von beiden erklärt dem anderen, wofür sie die fünftausend Kronen besser verwenden könnten. Als Amat in den Laden geht, wartet sie draußen. Die Verkäuferin nimmt sich viel Zeit, um ihn zu beraten, damit er etwas Gutes für sein Geld bekommt, aber schließlich verlässt er den Laden mit einem Paket, dass er etwas unbeholfen auf der unverletzten Seite seines Körpers unterm Arm trägt, um nicht bei jedem Schritt befürchten zu müssen, dass die gebrochene Rippe ein Loch in seine Lunge bohrt.

Dann fahren sie wieder zurück in Richtung Björnstadt, biegen allerdings ein Stück vor der Senke in die Innenstadt ab. Während Amat das Paket auf der Vortreppe von einem der Häuser abstellt, wendet Fatima den Wagen.

Maya ist nicht zu Hause. Aber die Gitarre wird noch dort stehen, wenn sie zurückkommt. »Ein besseres Instrument kannst du für fünftausend Kronen nicht bekommen, und das Mädchen wird es noch in zehn Jahren lieben!«, hat ihm die Verkäuferin versprochen.

Frack betritt den »Bärenpelz« und bleibt mit verwuschelten Haaren und seiner Mütze in der Hand vor der Bar stehen. Ramona legt ihre Handflächen auf die Theke.

»Und?«

Frack räuspert sich.

»Wie viele Sponsoren hat Björnstadt Eishockey aktuell?«

Ramona hustet und tut so, als würde sie sie an den Fingern abzählen.

»Ich glaube, wir sind insgesamt einer.«

Die Haut auf seinen Wangen legt sich in Falten, als er den Kiefer zusammenpresst.

»Möchtest du vielleicht Gesellschaft bekommen?«

Ramona betrachtet ihn skeptisch. Dann wendet sie ihm den Rücken zu und bedient einen anderen Kunden. Als sie zurückkehrt, hält sie zwei Gläser in den Händen. Das eine stellt sie vor Frack ab, während sie den Inhalt des anderen selbst hinunterkippt.

»Du bist Geschäftsmann, Junge. Sponser doch lieber Hed, das macht sich gut für deinen Supermarkt dort.«

»Hed Eishockey ist aber nicht mein Klub.«

Sie rümpft die Nase.

»Ich bin mir nicht ganz sicher, ob du es dir wirklich leisten kannst, deinen Klub zu retten.«

Seine Lippen werden schmal, und er schließt die Augen. Dann öffnet er sie wieder, mit ebenso unglücklichem Blick wie zuvor.

»Ich hab vor, den Supermarkt in Hed zu verkaufen. Elisabeth beschwert sich sowieso schon darüber, dass ich zu viel arbeite.«

»Das würdest du für einen Eishockeyklub tun?«

»Ich würde es für einen besseren Eishockeyklub tun.«

Ramona schnaubt herausfordernd.

»Und was willst du dann von mir? Ich weiß ja nicht, was du glaubst, was ich hier verkaufe, aber Gold ist es gewiss nicht.«

»Ich will, dass du in den Vorstand gewählt wirst.«

»Bist du betrunken, Junge?«

»Um den Klub zu retten, braucht es einen richtigen Kerl. Und in Björnstadt gibt es keinen gestandeneren als dich.«

Sie lacht heiser auf.

»Du hast schon immer ’ne Schraube locker gehabt. Man könnte meinen, du wärst Torwart gewesen.«

»Danke«, murmelt Frack gerührt.

Denn Holger war Torwart, und dieser Begriff gilt im »Bärenpelz« als Kompliment. Dann entfernt sich Ramona, um einen weiteren Kunden zu bedienen. Als sie zurückkommt, stellt sie Frack ein Bier hin und sich selbst einen Kaffee.

Als sie Fracks erstaunte Miene sieht, brummt sie: »Um in einem Vorstand sitzen zu können, muss ich erst mal wieder nüchtern werden. Aber wenn ich daran denke, wie viel ich in den vergangenen vierzig Jahren getrunken hab, könnte das ein paar Monate dauern.«

Benji und der Bassist liegen umringt von diversen Instrumenten an den Wänden des Proberaums nebeneinander auf dem Rücken und lassen sich von sanfter Musik berieseln. Manchmal ist es ganz leicht, ein Instrument zu erlernen. Man muss nur nicht spielen und dann einfach damit aufhören.

»Ich muss bald wieder nach Hause«, sagt der Bassist.

Er meint nicht seine Wohnung in Hed, sondern seine Heimat. Benji entgegnet nichts, doch der Bassist wünscht sich, dass er es täte.

»Du kannst … ja mitkommen …« Seine Lippen formen die Worte, obwohl sein Herz dagegen ankämpft.

Er will die Antwort nicht hören und bekommt auch keine. Benji steht auf und zieht sich wieder an. Der Bassist setzt sich auf und zündet sich eine Zigarette an, wobei er wehmütig lächelt.

»Du könntest von hier wegziehen, weißt du? An anderen Orten kann man auch leben.«

Benji küsst ihn aufs Haar.

»Ich bin aber nicht wie du.«

Als Benji sich nach draußen in den letzten Schneefall des Jahres begibt und die Tür leise hinter sich schließt, geht dem Bassisten auf, wie wahr seine Worte sind. Benji ist wirklich nicht wie er, aber auch nicht so wie die Leute, die hier wohnen. Benji ist irgendwie einzigartig. Wie schafft man es nur, einen Menschen wie ihn nicht zu lieben?

Als es in Björnstadt Nacht wird, dreht Kevin einsam seine Kreise auf der beleuchteten Joggingrunde. Eine Runde nach der anderen. Bis die Schmerzen in seinen Muskeln alle anderen Schmerzen überlagern. Er läuft immer weiter, bis sein Adrenalinausstoß stärker ist als seine Unsicherheit, so dass seine Wut das Gefühl der Demütigung besiegt. Runde um Runde.

Anfänglich wird er davon ausgehen, dass es Einbildung ist, und seine Augen werden sich von den Schatten täuschen lassen. Einen Moment lang wird er sogar glauben, so erschöpft zu sein, dass er schon halluziniert, und sein Tempo verlangsamen. Während sich sein Brustkorb angestrengt hebt und senkt, wischt er sich mit dem Jackenärmel den Schweiß aus dem Gesicht. Erst in dem Moment erblickt er das Mädchen mit dem Gewehr in der Hand und dem Tod im Blick.

Irgendwann einmal hat er von Jägern gehört, wie sich Tiere verhalten, wenn sie Todesangst haben, aber erst jetzt geht ihm die Bedeutung dessen auf.

Ana wacht auf, schaut sich im Zimmer um und murmelt schlaftrunken und desorientiert etwas vor sich hin, bis sie abrupt hochfährt und sich dabei den Kopf an ihrem Nachttisch stößt. Sie zieht ruckartig an der Bettdecke, als hoffe sie, dass Maya sich nur vor ihr versteckt. Doch als sie realisiert, was geschehen ist, wird sie von einer Panik erfasst, die sich anfühlt, als würde sie von den Klauen eines wilden Tieres gepackt. Sie stürzt polternden

Schrittes die Treppen hinunter und rennt mit geschlossenen Lippen laut schreiend in den Keller, als würden die Blutgefäße in ihrem Kopf eines nach dem anderen explodieren, bis sie den Waffenschrank öffnet und sieht, welche Waffe fehlt.

Im Schrank liegt ein Zettel mit Mayas säuberlicher Handschrift darauf.

»Glücklich, Ana. In zehn Jahren sehe ich mich selbst als glücklichen Menschen. Und dich auch.«

49

In zehn Jahren wird eine fünfundzwanzigjährige Frau in einer großen Stadt weit entfernt von Björnstadt den Parkplatz eines Einkaufszentrums überqueren. Direkt daneben steht eine Eishalle, die sie nicht mal eines Blickes würdigen wird, da diese nichts mit ihrem Leben zu tun hat. Bevor sie sich ins Auto setzt, wird sie einen Blick übers Autodach werfen und ihrem Mann zulächeln. Er wird seine Einkaufstüten in den Kofferraum stellen und lachend ihren Blick erwidern. Auch er wird nicht in Richtung Eishalle schauen, da er kein Interesse daran hat. Sie wird ihr Kinn für einen kurzen Augenblick aufs Autodach legen, und er wird es ihr gleichtun. Dann werden beide kichern, und sie wird denken, dass er alles verkörpert, was ihr wichtig ist, alles, was sie sich je gewünscht hat, und dass er perfekt zu ihr passt. Sie ist schwanger und glücklich. In zehn Jahren.

Auf der beleuchteten Joggingstrecke ist zwar kein Laut zu hören, aber sie ist nicht leer. Kevin sieht aus der Entfernung nur die Konturen eines Menschen und wird langsamer, ohne jedoch anzuhalten. Als Maya vor ihm ins Licht tritt, hat er keine Chance mehr, zu fliehen. Und als er die Schrotflinte erblickt, ist es bereits zu spät. Sie bleibt mit der Waffe ruhig in den Händen liegend und mit gleichmäßigen entspannten Atemzügen drei Meter vor ihm stehen. Dabei lässt sie ihn nicht aus den Augen und blinzelt auch nicht. Ihre Stimme klingt kalt und unerbittlich, als sie ihm befiehlt, niederzuknien.

In zehn Jahren wird in einer großen Stadt weit entfernt von Björnstadt auf einem Neonschild über dem Eingang einer Eishalle der Name einer Künstlerin stehen. An diesem Abend wird darin kein Eishockeyspiel, sondern ein Konzert stattfinden, doch die Frau auf dem Parkplatz interessiert sich nicht dafür. Sie wird sich ins Auto setzen und über den Sitz hinweg die Hand ihres Ehemannes ergreifen. Sie wird sich keine Illusionen darüber machen, dass die Liebe einfach ist, denn sie hat selbst schon viele Fehler gemacht und viel Leid erlebt und weiß, dass es ihrem Mann ebenso ergangen ist. Doch wenn er sie anschaut, scheint er ihr wahres Wesen zu erblicken, und auch wenn er durchaus nicht perfekt ist, ist er es in ihren Augen schon.

Kevin kniet im Schnee, und sein Kopf sinkt zu Boden, während seine Haut in der Kälte erstarrt und seine Arme schlottern.

Maya presst ihm die Gewehrmündung gegen die Stirn und flüstert: »Sieh mich an. Ich will dir in die Augen schauen, wenn ich dich töte.«

Während ihm die Tränen aus den Augen strömen, versucht er etwas zu sagen, doch sein Heulen und Keuchen lassen seine Lippen erstarren. Von seinem Kinn tropfen Nasenschleim und Speichel herunter. Als das eiskalte Metall der doppelläufigen Schrotflinte gegen seine Haut gepresst wird, steigt ihm ein Geruch nach Ammoniak in die Nase. Der Fleck auf seiner grauen Trainingshose breitet sich aus, bis er seine beiden Oberschenkel bedeckt. Vor lauter Panik nässt er sich ein.

Maya hatte erwartet, dass sie nervös werden und vielleicht sogar Angst bekommen würde. Aber jetzt spürt sie rein gar nichts. Ihr Plan war ganz simpel: Sie wusste, dass Kevin in dieser Nacht keinen Schlaf finden würde, und hoffte, dass er zum Joggen rausgehen würde. Und sie hatte recht. Sie musste nur lange genug vor seinem Haus stehen und auf ihn warten. Da sie

beim letzten Mal, als sie im Wald stand, die Zeit seiner Laufrunden genommen hat, wusste sie genau, wie lange er für eine Runde brauchen würde, wo sie sich verstecken und wann sie aus der Dunkelheit hervortreten müsste. Das Gewehr ist für zwei Schuss ausgelegt, aber sie hat von Anfang an gewusst, dass sie nur einen benötigt. Sie hält die Mündung gegen seine Stirn gepresst. Nach dieser Nacht ist alles vorbei.

Sie hatte erwartet, dass sie zögern oder es sich gar anders überlegen und ihn trotz allem verschonen würde. Doch sie tut nichts dergleichen.

Als ihr Zeigefinger den Abzug umschließt, ist sie innerlich ganz leer. Und als sie abdrückt, sind seine Augen geschlossen und ihre offen.

In zehn Jahren wird ein Mann auf einem Parkplatz rückwärts aus einer Parklücke herausfahren. Als er durch die Seitenscheibe hinausschaut, wird er innerlich zu Eis gefrieren. Aus einem anderen Auto wird gerade eine Frau mit aufrechtem Rücken und einem Gitarrenkoffer in der Hand aussteigen. Sie hat das Instrument von einem Freund geschenkt bekommen, als sie fünfzehn war, und weigert sich noch immer, auf einem anderen zu spielen. Sie wird den Mann im Auto nebenan erblicken und innehalten. Für ein paar schreckliche Sekunden werden sich beide wieder um zehn Jahre und in eine weit entfernte Kleinstadt im Wald zurückversetzt fühlen, als der Mann noch ein Junge war und im Schnee kniend um sein Leben flehte, während sie mit einer Schrotflinte in der Hand vor ihm stand und den Abzug betätigte.

Kevin fällt zu Boden. Er weiß genau, dass er gleich sterben wird. Seinem Gehirn bleibt gerade noch Zeit, um zu registrieren, dass es jeden Moment explodieren und zu einer Masse aus Blut und Schrot werden und sein Herz zu schlagen aufhören wird. Und als es wieder zu schlagen beginnt, und

zwar so heftig, dass es ihm fast den Brustkorb sprengt, weint er laut schreiend mit der besinnungslosen Hysterie und Panik eines Kleinkindes.

Maya steht noch immer vor ihm und senkt die Flinte. Dann nimmt sie eine einzige Patrone aus ihrer Jackentasche und lässt sie unmittelbar vor ihm in den Schnee fallen. Danach geht sie in die Hocke und zwingt ihn dazu, ihr in die Augen zu schauen, als sie sagt: »Jetzt wirst du auch Angst vor der Dunkelheit haben, Kevin. Und zwar für den Rest deines Lebens.«

In zehn Jahren wird der Parkplatz voller Menschen sein. Kevins Frau wird schwanger sein. Maya wird nur ein paar Meter von ihm entfernt stehen und alle Möglichkeiten haben, um ihn zu ruinieren. Sie könnte direkt auf ihn zugehen und klarstellen, dass er ein Vergewaltiger ist, um ihn vor der Frau, die er am meisten liebt, zu erniedrigen und zu vernichten.

In diesem Augenblick wird sie alle Macht der Welt besitzen, aber sie wird ihn gehen lassen. Sie verzeiht ihm nicht und begnadigt ihn auch nicht, sie schont ihn nur. Und das wird ihm ein für alle Mal klar sein. Sie wird wissen, dass er auch nach zehn Jahren noch immer bei eingeschaltetem Licht schläft.Sie wird wissen, dass er auch nach zehn Jahren noch immer bei eingeschaltetem Licht schläft.

Als er verschwitzt und am ganzen Körper zitternd davonfährt, wird ihn seine Ehefrau fragen, wer die andere Frau war. Und Kevin wird ihr die Wahrheit sagen. Alles.

Währenddessen wird Maya auf die Eishalle zugehen. Die Sicherheitskräfte werden sie gegen den Zugriff fanatischer Hände schützen und versuchen, die kreischenden Stimmen der Fans zu dämpfen, die ihr zujubeln, aber sie

wird geduldig stehen bleiben, ihr Autogramm auf alle möglichen Gegenstände schreiben, die ihr entgegengestreckt werden, und sich mit allen fotografieren lassen, die sie darum bitten. Auf dem Neonschild über ihnen wird neben dem Namen der Künstlerin, die am heutigen Abend auftreten wird, das Wort »Ausverkauft!« aufblinken.

Der Name ist ihrer.

50

Ana läuft geradewegs in die Nacht hinaus, ohne genau zu wissen, wohin. Ihr Blick flackert panisch umher, bis sie die Lampen der beleuchteten Joggingstrecke erblickt und die Schreie hört. Als sie den Waldrand erreicht, sieht sie die beiden. Kevin und ihre beste Freundin. Er kniet auf dem Boden und weint hysterisch. Maya kehrt ihm gerade den Rücken zu und entfernt sich von ihm. Als sie Ana erblickt, bleibt sie abrupt zwischen den Bäumen stehen. Die beiden fünfzehnjährigen Mädchen schauen einander in die Augen. Dann umarmen sie sich und gehen ohne ein Wort zusammen wieder nach Hause.

Früh am nächsten Morgen wird Ana die Patrone vom Boden auf der Joggingstrecke aufheben und sie wieder zur restlichen Munition ihres Vaters zurücklegen. Wenn sie irgendwann einmal irgendwer fragen sollte, wo sie in der betreffenden Nacht gewesen ist, wird sie antworten »zu Hause«. Und wenn jemand danach fragen wird, was ihre beste Freundin getan hat, wird sie antworten: »Tut mir leid, die Situation hab ich nicht mitbekommen.«

Die Tür zur Eishalle wird von außen geöffnet, und ein Junge kommt auf Gehstützen herein. Peter ist auf dem Korridor vor dem Umkleideraum gerade in die entgegengesetzte Richtung unterwegs, bleibt jedoch überrascht stehen.

»Benjamin …«

Dann weiß er nicht mehr weiter. Er war noch nie gut in solchen Dingen. Das Einzige, was er hervorbringt, ist die Frage: »Wie geht's deinem Fuß?«

Benji linst an ihm vorbei in Richtung Eisfläche. Wie alle, die diesen einen Zentimeter so lieben, wo Fußboden und Eis ineinander übergehen, meint er selbst von hier aus spüren zu können, wie ihm Flügel wachsen. Dann richten sich seine Pupillen wieder auf Peters Augen, und er antwortet: »Bis zum ersten Spiel der ersten Mannschaft wird er wieder verheilt sein. Falls Sune dann der Meinung ist, dass ich einsatzbereit bin.«

Peters Augenbrauen schieben sich zusammen, und er räuspert sich unangenehm berührt.

»Benji … das ist … wir können den Spielern der ersten Mannschaft ja nicht mal Honorare zahlen … mein Gott, vielleicht haben wir im Herbst nicht mal mehr einen Klub.«

Benji belastet seinen Fuß. Diesmal den gesunden anstelle des gebrochenen.

»Ich will eigentlich nur spielen.«

Peter lacht.

»Aber zum Teufel, Benji, mit deinen Fähigkeiten und deinem Herzblut kann aus dir doch ein STAR werden. Ich meine es ernst. In ein paar Jahren wirst du als Profi spielen können. Hed Eishockey wird eine phantastische Mannschaft und genügend finanzielle Mittel haben … Dort hast du viel bessere Chancen, dich weiterzuentwickeln.«

Benji zuckt gleichgültig mit den Achseln. Seine Entgegnung ist genauso kurz wie kompromisslos: »Aber ich bin aus Björnstadt.«

Als in diesem Jahr die neuen Eislaufkurse in der Eishalle beginnen, hat man dort vier Teenager als Lehrer engagiert. Sie stehen im Mittelkreis mit den Farben des Klubs: grün, weiß und braun wie der Wald, das Eis und der

Boden. Dieser Klub ist von Leuten gegründet worden, die genauso waren wie er selbst: hartgesotten und stur in seiner Liebe wie auch in allen anderen Dingen. Die Jungs werfen einen Blick auf den Bären, der unter ihnen auf dem Eis prangt. Als sie klein waren, hatten sie Angst vor ihm, und mitunter haben sie das auch heute noch.

Amat, Zacharias, Bobo und Benjamin: Zwei von ihnen sind gerade sechzehn geworden, zwei werden bald achtzehn. In zehn Jahren werden zwei von ihnen Profis sein, einer Vater und ein anderer nicht mehr am Leben.

Benjis Handy klingelt, doch er geht nicht ran. Als es erneut klingelt, zieht er es aus der Tasche und schaut aufs Display. Dann holt er tief Luft und schaltet es aus.

An einer Bushaltestelle steht ein Bassist mit einer Reisetasche. Er ruft zum letzten Mal dieselbe Nummer an. Dann steigt er in den Bus und fährt davon. Er wird nie wieder hierher zurückkommen, doch in zehn Jahren wird er Benjamins Gesicht plötzlich im Fernsehen erblicken und sich sofort wieder an alles erinnern. An die Berührungen ihrer Fingerspitzen und ihre Blicke. An die Gläser auf der abgenutzten Theke einer Bar und die Rauchkringel der Zigaretten in einem stillen Wald. Und daran, wie sich der Schnee auf der Haut anfühlen kann, der im März fällt, während ein Junge mit traurigem Blick und entflammtem Herzen einem das Eislaufen beibringt.

Als die Kinder über die Kante im Fußboden aufs Eis hinausdrängen und diesen einen Zentimeter überwinden müssen, wo sie den festen Boden unter den Füßen verlieren, helfen die Jungs im Mittelkreis den Kleinen lachend

wieder auf. Dann versuchen sie ihnen beizubringen, dass es auch andere Möglichkeiten gibt, um zu bremsen, ohne mit dem Gesicht voran direkt in die Bande zu rauschen.

Keiner von ihnen sieht den ersten Kufenabdruck des kleinen Mädchens auf dem Eis, das als Letzte hinauskommt. Sie ist vier Jahre alt, ein drahtiger kleiner Dreikäsehoch mit zu großen Handschuhen und blauen Flecken am ganzen Körper, die allen auffallen, die aber niemand hinterfragt. Der Helm rutscht ihr über die Stirn in die Augen, aber ihr Blick ist dennoch gut zu sehen.

Adri und Sune laufen hinter ihr aufs Eis hinaus, bereit, sie aufzufangen, bis sie feststellen, dass es gar nicht nötig ist. Die vier Jungs im Mittelkreis werden in der kommenden Saison eine neue erste Mannschaft bilden, doch das spielt keine Rolle, denn in zehn Jahren werden es nicht ihre Namen sein, die dafür sorgen, dass die Leute in dieser Stadt ihre Köpfe recken.

Dann werden sie alle vier lügen und sagen, dass sie dabei waren und sahen, wie es geschah. Der erste Kufenabdruck auf dem Eis von einem Mädchen, das als größtes Talent gelten wird, das dieser Klub je gesehen hat. Alle werden sagen, dass sie es damals schon gewusst hätten.

Denn hier in der Gegend kennt man sich mit Bären aus.

Und Kirschbäume duften immer nach Kirschbäumen.

So ist es nun einmal in Eishockeystädten.

Danksagung

Mein Dank gilt zuallererst denen, die mich bei den schwierigsten Teilen dieser Geschichte unterstützt haben, mich aber aus unterschiedlichen Gründen darum baten, ihre Namen hier nicht zu erwähnen. Ich bin euch ungemein viel schuldig.

Eine besonders tiefe Verbeugung möchte ich auch an alle Eishockeyspieler, Trainer, Schiedsrichter und Eltern richten, die mich an Spielen und Trainingseinheiten teilhaben und meine unbedarften Fragen stellen ließen.

Ein besonderes Dankeschön gilt meinem Freund und Arbeitskollegen *Niklas Natt och Dag*, meiner Verlegerin *Sofia Brattselius Thunfors*, meiner Lektorin *Vanja Vinter* und meinem Agenten *Tor Jonasson.* Nach meiner Familie seid ihr die vier wichtigsten Personen, die dazu beitrugen, dass dieses Buch Gestalt annahm. Danke, dass ihr mich bis zum Schluss unterstützt habt.

Des Weiteren möchte ich gern folgenden Personen herzlich danken, ohne deren Unterstützung dieser Roman nur eine Idee und ein Stapel Papier geblieben wäre: *Tobias Stark*, Historiker und Eishockeyforscher im Institut für Sportwissenschaften an der Linné-Universität. *Isabel Boltenstern* und *Jonathan Lindquist*, meine unermüdlichen Wissensquellen und humorvollen Korinthenkacker, die sich als harte, aber gerechte Kritiker erwiesen, auch wenn sie es mit einem empfindlichen Schriftstellerego zu tun hatten. An *Erika Holst, John Lind, Johan Forsberg, Andreas Haara, Ulf Engman* und *Fredrik Glader*, allesamt Eishockeyexperten, die mir

angesichts meiner verworrenen Überlegungen in großzügiger Weise unverhältnismäßig viel Zeit widmeten. An *Anders Dalenius* für lehrreiche Auskünfte über Hunde und Waffen. An *Sofia B. Karlsson* für tiefgründige Gespräche und kluge Äußerungen über den Sport und das Leben im Allgemeinen. An *Robert Pettersson* für einen ausführlichen und stets geduldigen Mailverkehr. An *Attila Terek* für seine Fachkenntnis im Bereich Chemie. An *Isac* und *Rasmus* bei *Monkeysports* in Södertälje dafür, dass ihr mich einen ganzen Tag lang im Laden habt herumstöbern lassen, um mich mit der Eishockeyausrüstung vertraut zu machen. An *Lina »Lynx« Eklund* und das *Pancrase Gym* dafür, dass ich euch im Studio besuchen und an eurer Liebe zum Sport teilhaben durfte. An *Johan Zillén* dafür, dass du mit deiner Meinung nie hinterm Berg hältst. Und außerdem: an *alle juristischen Experten* in ganz unterschiedlichen Fachgebieten, die mich im Hinblick auf Formulierungen beraten und inhaltliche Feinheiten sowie Formalitäten angemerkt haben, sowie *alle anderen*, die Teile des Manuskripts gelesen und ihre Anmerkungen dazu gemacht haben. Ihr seid zu viele, um euch alle hier aufzulisten, aber ich hoffe, ihr wisst, dass ich euren Einsatz zu schätzen weiß.

Ein Dankeschön auch an *Anna Svensson* und *Lina Kåberg Stene* bei *KULT PR* für ihre harte Arbeit und ihr herzliches Lachen während chaotischer Signiernachmittage und an *Karin Wahlén* für alles andere: Abenteuer, Ideen, leidenschaftliche Diskussionen und nicht zuletzt große Umwege zu den besten Würstchenbuden. An *Nils Olsson* für all die Zeit und Energie, die du in die Illustration des Umschlags gesteckt hast; der erste Eindruck, den ein Buch hinterlässt. An *Eric Thunfors* für den Bären, den du entworfen hast und der so viel von dem zum Ausdruck bringt, was ich über Björnstadt Eishockey vermitteln wollte. An die *Salomonsson Agency* dafür, dass ihr mich die Welt sehen lasst. An *Pelle Silveby, Bengt*

Karlsson und *Christina Thulin*, die sich um den ganzen Papierkram kümmern. An *Oskar Ollerup* für die »Lauter-lauter«-Playlist (und alle anderen brillanten Dinge, die ich vermutlich im Lauf der Jahre bei dir geklaut habe). An *Riad Haddouche, Junes Jaddid* und *Erik Edlund* für alles, was ihr mir im Lauf einer fast zwanzigjährigen Freundschaft gegeben habt und nicht zuletzt auch ertragen musstet.

Schlussendlich möchte ich allen Mitarbeitern vom *Piratförlaget* danken, die an meine Idee geglaubt haben. Vor allem *Ann-Marie Skarp*, die mir zugehört und vertraut hat, *Anna Hirvi Sigurdsson*, die den Text auf Herz und Nieren geprüft hat, und *Mattias Boström*, der mitten in einer Julinacht auf meine Mail geantwortet hat, nachdem ich ausgeflippt bin.

Aber vor allem möchte ich meinen Kindern danken. Danke, dass ihr gewartet habt, während ich diesen Roman schrieb. JETZT spielen wir endlich Minecraft.

Über Fredrik Backman

Fredrik Backman, geboren 1981, arbeitete als Journalist, Gabelstaplerfahrer und vieles mehr – heute ist er Familienvater und einer der erfolgreichsten Autoren Schwedens. Sein erster Roman »Ein Mann namens Ove« wurde zu einem internationalen Phänomen; die Verfilmung mit Rolf Lassgård wurde mit dem Europäischen Filmpreis ausgezeichnet. Auch Fredrik Backmans folgende Romane eroberten die Bestsellerlisten in Deutschland, den USA und vielen anderen Ländern; sein Werk wird in 40 Sprachen übersetzt. Der Autor lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Solna bei Stockholm.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Es ist nur ein Spiel, aber für Björnstadt kann es alles bedeuten. Die Menschen in dem kleinen Ort tief in den Wäldern haben viele Rückschläge hinnehmen müssen. Doch sie sind stark und leidenschaftlich wie Bären, und sie halten zusammen. Deshalb fiebern und träumen sie alle mit den Eishockeyjunioren, deren große Chance bevorsteht. Endlich nur ein einziges Mal wieder spüren, dass sie in Björnstadt etwas bedeuten, dass sie auch etwas gewinnen können! Nicht nur Freude und Selbstbewusstsein, vielleicht sogar neue Sponsoren und Arbeitsplätze, eine Zukunft. Noch ahnt niemand von ihnen, dass sich ihre Gemeinschaft bald für immer verändern wird.

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Björnstad« im Piratförlaget, Stockholm
© Fredrik Backman 2016
Published by Arrangement with the Salomonsson Agency

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung: www.buerosued.de
Coverabbildung: Markus Roost
Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-490500-6

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Kleine Stadt der großen Träume‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern



© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.


FREDRIK BACKMAN
KLEINE
STADT
DER GROSSEN
TRÄUME
ROMAN
KRÜGER